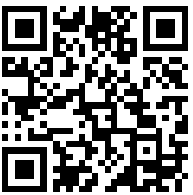
This is a reproduction of a library book that was digitized by Google as part of an ongoing effort to preserve the information in books and make it universally accessible.

Google™ books

https://books.google.com



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

B 834,826

FRITZ WILLFORT

TURKESTANISCHES TAGEBUCH

Digitized by Google

PROPERTY OF
University of Michigan Libraries
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS

Digitized by Google

4.5

Digitized by Google

Digitized by Google

TURKESTANISCHES TAGEBUCH

Digitized by Google

O. A. S.

zugeeignet

Digitized by Google

FRITZ WILLFORT

TURKESTANISCHES TAGEBUCH

SECHS JAHRE IN RUSSISCH-ZENTRALASIEN

UNTER MITARBEIT VON HANS PRAGER

MIT 27 ABBILDUNGEN UND 2 KARTEN

1 9 3 0

WILHELM BRAUMÜLLER
UNIVERSITÄTS-VERLAGSBUCHHANDLUNG, WIEN UND LEIPZIG

Digitized by Google

DK
854
.W72

ALLE RECHTE VORBEHALTEN

COPYRIGHT 1930 BY
WILHELM BRAUMÜLLER, UNIVERSITÄTS-VERLAGSBUCHHANDLUNG,
WIEN, IX.

Druck von Friedrich Jasper, Wien, III., Thongasse 12.

Digitized by Google

31-272127

Vorwort

Unzählige hat im Weltkrieg das Los der Kriegsgefangenschaft getroffen, aus der Hunderttausende nicht mehr zurückgekehrt sind; sie ruhen weit von ihrer Heimat in fremder Erde. Von den Glücklicheren, die nach Jahren schwerster Entbehrungen die Heimkehr erlebt haben, waren viele während ihrer Gefangenschaft kaum über die vier Mauern ihrer trostlosen Lager hinausgekommen.

Mich hatte ein ziemlich gnädiges Schicksal nach Turkestan verschlagen. Dieses eigenartige mohammedanische Land bot eine unerschöpfliche Fülle neuer, oft überwältigender Eindrücke. Meine Veranlagung, dem Leben stets die besten Seiten abzugewinnen, und eine fast unerschütterliche Gesundheit festigten in mir den Entschluß, trotz meiner Kriegsgefangenschaft von diesem fremden Lande zu sehen, soviel ich nur konnte. Das eingehende Studium der einheimischen Sprachen half mir wesentlich, Land und Leute näher kennenzulernen. Unvergeßlich bleibt mir von den vielen Städten, die ich sah, das wahrhaft märchenhafte Samarkand und von den Ausflügen, die ich machen konnte, die Bergwelt des Pamyrhochlandes und der Alaisker Gebirge.

Seit Ausbruch des Krieges hatte ich ein genaues Tagebuch geführt, das ich auch während meiner mehr als sechs Jahre währenden Kriegsgefangenschaft, unbeirrt durch die Gefahren dieses Beginnens und die Bedenken meiner Kameraden, Tag für Tag fortgesetzt und glücklich nach Europa gebracht habe.

Dieses Tagebuch war niemals als Grundlage für ein literarisches Werk gedacht; es sollte bloß meinen Kindern und mir ein genaues Abbild des Landes, in dem ich lebte, aber auch einen Ausschnitt aus einer Zeit geben, in der sich gewaltige geschichtliche Umwälzungen abgespielt haben. An eine Veröffentlichung meines überaus umfangreichen Materials — die Übertragung aus den Stenogrammen umfaßte über 3000 Seiten Maschinenschrift — war nur zu denken, wenn es einer gründlichen Sichtung und Bearbeitung unterzogen würde. Ich fand hiefür in dem Wiener Dostojewski-

Digitized by Google

forscher Dr. Hans Prager einen ausgezeichneten Mitarbeiter und im Verlage Wilhelm Braumüller einen warmen Förderer meiner Pläne.

Wenn vielleicht in diesem nunmehr vorliegenden Buche Licht und Schatten meiner Erlebnisse nicht gleich verteilt sind, so ist dies nicht ohne Grund geschehen; die Natur hat es weise eingerichtet, daß schöne Erinnerungen länger vorhalten und das Gedenken an böse Tage rascher verblaßt.

Der Leser möge jedoch aus dem, was er in diesem Buche findet, nicht den Rückschluß ziehen, als wäre entgegen der allgemeinen Annahme das Los der Kriegsgefangenen nicht so bitter gewesen; dieses Tagebuch bringt ja nur ein Schicksal von den ungezählten der Kriegsgefangenen, und sicher nicht das schlechteste!

Wien, im Oktober 1930.

Fritz Willfort

In Willforts „Turkestanischem Tagebuch" liegt ein Werk vor, das in eigenartiger Weise Erlebnisse in der Kriegsgefangenschaft mit Erfahrungen und Eindrücken aus einem fremden, in Europa wenig gekannten Lande verbindet und keine politischen Absichten verfolgt. Ein Mensch, den ein gewaltiges Geschehen nach Asien verschlug, verwirklichte mit seiner Not auch seine Tugend, sah sich Land und Leute an, hielt seine Erinnerungen an traurige, aber auch an schöne Tage fest und brachte mit großer Energie reiches Material in die Heimat, das nun unter meiner Mitarbeit an die Öffentlichkeit kommt.

Willforts Stil ist der eines Menschen, der keinen literarischen Ehrgeiz hat. Ich habe daher mit gutem Grunde die ursprüngliche Art des Verfassers, die sich in seinem Stil ausdrückt, möglichst vorherrschen lassen, weil hier das Erlebnis vor die Wiedergabe zu stellen ist.

Die zerstörenden Kriegsereignisse sind im „Turkestanischen Tagebuch" sozusagen gegen ihren Willen zu einer Friedensleistung bester Art geworden. Aus diesem Grunde wird dieses Werk — so glaube ich — manche Bücher, deren Hintergrund der Weltkrieg ist, überdauern.

Wien-Sievering, im Oktober 1930.

Hans Prager

Digitized by Google

Inhalt

1915

Seite

Von Orenburg über Taschkent nach Namangan 1
Namangan und seine Basare 6
Aus unserem Lagerleben in Namangan 8
Aus dem Leben der Einheimischen 12
Von Namangan nach Dschisak 16
Dschisak, die „Hölle" Turkestans 19
Kirgisisches und sartisches Volksleben in Alt-Dschisak 26
Die Märchenstadt Samarkand 31
Unsere Raubvögel 40

1916

Lagerleben in Dschisak. Unsere Kibitka 52
Mairam- und Quellenfest 58
Ausflug in die Hungersteppe 61
Heitere Zwischenfälle 67
Der Aufstand der Einheimischen in Dschisak 69
Von Dschisak nach Skobelew 82
In Skobelew 85

1917

Lagerleben in Skobelew 95
Die März-Revolution 1917 in Rußland 97
Andischan 104
Die Zeit Kerenskis in Turkestan 107
Kibitka und Garten. Der Hunger beginnt 110
Turkestan und die Oktober-Revolution in Rußland 113

1918

Beim Aksakal von Wuadil und in Schach-i-Mardan 123
Hungersnot. Warum so viele sterben mußten 134
Turkestan einen Tag ein freies Chanat 139
Der Bergwerksort Kisilkiah 147
Friede! Wie er sich für uns auswirkte 151
Wanderung durch das Isphairamtal 154
Taschkent 164
Im Angesicht des Pamyrhochlandes. Die Ersteigung des Tengis-Bei-Passes 169

Digitized by Google

Seite
Die Dörfer der Einheimischen in der Umgebung Skobelews. Alt-Marghellan 182
Zum höchsten Paß der Alaisker Berge, dem Karakasik (4730 m) 188
Unsere letzte Bergtour 205
Die inneren und äußeren Fronten in Turkestan. Der Beginn der großen Bandenbewegung 209
Der Umsturz in der Welt und in unserem Lager 215

1919

Weiße Sklaverei. Das Telegramm General Mallisons 229
Putsch in Taschkent. Sieg der Bolschewiken bei Orenburg 233
Böse Tage. Räuberüberfälle auf das Lager 236
Safonoff und seine Truppen 243
Als Fellache auf Feldarbeit 245
Als wir in die Heimat wollten 248
Die Fluchtversuche in die Berge 253
Hochzeit im Lande der Tausendundeinen Nacht 255
Im Spital. Der Aufstand der Bauernschaft von Dschellal-Abad 259
Wie wir uns durchs Leben schlugen 263

1920

Als Lehrer in der Schule der Einheimischen 268
Der Friede mit dem Räuberanführer Mandamin Bej 273
Der Beginn der Heimtransporte 276
Theater in Skobelew 278
Neue Bandenkämpfe 280
Die letzten Monate in Skobelew 282
Heimfahrt. Über Moskau nach Petersburg 287

1921

Auf Zwangsarbeit in Petersburg 306
In der Heimat 319

Anhang

Erläuterungen zu Tafel VIII 321
Übersetzung der Dokumente Tafel XI, XII und XVI 322
Zusammenstellung der vorkommenden fremdsprachigen Ausdrücke . . . 325
Übersichtskarte von Turkestan 327

Digitized by Google

1915

Von Orenburg über Taschkent nach Namangan

Sieben Tage hatte nun schon die Fahrt durch die weiten Ebenen Rußlands gewährt, die in ihrem Winterkleid einem unermeßlichen, fast trostlosen Schneefeld glichen, seitdem wir Kriegsgefangene in Kiew einwaggoniert worden waren. Unser Transportzug, der im Tage kaum mehr als 200 bis 250 Kilometer vorwärtskam, führte etwa 1000 Mannschaftspersonen und gegen 200 Offiziere mit sich. Das Ende dieser Reise ins unbekannte Land war überhaupt nicht abzusehen; so waren wir bemüht, uns das Dasein in unserer wandelnden Herberge, so gut es eben ging, einzurichten.

Mit jedem Tag aber, den uns der Zug weitertrug, trat all das Häßliche immer mehr und mehr zurück, das unsere engere Gruppe von Kameraden seit jenem unheilvollen Weihnachtsabend 1914 erlebt hatte, als unser Nachtangriff bei Zmigrod zur Deckung des Rückzuges über den Duklapaß unseren braven Leuten die fürchterlichsten Verluste und den wenigen Überlebenden das Los der Kriegsgefangenschaft gebracht hatte: so die nächtliche Eskortierung in endlosem Marsche bis in die Wälder bei Sadki, wo wir drei Tage in verschneiten Bauernhütten lagen, bewacht von blondbärtigen sibirischen Soldaten, die aus ihrer fernen Heimat hiehergebracht worden waren, ohne zu ahnen, daß sie in den Krieg geführt würden; dann andere drei Tage in dem von Schmutz starrenden galizischen Nest Iwla, der Silvestertag in Dukla, wo die Soldaten mit kostbaren Möbeln aus dem Schloß und mit den Akten aus dem Rentamte die Öfen heizten; weiter — die Fahrt auf elenden Leiterwagen, von berittenen Kosaken mit ihren langen Lanzen eskortiert, über Krosnow nach Sanok, wo die gepolsterten Bänke des Schwurgerichtssaales für eine Nacht ein ideales Nachtlager abgaben; endlich der traurige Zug zum Bahnhof zwischen einem dichten Spalier der Ortsbevölkerung, die uns weinend Zigaretten und Zündhölzchen schenken wollte, als würden wir nie wieder aus der Gefangenschaft zurück-

Digitized by Google

kehren, und abends, in Viehwagen gepfercht, die Fahrt nach Sambor und nach Lemberg! — Am nächsten Morgen waren wir wie eine Viehherde auf den schmutzigen Straßen durch unser ehemaliges Lemberg getrieben worden — die berittenen Kosaken verwehrten mit der Nagaika das Betreten der Gehsteige —; im dortigen Gefangenenhause wurde aus den Tausenden hier gesammelter Kriegsgefangenen ein Transport zusammengestellt und abends im Schneegestöber nunmehr ein zweites Mal durch ganz Lemberg zum Frachtenbahnhof getrieben — aus vielen Häusern leuchteten die Kerzen der Christbäume, war es doch gerade der russische Weihnachtsabend. Und nun ging die Fahrt nach Kiew.

All das, kaum drei Wochen her, schien weit, weit zurückzuliegen!

Nur zwei Lichtblicke hatte es auf dieser langen Reise gegeben: in Kiew wurden wir von einem russischen Stabskapitän beim Eintreffen aufs höflichste empfangen und unter seiner Führung konnten wir nachmittags das berühmte Kloster Lawra Petscherskaja, die Gemäldegalerie, die Klosterschule und die Katakomben besichtigen, vor allem aber den unvergleichlichen Blick von der Höhe auf Kiew mit seinen ungezählten vergoldeten Kuppeln und auf den Dnjestr an einem strahlend schönen Wintertag genießen.

Die zweite große Überraschung war Pensa gewesen, nicht als Stadt oder als Gegend: aber dort erwartete uns wie alle nach dem weiten Osten durchfahrenden Kriegsgefangenentransporte das vorgeschriebene Dampf-, Warm- und Kaltwasserbad! Wir trugen seit den Rückzugsgefechten im Dezember die gleiche Wäsche am Leibe, hatten noch niemals seit unserer Gefangennahme uns gründlich waschen können oder dürfen; von der Front her quälte uns das Ungeziefer, da war ein Bad der Traum der Träume.

Die russischen Kommandanten der Zugswache wechselten alle zwei bis drei Tage. Jedesmal hatten wir es versucht, von ihnen zu erfahren, wohin man uns bringe, nach Sibirien oder nach Turkestan, aber sie gefielen sich darin, uns im Zweifel zu lassen. Die Wachmannschaft hatte offenbar strengen Befehl, nichts zu verraten, ja sie war auch durch Bestechung zu keinen Aussagen zu bewegen.

Mit größter Spannung hatte ich den Tag der Entscheidung erwartet. Immer näher war die große Wolgabrücke bei Batraki gerückt. Wir hatten strengsten Befehl, während des Überfahrens die Fenster geschlossen zu halten und die Holzjalousien herab-

Digitized by Google

zuziehen, was uns aber nicht hinderte, während der nächtlichen Fahrt doch heimlich die Fenster zu öffnen, um die majestätische, fast anderthalb Kilometer lange Brücke zu sehen.

Am 16. Jänner 1915 nachmittags war Kinelt erreicht, wo die Strecke sich teilt; dort fielen die Würfel: unser Zug ließ die östlich führende Linie links und bog nach Süden ab. Nun war es kein Zweifel mehr, nicht Sibirien, sondern Turkestan mit seinem warmen Klima, seiner eigenartigen Landschaft und seinen orientalischen Städten war unser, war mein Los! Ein wahres Glücksgefühl überkam mich und mit verdoppeltem Interesse verfolgte ich nunmehr die Gegend, die unser Zug durchfuhr. In Orenburg, der letzten großen Stadt auf europäischem Boden, die wir am nächsten Tag erreichten (leider durften wir auch hier den Zug nicht verlassen), genossen wir das Schauspiel eines wundervollen Sonnenunterganges in den leuchtendsten Farben über der weiten Schneelandschaft mit den vielen Windmühlen, während stadtwärts die vergoldeten Kreuze und Kuppeln der Kirchen in der Abendsonne funkelten.

Um 9 Uhr morgens langten wir in Aktjubinsk an, der ersten Stadt mit ganz asiatischem Aussehen, am Abend des gleichen Tages, schon in der Dunkelheit, beim Aralsee und in Zelkar, am nächsten Morgen, sahen wir zum erstenmal die für uns so eigenartigen Gestalten der asiatischen Völker: vor allem die Kirgisen mit ihrer merkwürdigen Kopfbedeckung (sie besteht aus drei Fell-Lappen, wovon zwei auf die Wangen herabfallen und einer den Nacken schützt), dann die Tataren mit den hohen Fellmützen; es gab Schlitten mit braunen und weißen Dromedaren, prachtvolle weiße Hunde und anderes mehr, ein buntes Gewimmel neuer Menschen und Bilder, die in nichts mehr an Europa erinnerten.

Das Landschaftsbild, das sich uns während der folgenden Tage bot, war die Kirgisensteppe. Hier kamen wir wiederholt an Grabmälern hervorragender kirgisischer Anführer vorbei. Diese Bauten haben die Form einfacher, sechs Meter hoher aufgestellter Monolithe und heben sich sonderbar von der Steppe ab. Andere wieder bilden die Verbindung mehrerer Kuppelbauten mit sehr schönem Mauerwerk aus ungebrannten Ziegeln. Noch eigentümlicher ist der Anblick der befestigten kirgisischen Ansiedlungen (Auls), die von ferne wie mächtige Festungen in der Steppe aussehen. In weitem Viereck sind etwa 4 Meter hohe breite Mauern errichtet, die eine zinnenähnliche Bekrönung tragen; die starken Wände mögen wohl

Digitized by Google

nicht sosehr der Verteidigung als dem Schutz gegen die überaus heftigen Sandstürme dienen.

Am 22. Jänner 1915 erreichten wir T a s c h k e n t, die Hauptstadt der russischen Provinz Turkestan. Hier entschied sich nun mein und meiner Kameraden weiteres Schicksal: wir wurden nach Nationalitäten getrennt, die Slawen kamen in die besten Stationen, die Reichsdeutschen in die schlechtesten. Als unser zukünftiger Verbannungsort (für die Österreicher und Ungarn) wurde Namangan bestimmt, eine Stadt mit 200 russischen und 70.000 mohammedanischen Einwohnern in einer, wie es hieß, wunderschönen Gegend am Fuße der Gebirge gelegen, mit warmem, gutem Klima, von Taschkent nur mehr 400 Kilometer entfernt.

Auf der weiteren Fahrt wechselte das Steppenland mit überaus fruchtbaren Landstrichen, wo Ackerbau, Baumwollkultur und Reisfelder zu sehen waren. Am meisten fielen uns die einheimischen, hohen zweirädrigen Fuhrwerke (Arben) auf, vor denen die Pferde in die Gabel gespannt sind; auf ihnen sitzt der Lenker des Fuhrwerkes im Sattel und stützt seine Beine auf die Gabel des Wagens. Während der ganzen Fahrt begleitete uns im Süden ein prächtiges, beschneites Alpenpanorama. Zwischen Chodschent und Kokand, längs des mächtigen Syr-Daria-Flusses, des Jaxartes der Alten, folgten die schönen Landschaftsbilder in bunter Reihe. Hinter dem ersten Gebirgszug, den Turkestaner Bergen, erschien bald ein weiterer, noch prächtiger mit Schnee und Eis bedeckter Rücken, die Alaisker Berge.

In einer der nächsten Stationen — hier schien gerade Markt zu sein — warteten an der Bahn ganze Reihen von buntbemalten, überdachten Arben; sowohl die Lenker (*arbakesch*) als auch die einem Zug entsteigenden Sarten in ihren farbenprächtigen Gewändern gaben ein sehr malerisches Bild. Den hiesigen Einheimischen scheint eine große Farbenfreudigkeit eigen zu sein, die sich in den merkwürdigsten Farbenzusammenstellungen der Turbane, Schalate und Beinkleider zeigt.

*

24. Jänner 1915. Heute war der Tag, wo wir nach langer, langer Reise (seit der Gefangennahme 32 Tage), mehr als 5300 Kilometer von unserer Heimatstadt Wien entfernt, in unserem Bestimmungsort N a m a n g a n angekommen sind!

Digitized by Google

Die Fahrt von Kokand hieher war überaus interessant. Wir durchfuhren fruchtbare Oasengebiete mit reichem Obst- und Reisbau, dann kurze Strecken eigenartiger Steinwüsten und Sanddünen. Schließlich durchzogen wir vor Tschust das seltsame Überschwemmungsgebiet des Syr-Daria; es besteht aus zerklüfteten Sand- und Lehmmassen, die förmlich an die Cañons des Colorado in Amerika erinnern. Auf hoher Holzbrücke überfuhren wir den Fluß. Endlich kamen wir in Namangan an.

Am Bahnhof empfing uns ein russischer Reservefähnrich, Orbeloff mit Namen, der leidlich gut deutsch sprach, ein Armenier, in seinem Zivilberuf Apotheker in Kokand. Wir wurden verhältnismäßig freundlich empfangen und der erste Eindruck, den wir empfingen, war ein ganz guter. Die Fahrt durch den russischen Teil von Namangan mit seinem stark orientalischen Charakter, den buntfarbigen Läden und Häusern machte mir eine große Freude; es war wie eine Erlösung, endlich an einem Ziele zu sein, das wenigstens für den ersten Augenblick gewiß ganz annehmbar erschien. Hier gibt es kaum eine Straße, die nicht mit Baumreihen bepflanzt ist, und überall sieht man hübsche Gartenanlagen. Am Ende der Stadt liegt eine sogenannte Festung (befestigte Kaserne mit hohen Lehmmauern) in unmittelbarer Nähe der orientalischen Basare, die zu sehen mich ganz besonders lockte.

25. Jänner 1915. Der erste Tag in unserer Gefangenenstation! Wir fanden hier schon 40 Kameraden vor, darunter auch mehrere Wiener; sie gaben uns gerne alle nötigen Weisungen für unser neues Leben. Mit dem Einrichten und Ordnen unserer wenigen Habseligkeiten waren wir bald fertig. Ich bewohne zusammen mit neun Kameraden ein recht geräumiges Zimmer des früheren Spitaltraktes in der Festung, das hell und freundlich ist; ein Eisenbett und ein Stuhl für jeden einzelnen und ein gemeinsamer Tisch, das ist unsere ganze Einrichtung.

Sobald wir das Gebäude verlassen durften, gingen wir auf Rekognoszierung: innerhalb der Umwallung steht eine alte sartische Befestigung, die auch einen ganz malerischen kleinen Moscheenteil enthält. Die Aiwane (offene Vorbauten) sind leider zu Magazinen umgebaut worden, so daß die schönen Wandelgänge nicht mehr vorhanden sind. Im Vorhof der Festung und in allen Höfen innerhalb der Umfassungsmauern stehen Reihen von schlanken Pappeln, die, wenn sie einmal begrünt sind, das Bild noch wesentlich verschönern müssen.

Digitized by Google

Namangan und seine Basare

Am dritten Tage hatten wir uns bereits einen eigenen Küchenbetrieb eingerichtet und als Einkäufer für diesen konnte ich des öfteren nicht nur in die Stadt, sondern auch in die einheimischen Basare gelangen.

Namangan ist eine wirklich reizende Stadt mit schönen, breiten Straßen und großen Gärten. Überall stehen längs der kleinen Wassergräben an den Straßen schlanke, silberfarbige Pappelreihen; dazu das buntfarbige Volk der Sarten in den weiten Schalaten und mit den reich gestickten Käppchen, ein wahrhaft malerisches Bild!

Was mir fürs erste am besten gefiel, das waren die offenen Teehäuser, die nicht nur innen mit prachtvollen Teppichen belegt sind, sondern auch von der Straße her bis zum Teehauseingang Teppiche liegen haben.

Auf dem Wege zum russischen Bade, das wir unter Eskorte eines Begleitsoldaten mit aufgepflanztem Seitengewehr besuchen durften, kreuzten wir eine der Hauptstraßen, die einen unvergleichlich schönen Blick bietet: eine vierfache Allee von mächtigen Pappeln findet ihren Abschluß in dem höchst eigentümlichen Eingangstor zu einer Gartenanlage; dahinter sieht man ein Stück vollkommen öder Steinsteppe und im Hintergrund erscheinen die schneebedeckten Berge des Pamyrvorlandes.

Das russische Bad scheint auch anderen Zwecken zu dienen; der Badediener übernimmt auch die Besorgung von weiblicher Gesellschaft, wenn sie gewünscht wird. Anstoßend liegt ein überreich ausgestattetes einheimisches Bad, dessen Besuch uns aber leider verwehrt wurde.

Durch Bestechung des russischen Wachesoldaten konnte ich auch mehr von den einheimischen Basaren sehen, als für die Kücheneinkäufe unbedingt notwendig war. Diese prächtigen Basare sind in der Tat außerordentlich interessant; die Hauptteile sind vollständig überbaut, so daß sie gegen Unwetter und die große Sommerhitze geschützt sind. Hier sahen wir zum erstenmal auf e i n e m Pferd einen Sarten und seine Frau hintereinander reiten, letztere vollständig vermummt, wie alle Frauen hier; sie saß im Herrensitz mit Steigbügeln. Noch viel malerischer ist das Basarleben selbst: durch die engen Gassen und Gäßchen, zwischen den Verkaufsständen, wogt geschäftig die Menge der vielfarbigen Sar-

Digitized by Google

ten, dazwischen ziehen Arben, auf der einen liegen hoch die Waren, auf der anderen fährt ein Sarte mit seinen vier Kindern und seinen sechs tief verschleierten Frauen, Perser, Armenier, Russen und Kirgisen reiten durch das Gedränge auf schön geschmückten Pferden, Eseln und Kamelen.

Von den einheimischen Nadelarbeiten ist wohl die reizendste die „Tibitejka", jene Einheitskopfbedeckung der Männer, die hierzulande die Leute vom Kinde bis zum Greise tragen; sie kann ganz einfach und billig, aber auch mit den kostbarsten Stickereien bedeckt oder aus schwerem Goldbrokat hergestellt sein. Diese Hauben haben die Form des persischen Kielbogens und lassen sich in eigentümlicher Weise zusammenfalten. Die Sarten, die den Koran lesen können, tragen um die Tibitejka gewunden den Turban, der meist aus weißem Musselin oder billigem weißem Zeug verfertigt ist.

Äußerst originell ist die primitive Art der hiesigen Glas- und Steinschleiferei; die Schleifscheibe wird mit einem über eine Rolle gespannten Bogen betrieben, wie man eine Geige streicht. Bei den größeren Schleifanlagen wieder setzt ein auf dem Boden hockender Junge den Schleifstein mit einem Riemen in Bewegung, dessen Enden er in seinen Händen hält. Es ist unendlich reizvoll, nach und nach immer mehr in die Welt der Sitten und Gebräuche dieser fremden Völker einzudringen, und jeder Ausgang bringt mir etwas Neues auf diesem Gebiete. So hatte ich bald Gelegenheit, in einer *„tschai-chana"* (Teehaus) einen einheimischen Barden zu hören, einen *„aschulatschi"*, der seine eintönigen Lieder auf der *„tutara"* begleitete (das ist ein überaus schlankes, lautenartiges, über einen Meter langes Instrument mit halbmelonenförmigem Korpus; von den vier Saiten sind je zwei gleich gestimmt, die zusammen eine reine Quinte geben; die Begleitung erfolgt daher fast ausschließlich in Quintenfolgen, was sich ganz eigenartig anhört).

Die Silberschmiedekunst steht in Turkestan in hoher Blüte; Halsketten, Ohrgehänge in Filigranarbeit, Brustschmuck in Silberarbeit mit Türkisen, sehr schöne Ringe mit Halbedelsteinen in geschmackvoller Fassung, Amulette, die man den Kindern um den Hals hängt oder ihnen auf der Achsel ans Kleid näht, um sie vor dem bösen Blick zu schützen, endlich große Stücke von reichverziertem Brautschmuck, all dies gab es auf dem Basar in Hülle und Fülle zu sehen.

Digitized by Google

Die einzelnen Gewerbe sind meist in eigenen Basarstraßen vereinigt; so arbeiten in langen Reihen die Arbenmacher, die Kupferschmiede, die Schuster und Schneider, die Sattler und Riemer, die Töpfer und Schmiede.

Eine sartische Schmiede ist eine besonders eigenartige Einrichtung: ein kleiner Sartenjunge bearbeitet einen primitiven, aus zwei Eselshäuten bestehenden Blasbalg, indem er sie abwechselnd mit seinen Händen drückt. Der massive Amboß ist kaum 20 Zentimeter hoch; damit nun der Schmied mit seinem Helfer arbeiten kann, sind rechts und links vom Amboß zwei kleine Gruben, etwa 1 Meter tief aus dem Lößboden ausgeteuft, in welchen Schmied und Helfer stehen. Wenn man daher bei der Schmiedereihe auf dem Basar vorbeigeht, hat man den Eindruck, daß die Schmiede nur zur Hälfte aus der Erde heraussehen. Sie bearbeiten in sehr geschickter Art das hiesige Landwirtschaftsgerät, die sartische Haue, „*ketmen*" genannt. Dieses vorzügliche Werkzeug hat elliptische Form, stellt Krampen und Schaufel zugleich dar und genügt für alle Arbeiten des Baumwollbaues, der Gemüsekultur und der Bewässerung.

Am Basar der Töpfer wiederum muß man feststellen, daß sie sowohl von der Überlieferung übernommene alte Formen als auch ganz moderne verwenden. Man bekommt hier Tonkrüge nach Art der römischen Amphoren von geradezu klassischer Schönheit ebenso wie große, flache Schüsseln zum Auflegen von Speisen oder Obst, die in wunderbaren Farben glasiert sind und altpersische Musterung aufweisen.

Aus vielen der Quergäßchen im Basar konnten wir auch einen Blick in den sartischen Wohnteil tun; die hohen, grün überrankten Lehmmauern werden nur durch die niedrigen Türen unterbrochen, die auf die Straße münden; alle Fensteröffnungen, insbesondere jene der Haremsteile, gehen auf die Gärten hinaus.

Aus unserem Lagerleben in Namangan

Tag für Tag habe ich meine Aufzeichnungen gemacht und habe getreulich niedergeschrieben, was sich um uns zutrug, wie unser Leben war, vor allem aber, was ich von diesem fremdartigen Lande, in das mich eine Laune des Schicksals verschlagen hat, sehen und erfahren konnte. Das war ja das einzige Positive in unserer Lage! Der Leser möge nur nicht übersehen, daß nicht ein

Digitized by Google

freier Forscher, sondern ein Kriegsgefangener all das zusammengetragen hat, woraus dieses Buch entstanden ist. Wir im äußersten Südosten des ehemals großen russischen Reiches Internierte, wir waren hier Gefangene im doppelten Sinne des Wortes: untertan und ausgeliefert jeder Laune und bösen Absicht der ehemaligen Kriegsgegner der Zentralmächte und überdies eingekerkert in ein Lagerleben, das seine besonderen Eigenheiten und Gesetze und auch seine oft sehr schwer ertragbaren Psychosen hatte. Es ist wohl kein Wunder, daß es bei diesem Leben nicht ohne Konflikte abging, nicht nur mit jenen russischen Kommandanten, die sich in Schikanen gefielen, sondern auch mit den eigenen Vorgesetzten, die oft die Lage nicht richtig zu erfassen vermochten. Mit diesen Dingen soll aber der Leser nur wenig belastet werden. Auch davon will ich nicht viel erzählen, wie wir nach und nach uns ein neues Leben einrichteten, Gemüsebau, Gartenkultur und Seidenzucht betrieben, uns ein Schwimmbad gruben, allerlei Sprachkurse begannen, einen Chor zusammenstellten und anderes mehr. So verlief unser Leben vielfach ganz erträglich.

Wenn aber dann die bösen Nachrichten aus der Heimat kamen, wie zum Beispiel die vom Fall unserer besten Festung, vom Verrat unseres Bundesgenossen und manches andere, da lag wohl auf uns allen eine furchtbare Depression. Darf es da wundernehmen, wenn den Gefangenen, der voll Sehnsucht an seine Heimat und an die Seinen dachte und dabei unter dem strahlend blauen Himmel dieses Landes die herrliche Natur zum Frühling erwachen sah, ein namenloser Haß gegen diejenigen erfüllte, die diesen unseligen Weltkrieg heraufbeschworen hatten? Gottes Natur ist so unendlich groß und so unendlich schön, da sollen die armseligen Menschen auf ihr nicht nebeneinander Platz haben, um friedlich leben zu können? Während wir hier gefangen waren, ließen täglich Tausende ihr Leben im Feld oder wurden zu Krüppeln und in unzählige Familien zog namenlose Trauer ein. Und immer weiter tobt der Krieg. Wofür? Wir fanden darauf keine Antwort.

*

Schon bald nach unserem Eintreffen in Namangan begannen die bösen Zwischenfälle: einer der Kameraden schnitt sich die Pulsadern auf; wenige Tage später retteten wir mit Mühe einen anderen, bei dem Verfolgungswahn ausgebrochen war, vor dem Erhängen. Durch acht schreckliche Tage und Nächte wieder war

Digitized by Google

ich Wärter eines Kameraden, der in seinen Fieberdelirien bat und flehte, man möge ihm Gift geben, — Erlebnisse, die sehr bedrückten.

Für all das Bittere der Gefangenschaft entschädigt die herrliche Natur, die hier im Frühling wahrhaft wunderbar ist. In unserem kleinen Gärtchen gedeiht alles prächtig, mit jedem Tage werden die Bäume in unseren Höfen schöner, im Abendlicht kontrastieren wundervoll die zartgrünen Blätter gegen die silbrigen Stämme der Pappeln. Im Park vor der Festung blühen herrliche, ockerfarbige wilde Rosen, überall zwischen den Büschen wuchern die wildwachsenden blauen und gelben Schwertlilien, die großen Akazienbäume des Stadtparkes verbreiten gegen Abend einen betäubenden Duft...

Zwei Naturerscheinungen sind hierzulande besonders bemerkenswert; zu wiederholten Malen hatten wir bei fast wolkenlosem Nachthimmel das Schauspiel eines vollständigen Mondregenbogens. Die Leute hier sagen, es sei dies das Zeichen dafür, daß von der Steppe her ein starker Sandsturm im Anzug ist; und in der Tat traf dies fast immer zu. Diese heißen Steppenstürme, hier *„garmsil"* (heißer Wind) genannt, sind ein Charakteristikon des Landes. Den ersten Sturm hatten wir am 8. März 1915; in kaum einer Stunde war er vorübergerast und hinterließ in der Luft eine derartige Menge von Staub, daß die Sonne eine merkliche Verfinsterung erfuhr. Wenige Stunden später setzte dann der erlösende Regen ein, der den Staub zu Boden brachte und eine erquickende Reinigung der Luft bewirkte.

Für uns im Lager brachte aber dieser erste Steppensturm ein ganz unerwartetes Nachspiel. Zwei Kameraden, Ritter und Pap, die sich schon lange mit Fluchtgedanken getragen hatten, haben geschickt den Garmsil benutzt, um zu entfliehen. Sie wollten über Osch die 150 Kilometer entfernte chinesische Grenze erreichen und wußten sich sartische Kleider zu beschaffen; Pap, der klein von Gestalt war, hatte sich als Sartenfrau verkleidet. Acht Tage lang konnten wir die Flucht der beiden vor dem täglich visitierenden Unteroffizier durch allerlei Tricks geheimhalten. Die Sache flog aber doch auf und das einzig Heitere daran war, wie dies geschah; wir erhielten dabei einen kleinen Einblick in die „russischen" Verhältnisse.

Das kam so: Unsere russischen Wachesoldaten, bei denen unser Kommandant Orbeloff reichlich unbeliebt war, machten kein

Digitized by Google

Hehl aus ihrer Schadenfreude darüber, daß nunmehr auch Orbeloff von seinem Schicksal ereilt worden wäre, und sie erzählten uns hinterher, was vorgegangen war. Der Polizeipräfekt der Stadt Skobelew, in dessen Bereich Namangan liegt, fragte eines Tages zu unvermutet später Stunde telephonisch bei Orbeloff an, ob in Namangan alles in Ordnung wäre und die Offiziere ordnungsgemäß täglich abgezählt würden und ob dies der Fähnrich persönlich tue, was alles Orbeloff pflichtschuldigst dem General bejahte. Dann wieder der General: „Sind die beiden Offiziere Ritter und Pap ebenfalls dort?" Da plötzlich merkte Orbeloff, daß etwas faul sein müsse, rief aber, wie erzählt wurde, zitternd ins Telephon: „Jawohl, alles in Ordnung!" Darauf die Stimme im Telephon: „Scheint nicht, denn zwei Herren mit diesen Namen sitzen hier neben mir, sie sind eben von den chinesischen Grenzwachen eingeliefert worden!" Orbeloff rief noch rasch: „Ich werde mich sofort überzeugen", stürzte in einen Wagen, jagte in unsere Festung; wir mußten alle aus den Betten heraus und antreten, er kreischte vor Wut: „Ich werde noch Ihr Blut trinken!", und begann zu zählen, einmal, zweimal, dreimal! Richtig fehlten zwei Personen. Die vier Zimmerkameraden der Flüchtlinge sollten nun sofort in Arrest gesteckt werden. Nachdem aber der erste Zorn verraucht war, dachte Orbeloff vor allem daran, wie er seine eigene Haut in Sicherheit bringen könnte, und bat förmlich, ihm aus der bösen Lage zu helfen. Dabei erlebte er die zweite Überraschung: er hatte noch nicht aus dem kurzen Telephongespräch mit seinem General erfahren, seit wann die beiden fehlten. Als er nun hörte, daß sie schon vor acht Tagen entflohen waren, da fiel er bleich und fassungslos auf einen Stuhl. Acht Tage, ohne daß er es entdeckt hätte! Doch nicht die furchtbare Blamage oder das Kriegsgericht waren es, die ihn um die Fassung gebracht hatten, sondern eine andere Gefahr drohte ihm. Hieß es doch jetzt, alles aufbieten, damit er nicht die bequeme Stelle als Kommandant der Kriegsgefangenen im schönen Namangan verlöre und an die Front käme! Orbeloff bot ein Bild des Jammers!

Ritter und Pap wurden strafweise nach Fort Alexandrow am Kaspischen Meere versetzt, wir erhielten 14 Tage strengen Lagerarrest, bei einer hochnotpeinlichen Visitierung wurden uns alle sartischen Gegenstände abgenommen; Orbeloff wurde nach Skobelew zitiert; nach einigen Tagen kam er zurück, er hatte „sich's dort gerichtet" und blieb uns weiter erhalten.

Digitized by Google

Unser Fähnrich vertrug sich auch mit dem hiesigen Stadtkommandanten schlecht und jeder von beiden bemühte sich, dem anderen eines am Zeug zu flicken. Orbeloffs Mißgeschick mit den beiden Flüchtlingen war Wasser auf die Mühle des Stadtkommandanten. Bald gab es nun die umgekehrte Möglichkeit: der Stadtkommandant hatte in einer der Straßen Namangans die schönen Pappelalleen fällen lassen und das Holz verkauft, da er in dringenden Geldnöten war. Trotz der Anzeige Orbeloffs beim Oberkommando wußte auch der Stadtkommandant sich die Angelegenheit mit 200 Rubeln zu richten, so daß sie noch immer ein recht gutes Geschäft war. Es war doch etwas Wahres an dem Sprichwort: Rußland ist groß und der Zar ist weit!

Aus dem Leben der Einheimischen

Namangan besitzt ebenso wie die anderen russischen Provinzstädte in Turkestan eine sogenannte russisch-einheimische Schule für die einheimische Jugend, die nach Art europäischer Volks- oder Bürgerschulen eingerichtet ist. Interessanter waren aber für mich die einheimischen Schulen, deren es zweierlei Arten gibt: In den niederen Schulen (*maktab*) lernen die kleinen Kerle, im Kreis um ihren Lehrer am Boden hockend, nur rein mechanisch und phonetisch die vorgeschriebenen Gebete ihres Katechismus (*haftijak*), während in den höheren, von der mohammedanischen Geistlichkeit geführten Klosterschulen (*madrasa*) in sartischer und arabischer Sprache das Lesen und Schreiben, dann Mathematik und Geographie sowie die Interpretation des Korans und des Schariats gelehrt wird. Wir konnten eine solche gegenüber der großen Moschee gelegene Madrasa besuchen.

Um einen quadratischen Hof mit dem für die rituellen Waschungen dienenden Teich (*chaus*) sind Laubengänge gebaut, in denen die Lehrer (*chodscha*) und ihre Schüler (*talab*) wohnen; jeder hat eine niedliche kleine Kammer, in die man unmittelbar vom Hof aus eintritt. Der Boden ist ganz mit kostbaren Teppichen belegt, die meist heimischer Erzeugung oder von China importierte Baumwollware (*takon*) sind, Pölster und Deckenrollen bezeichnen die Stelle des Lagers. In den schmalen Wandnischen stehen die verschiedenen Gebrauchsgegenstände, wie Teekanne, Kupferkrug, Teetasse, auch die hübschen sartischen Käppchen, die jeder in reicher Auswahl und für jede Jahreszeit zu besitzen scheint. Andere

Digitized by Google

Nischen bergen wieder die Lern- und Lehrbücher. Der Raum selbst enthält bloß einen kleinen, runden niedrigen Tisch, auf dem die Teetasse abgestellt wird. Höchst eigenartig ist, daß jeder dieser Räume in etwa 2½ Meter Höhe eine Unterteilung hat, auf der wieder eine zweite ähnliche Anlage untergebracht ist. Solcher Zellen sind etwa 20 um den Hof. Der Teich ist mit jungen Pappeln eingefaßt, an die sich vertiefte Rosenbeete anschließen.

*

In den Teehäusern geht es oft recht lebhaft zu, besonders wenn Hahnenkämpfe ausgetragen werden. Die Sarten verwenden hiezu Wachteln oder eine Art von Steppenhühnern (*keklik*), die bei der Jagd mit gezähmten Raubvögeln lebend eingefangen werden. Der Kampf, auf den wir sehr gespannt waren, endete ziemlich harmlos, da hier nicht wie in Spanien die geschliffenen Messer an die Füße der Kämpfenden gebunden werden und überdies die Tiere offenbar nicht gelaunt waren, sich unseretwegen zu zerfleischen. Die Hauptsache für die Zuschauer, die natürlich in zwei Lager geteilt sind und auf die einzelnen Tiere wetten, ist das Glücksspiel, und mancher Sarte hat hiebei, wie uns erzählt wurde, schon Hab und Gut verloren. Reizend sind die kleinen Vogelkäfige in den Teehäusern; sie sind aus einer halben Kürbisschale hergestellt, an die ein Netzwerk aus Perlengeflecht angeschlossen ist: die Spitze mit dem Aufhängehaken bildet wieder eine in Perlen gearbeitete bunte Troddel. Die Sarten halten in diesen zierlichen Käfigen Wachteln, kleine Stare und den dort so beliebten Singvogel „*maina*", eine Gattung mit prachtvollem Gefieder, die an unsere Nachtigall erinnert.

*

Sehr zweckmäßig und dem Klima ausgezeichnet angepaßt ist die Sommerkleidung der Einheimischen: sie besteht aus einer sehr weiten, ein wenig über die Knie reichenden Hose, darüber einem kurzen, vorne offenen Hemd, das um die Mitte mit einem Gürteltuch (*rumol*) zusammengebunden ist. Auf dem Kopfe tragen die Leute die kleine Tibitejka und nur zur Feldarbeit in der glühend heißen Sonne große weiße Filzmützen in der Form mittelalterlicher Birnhauben.

*

Digitized by Google

Von den Umwallungsmauern unserer Festung konnten wir auch eines Tages einem einheimischen Sartenfeste zusehen, das im Park vor der Festung stattfand. Diese Feste, an denen nur Männer teilnehmen dürfen, sind nach unserer Auffassung sehr primitiv und ein Zeugnis der Anspruchslosigkeit der hiesigen Bevölkerung.

Auf dem Erdboden zwischen den schattigen Bäumen sind überall schöne Teppiche ausgebreitet und an den Bäumen hängen Glühlampen. Halbhohe, quadratische Teehausbänke mit niedrigen Geländern an drei Seiten sind aufgestellt, auf welchen die Sarten wie in den Teehäusern mit untergeschlagenen Beinen sitzen. Unter den Bäumen stehen zahlreiche Samovare bereit, welche das nötige Wasser zum *„kok-tschai"*, dem grünen Tee, liefern; auf offenen kleinen Holzkohlenfeuern werden die Hammelfleischstückchen *(schaschlik)* gebraten, eine ausgezeichnete Mahlzeit, zu der man die frischen Fladenbrote ißt.

Zum Feste gab es große Musik, für uns Europäer wohl recht wilder Art; voran kamen zwei Sackpfeifer, dann zwei Trommler, ihnen folgten zwei Leute mit den typischen „Trompeten von Jericho", fast 2 Meter langen, geraden Blasinstrumenten, mit welchen sie unentwegt und ganz nach Willkür ihre Quinten in das übrige ohrenbetäubende Quartett schmetterten. Das Ganze gab ein Konzert, das bei den Sarten lebhaftesten Anklang fand.

Nachmittag begannen die Vorführungen des Festes; zunächst gab es Parterreakrobaten, dann kam ein Harlekin in Schellengewand auf 3 Meter hohen Stelzen. Der Clown schien Glossen auf die Anwesenden oder auf die Verhältnisse in der Stadt zu machen, denn seinen Scherzen lauschte die Menge mit besonderer Aufmerksamkeit und unterbrach sie wiederholt mit schallendem Gelächter. Als wolle er sich vor der Verfolgung durch die Menge sichern, eilte er dann auf seinen hohen Stelzen tänzelnd und unter Begleitung der Querpfeifer aus der improvisierten, mit Teppichen belegten Arena. Bei den Vorführungen ist hier Beifall durch Händeklatschen unbekannt, die Einheimischen drücken ihre Zustimmung durch ein langgezogenes, lautes „Ah" aus.

Noch eigenartiger war die folgende Nummer: Tanzaufführungen von Tanzknaben (*baibatscha*), die meist aus den hiefür eigens bestehenden Schulen in der Bucharei hervorgegangen sind. Ein junger Bursche trat auf, ganz in der Tracht des Landes, in kostbare Seidengewänder gehüllt, geschminkt und parfümiert und mit den

Digitized by Google

für die Baibatschas charakteristischen, mädchenhaft langen Haaren. Er hielt in beiden Händen einen Schleier aus feinem Stoff und machte hübsche rhythmische Bewegungen mit den Händen, mit dem Schleier und mit seinem ganzen Körper, die eine geradezu frenetische Begeisterung bei den Sarten auslösten. Man gewann die Überzeugung, daß hier der Lustknabe durch künstlerische Darbietungen in ebenso hohem Ansehen steht, wie bei uns einst große Kurtisanen geehrt wurden. Nach beendigter Aufführung drängten sich alle Sarten um den Tänzer und drückten ihm kosend die Hand. Abends gegen 10 Uhr fand das Fest seinen Abschluß mit einem Feuerwerk, das wiederum für die Sarten eine besondere Sensation bildete.

*

Recht seltsam sind die Leichenbegängnisse der Einheimischen. Auf einem unserer Spaziergänge kamen wir an einem vorbei. In der ersten Arbe lag auf einer einfachen Totentrage, nur mit einem braunen Laken bedeckt, die Leiche, neben ihr saßen ein alter Mann und zwei kleine Jungen, die zum Zeichen der Trauer grüne Turbane um ihre blauen Kappen gewunden hatten. Auf den nächsten Arben folgten die Leidtragenden, jedoch nur Männer; die Frauen dürfen an dem Begräbnis nicht teilnehmen, sie versammeln sich auf dem Grabhügel erst nach erfolgter Bestattung. Zur Beerdigung wird der Tote auf ein Brett gelegt und in halb sitzender Stellung, das Gesicht gegen Mekka gewendet, ohne Sarg bloß mit dem Laken ins Grab getan. Er wird dann mit einem dachartigen Doppelbrett überdeckt, auf das die Erde geschüttet wird.

Der Friedhof der Sarten macht durch seine Einfachheit einen sehr würdigen Eindruck. Dunkle alte Eisenbäume überschatten schöne Grabmäler, die entweder eigene, überkuppelte kleine Grabmoscheen besitzen oder die übliche Form des persischen Kielbogens haben. Hier und dort sieht man Klageweiber an den Gräbern Gebete verrichten. Will man auf den Friedhof, so kommt man zuerst zum Hause des Totengräbers, einer kleinen Lehmhütte mit vorgebautem Aiwan in einfacher Holzkonstruktion. Dort versammeln sich die Leidtragenden vor dem Begräbnis.

Nahe daran liegt ein abgegrenzter Teil in hübschem Durchbruchmauerwerk, der schon auf große Entfernung durch die hohen Stangen mit den daran gebundenen Roßschweifen auffällt. Wer nach Ansicht der Sarten ein guter Moslim gewesen ist, dem wird

Digitized by Google

ein schwarzer, wer als frommer Mann ein Allah wohlgefälliges Leben geführt hat, dem wird an seinem Grab ein weißer Roßschweif aufgesteckt.

Der Friedhof hat keine Umfriedung, er geht in die Steinsteppe über. Die Gräber sind über den Boden verstreut, die einfachen haben nur kleine Grabhügel aus aufgetürmten Kieselsteinen; ganz abseits sind die Frauen begraben.

Höchst merkwürdig ist eine Vorrichtung, mit welcher die Leichen in die vorgeschriebene hockende Stellung gepreßt werden. Dieser Apparat besteht aus drei eingelegten Balken, die durch einen Hebel gegeneinander verstellbar sind; sie drücken gegen Magen und Kniekehlen des Toten, so daß die schon steif gewordene Leiche in wenigen Minuten in die sitzende Form gebracht wird.

Von Namangan nach Dschisak

Schon Mitte Mai 1915 hieß es, daß unseres Bleibens hier nicht mehr lange sein werde, da es bereits unter den einheimischen Sarten und Kirgisen zu gären beginne und auch die Möglichkeit einer Vereinigung der Türken und Perser im Südwesten Turkestans gegen die Russen nicht ganz ausgeschlossen sei. In diesem Falle wäre die große Menge Kriegsgefangener den Russen begreiflicherweise recht unbequem geworden. Wir sollen, sagt man, nach D s c h i s a k kommen, einer kleinen Stadt am Rande der Hungersteppe, die wegen ihres mörderischen Klimas und der ungeheuren Hitze gefürchtet ist. Schon der Name ist vielversprechend: in der sartischen Sprache heißt Dschisak „*dusach*", zu deutsch „die Hölle". In Namangan hatten wir es übrigens auch schon tüchtig heiß, 35° C im Schatten und über 50° C in der Sonne waren keine Seltenheit.

Hier war es uns sicherlich nicht schlecht ergangen, trotzdem verließen aber die meisten von uns alles, was wir hier geschaffen hatten, gerne um den Preis, wieder Neues zu sehen.

23. Juni 1915. Heute haben wir Namangan, wo wir fast auf den Tag fünf Monate verbracht hatten, verlassen. Unsere Fahrt zum Bahnhof war ganz phantastisch: auf 18 Arben war unser gesamtes Gerümpel und Gepäck verstaut. Ungefähr 300 Meter vor dem Ziele begannen plötzlich die Arben und unsere Wagen ein Wettrennen, die Rosselenker hieben auf die Pferde ein, jeder wollte als erster am Bahnhof sein, die Schellen klangen, in einer un-

Digitized by Google

Sartische Musikkapelle.

Verschleierte sartische Frauen (Straßentracht).

Digitized by Google

Tafel II

Innenhof einer Klosterschule (madrasa).

„Bai-batscha“ (Tanzknaben mit langen Haaren und in kostbaren Seidenschalaten).

Digitized by Google

geheuren Staubwolke sah man nur noch die fliegenden bunten Gewänder, dunkle Wämser, rote Ärmel, weiße Filzhauben, die Pferde jagten im gestreckten Galopp, im nächsten Augenblick hielt die ganze wilde Jagd vor dem Bahnhofeingang!

Wir durchfuhren mit unserem kleinen Sonderzug die schöne, fruchtbare Oase, in der Namangan liegt und die von der Narina bewässert wird. Im Vergleich zu unserer Herfahrt war ja jetzt alles um so viel schöner, Feldfrüchte und Obstkulturen gingen der Reife entgegen. Man konnte alle Arten Landarbeiten sehen, so die Verwendung des altägyptischen Pfluges in seiner primitiven Art, das Dörren von Obst auf den heißen Lehmdächern, die eigentümlichen Laubhütten inmitten der sartischen Anwesen, die tagsüber als Schutz gegen die Sonne und als Dach beim Einnehmen der Mahlzeiten dienen. Vielfach sind die Liegestätten auf den Dächern untergebracht.

Im Vorbeifahren sah man in reizvolle hübsche Haremsanlagen mit jungen Pappeln, Wasserbecken und Blumenbeeten, wo die sartischen Frauen und Mädchen arbeiteten. Sie sind dort unverschleiert, ihr Haar fällt in einer Unzahl von kleinen Zöpfchen über Brust und Rücken, sind mit wundervollen, leuchtenden Gewändern angetan und tragen auf dem Kopf leichtwehende Schleier. Wenn der Zug in die Nähe kommt, verhüllen sich viele der am Feld arbeitenden Frauen und Mädchen allsogleich, andere wieder scheinen sich gar keine Mühe zu geben, die Verschleierung vorzunehmen, starren vielmehr mit offensichtlicher Neugierde den Zug und seine Insassen an. Auch an der schönen kleinen Moschee inmitten einer blühenden Gartenanlage fuhren wir wieder vorbei, die mir schon auf der ersten Reise aufgefallen war.

An die Cañons des Syr-Daria bei Tschust schließt sich das Überschwemmungsgebiet, wo die weiten blühenden Schilffelder sanft im Winde wogten. Bald begannen rechts und links der Bahnstrecke die vom Wüstenwind angewehten gefährlichen Wanderdünen (Barchanen), die oft ganz phantastische Form besitzen und alle Größen von kleinen Häufchen bis zu richtigen Hügelwellen aufweisen. Überall scheuchte unser Zug die blauen Mandelkrähen von den Telegraphendrähten auf.

Die Gegend wurde immer unfruchtbarer und bekam nach und nach den Charakter der Steinsteppe, die Gebirge südlich der Bahn entfalteten sich immer mehr, die Luft zitterte über der glühenden Steppe.

Digitized by Google

Im Eisenbahnknotenpunkt Tschernjajewo *, von wo die Bahn über Orenburg nach Europa und südwestlich über Samarkand ans Kaspische Meer nach Krasnowodsk führt, zeigte das Thermometer im Schatten 43°, in der Sonne 61° C; wir sind aber gottlob an Hitze schon einigermaßen gewöhnt, so daß sie uns nicht unerträglich erschien.

Nach langem Aufenthalt, den man leider gar nicht verwerten konnte, setzte sich am Spätnachmittag unser Zug wieder in Bewegung und erreichte bald das Gebiet der „Hungersteppe", die sich in unendlicher Weite beiderseits der Bahn hinzieht, keinerlei Baum- oder Strauchvegetation besitzt, bloß von der Sonne bereits gelbverbranntes Gras und Steppenkraut zeigt.

Nur vereinzelt sieht man Kamel- oder Schafherden weiden, Ansiedlungen sind keine mehr vorhanden; trotzdem hat aber die fast trostlos erscheinende verbrannte Steppe besonders gegen Abend ihren Reiz, und einige weidende Kamele, die sich am Horizont abheben, geben dem Reisenden ein äußerst malerisches Bild.

Tier- und Pflanzenwelt sind ganz merkwürdig. Elstern und Mandelkrähen gibt es überall, kleine niedliche Käuzchen huschen im letzten Augenblick auf, der Boden beiderseits der Bahn scheint von Schildkröten zu wimmeln, und als wir auf offener Strecke halten mußten und in der Steppe etwas Umschau hielten, war eine Vogelspinne (Phalange) von 14 Zentimeter Größe unsere erste Beute, ein wahrhaft imposantes „Insekt". Auch große Skarabäen waren in Unzahl anzutreffen. Wie die Fauna, ist auch die Steppenflora äußerst merkwürdig: rote Ginstergattungen, prächtige gelbe Disteln und meergrüne, sich ganz eigentümlich verfärbende Nachtschattengewächse mit samtweichen Blättern kommen hier vor.

Spät am Abend hielten wir in unserer neuen Bestimmungsstation D s c h i s a k. Am Bahnhof empfing uns der neue Kommandant Wosnesensky, früher Forstinspektor, ein freundlicher älterer Herr. 3 Kilometer ist es bis zu unserem Lager. Soweit wir im Finstern erkennen konnten, ist hier im neuen russischen Teil der Stadt gegen Namangan alles sehr bescheiden. Unsere Quartiere jedoch sind fürchterlich; von der halbverfallenen Decke hängen in Fetzen die letzten Reste einer ehemaligen Berohrung herab, die Fenster sind nur zum Teil vorhanden, die schmutzigen, leeren Räume machen den Eindruck, als ob sie vollständig aus-

* Heute Urasatowska.

Digitized by Google

geraubt worden wären, für uns 87 sind nur 17 fragwürdige Eisenbettgestelle ohne Bretter vorhanden; so blieb also einstweilen nichts übrig, als das Lager auf dem nackten Steinboden aufzuschlagen.

Dschisak, die „Hölle" Turkestans

24. Juni 1915. Der erste Tag in Dschisak! Während die anderen Kameraden, die gestern schimpfend und fluchend sich irgendein Nachtlager zurechtgerichtet hatten, noch schliefen, war ich schon mit Tagesanbruch heimlich ausgerückt, um doch zu sehen, wo wir eigentlich wären. Und da zeigte sich zu meinem Erstaunen, daß unser Rayon, in dem wir uns von jetzt ab frei bewegen dürfen, eine ganz ansehnliche Talmulde am Auslauf des Nurataugebirges ist, fast 1 Kilometer lang und halb so breit, mit ausgesprochenem Steppencharakter, die von einer allerdings baumlosen Hügelreihe abgeschlossen wird. Eine üppig weißblühende, wilde Kappernart wuchert überall, schönblumige Disteln und große Rotten eines rotblühenden Stachelkrautes (Alhagi camelorum), das Lieblingsfutter der Kamele, Ginstergattungen in allen Farben gibt es in unserer Steppe in Hülle und Fülle. Die Vogelwelt ist überreich vertreten, ungezählte Wiedehopfe und Elstern, Scharen von buntschillernden, fast tropisch anmutenden Honigräubern, wilde Tauben, Mandelkrähen und Störche sind zu sehen, prächtige Adler und Kuttengeier — hier im Lande die beste Sanitätspolizei — ziehen hoch in den Lüften ihre majestätischen Kreise.

Der Weg zur Bergquelle mit vorzüglichem Trinkwasser gab ein Bild der merkwürdigen Insektenfauna: grüne, gelbe und lilafarbige Zikaden, Stab- und Nasenheuschrecken in allen Farben; und vor allem scheint die „Gottesanbeterin" (Mantis) hier so häufig zu sein wie bei uns daheim die Heuschrecken. Vogelspinnen sieht man in Riesenexemplaren bis 16 Zentimeter Größe und Silberspinnen, deren glitzernder Leib 5 Zentimeter erreicht. Schildkröten trifft man auf Schritt und Tritt und zwischen den Steinen flitzen orangefarbige Eidechsen neben unseren Smaragdeidechsen.

*

Wir haben hier einen sehr entgegenkommenden Kommandanten und dürfen mit einem Begleitsoldaten auch in die nähere Umgebung gehen; ja, es soll sogar die Möglichkeit bestehen, auf kurze Zeit nach Samarkand zu kommen!

Digitized by Google

Schon wenige Tage nach unserer Ankunft hatten wir vom höchsten Hügel hinter unserem Lagergebiete das unvergeßliche Schauspiel eines Sonnenaufganges aus der Steppe. Ganz langsam begann sich die ganze Gegend aus dem Dunkel abzuheben; wir sahen südwärts vor uns das Tal, durch dessen Enge — „Tor des Tamerlan" — die Eisenbahn gegen Samarkand führt, davor das eigentümliche gelbe Hügelland, das sich bis zu den Vorbergen hinzieht. Hinter diesen erschienen immer deutlicher die schneebedeckten Bergriesen des Hissargebirges. Im Westen, Norden und Osten drang der Blick in die uenendliche Steppe, aus der die Sonne als glühender Ball aufstieg. Weit draußen in der Steppe zeigten sich am Horizont merkwürdige, verstreute kleine Bergketten, die mit ihren bizarren Formen an Mondlandschaften erinnerten. Zu unseren Füßen lag die Oase Dschisak mit den sartischen Ansiedlungen, Feldern und Gärten im satten Grün; wohin das Wasser nicht mehr reicht, dort hört auch die Fruchtbarkeit des Bodens auf und unmittelbar an den letzten grünen Garten schließt sich die vollkommen baumlose Gegend der Hungersteppe.

*

Bei einem anderen Ausgang in die Berge stiegen wir zu einem idyllisch gelegenen Einheimischendorf ab, das in einer winzig kleinen Oase eingebettet war. Wir fanden es bis auf einen einzigen Wächter vollkommen verlassen; die halbnomadisierenden Kirgisen leben während der heißen Zeit lieber in ihren Zelten (Jurten) auf den Feldern draußen. Wir gingen gleich auf das erste dieser Zelte zu, begrüßten die Bewohner mit einem feierlichen „Salam aleikum", worauf sie uns einluden, bei ihnen Tee, Weintrauben und Brot zu nehmen.

Die Jurten sind äußerst zweckmäßig gebaute, kreisrunde Zelte; ein zusammenlegbares Gitterwerk wird im Kreis aufgestellt und an den zwei Pfählen befestigt, die den Eingang bilden; lange, leicht gebogene Stangen verbinden das Gitterwerk mit einem radartigen Teile zu einer Kuppel, die mit Filzen belegt wird; diese wieder werden durch schöngestickte Streifen, die Jurtenbänder, festgehalten. Überdies sind die Jurten durch Stricke an Pflöcken gegen den Sturm gesichert. In der Mitte der Jurte liegt die Feuerstelle, das obere Rad dient als Rauchabzug. Das ganze Leben spielt sich auf dem Boden ab, der bis auf die Feuerstelle mit Filzmatten oder Teppichen belegt ist. Wir wurden eingeladen, auf

Digitized by Google

einer eigenen Matte vor der Jurte Platz zu nehmen, da wir in diese nicht eintreten durften; der Kirgise bedeutete uns, daß die Frauen darin seien. Nach der Sitte hier sind die Frauen nicht anwesend, wenn der Herr Gäste empfängt.

Besonders auffällig waren die in der Nähe der Jurtenansiedlung befindlichen unterirdischen Pferdeställe. Ein etwa 3 bis 4 Meter breiter Weg führt scharf nach abwärts in eine Grube von 6 auf 10 Meter. Sie ist gegen oben offen und hat eine Tiefe von ungefähr dritthalb Meter, so daß sie 10 bis 12 Pferde oder 100 Kleintiere aufnehmen kann. Diese Anlage schützt die Tiere vor den schweren Steppenstürmen und hat überdies den Vorteil, daß man bei räuberischen Überfällen das Vorhandensein von Tieren verbergen kann.

Auf unserer weiten Wanderung besuchten wir noch mehrere Jurten, teils ärmliche, teils solche von reichen Kirgisen, vor denen die Frauen am Webstuhl arbeiteten oder Roßhaarseile drehten.

*

Bei einem Kamelhirten erstand ich ein eigenartiges, aus einem einzigen Stück Buchsholz geschnitztes Futteral mit einem Lederdeckel zur Aufbewahrung der Teeschale auf der Karawanenreise; die Kirgisen nennen dies „*tschaini-kab*"; man verstaut darin die in einen Lappen gewickelten Teeschalen, ein Päckchen Tee und die Streichhölzer und hängt den *tschaini-kab* ebenso wie den Teekessel dem Kamel an den Sattelknopf. Lederdeckel und Verpackung schützen beim schwingenden Gang der Kamele die Schale vor dem Zerbrechen, und wird auf der Wanderung bei einem Steppenbrunnen haltgemacht, so hat der Kirgise fürs erste alles, was er braucht, zur Hand; die ausgedorrten Steppenkräuter liefern ihm billiges Brennmaterial für die Teebereitung.

*

Nach mehreren vergeblichen Versuchen bot sich uns auch einmal die Gelegenheit, die kirgisischen Jurten eines wohlhabenden Aulanführers im Innern zu besichtigen. Auf etwa 100 Schritt wurden wir zunächst vom wütenden Gebell der kirgisischen Hunde empfangen, mit denen nähere Bekanntschaft zu schließen, nicht ratsam schien. Nachdem die Frauen die Jurten verlassen hatten, war für uns der Weg frei; wir waren überrascht, welch peinliche Sauberkeit und Ordnung in den Jurten herrschte. Verschiedener

Digitized by Google

Hausrat war an den Gitterenden aufgehängt, auf der einen Seite standen schöne Truhen (die hier aber nicht zum Sitzen, sondern für die Aufbewahrung von Webarbeiten, Stoffen und Vorräten dienen), auf ihnen waren die Decken, Filze und Schlafrollen aufgetürmt, die für die Nacht gebraucht werden; an der anderen Seite waren Krüge, Töpfe und Schüsseln, alles säuberlich auf seinem Platz, und in den aus Teppicharbeit gemachten schönen Täschchen fanden die Wollspindeln und was sonst zur Frauenarbeit gehört, ihre Unterkunft. Den Abschluß nach außen bildet die *„perde"*, ein kleiner, herablaßbarer Vorhang. In den Jurten der Männer waren gute Pelze, Karakulfelle, Sattel- und Riemenzeug, die Wasserpfeifen und die reichen Pferdeschabracken zu sehen. Hier war es uns gut gegangen, weil der Hausherr zugegen war.

Wenn wir aber zu Jurten kamen, wo nur die Weiber zu Hause waren, erhoben diese schon von weitem bei unserer Annäherung ein furchtbares Geschrei und schienen sich schrecklich vor uns Europäern zu fürchten; manche verstellten heldenhaft mit ihren Leibern den Eingang zu ihrer Behausung. Wir erfuhren von unserem Begleitsoldaten, daß die Frauen in Abwesenheit der Männer niemand in die Hütte lassen dürfen und sich hauptsächlich vor Vergewaltigung — oh, keine Gefahr! — und vor Diebstahl fürchten. Oft sahen wir auch, daß Frauen oder Männer anderer Jurten sie in diesem ihrem Bestreben unterstützten, uns Zutritt und Einblick zu verwehren; während wir eine derartige Szene vor der einen Jurte erlebten, war rasch irgendein Kirgisenjunge oder ein Mädchen zu den nächsten Zelten geeilt, wo sich die gleiche Szene wiederholte. So unangenehm uns auch diese gegenseitige Selbsthilfe gewesen ist, so hat sie uns eigentlich imponiert; bald war der ganze Aul in hellem Aufruhr und wir konnten nichts anderes tun, als unverrichteter Dinge abziehen.

Als wir schon bekannter und unsere vollkommen friedlichen Absichten über jeden Zweifel erhaben waren, hatten wir bei vielen Jurten keine Schwierigkeiten mehr; wir konnten aus der Nähe dem Walken des Ziegenhaares zu Filz, der Unterweisung der Mädchen in der Kunst des Teppichknüpfens und Webens, dem Spinnen von Flachs, Kamel- und Baumwolle aus der freien Hand zusehen, dem Drehen der vorzüglichen Seile und der Arbeit am primitiven, in die Erde gepflockten Webstuhl für das feste Zeug, das für Kleider und Mäntel verwendet wird. Diese Arbeiten werden ebenso wie das Aufstellen und Abbrechen der Zelte auf der Kara-

Digitized by Google

wanenreise ausschließlich von den Frauen besorgt. Ihnen und den Mädchen obliegen auch die Wartung des Klein- und des Jungviehs und alle anderen häuslichen Arbeiten.

*

Bei den Kirgisen herrscht die althergebrachte Sitte, daß die Heirat durch Kauf geschieht. Der „*kalin*" (Kaufpreis) wird meist in Form von Tieren geleistet: 20 Pferde oder 15 Kamele oder 100 Schafe sind sozusagen der Grundpreis für ein kirgisisches Mädchen, doch gehen die Preise auch in hohe Ziffern hinauf. Bei mehreren Töchtern haben die Eltern das größte Interesse, zuerst die älteste an den Mann zu bringen; denn findet diese keinen Anwärter, so bekommt der Freier der zweiten Tochter die erste mit dazu.

Die wenigen Feldarbeiten der Halbnomaden, das Einbringen der Frucht — das Dreschen erfolgt durch Ausstampfen mit Pferden, die man im Kreis über die aufgestreute Frucht trampeln läßt, das Reinigen des Getreides durch Werfen gegen den Wind an einem stürmischen Tag —, ebenso die Wartung der Pferde und Kamele besorgen die Männer. Zum Mahlen des Getreides dienen primitive Mühlen.

*

Eines Abends war fern im Osten ein starker Feuerschein sichtbar und von der Hügelkette oberhalb unseres Rayons genossen wir das grausigschöne Bild eines Steppenbrandes, der jenseits des Tales ausgebrochen war und erst langsam verlosch. Wenige Stunden später hatten wir, wenn auch in verkleinertem Maßstabe, dieses Schauspiel mitten in unserem Lagergebiet.

Ich hatte wieder meinen „Steppenkatafalk" — so nannten wir unsere mit Moskitonetzen überdachten Eisenbetten, die wir im Freien stehen hatten — bezogen, als mich nach kurzem Schlaf Odörfer plötzlich weckte: „Die Steppe vor uns steht in Flammen!", und in der Tat, schon beim offenen Tor der Umwallung erschien der ganze Horizont der Hügelreihe auf eine Länge von etwa 300 Metern in Flammen; es war, als wälze sich eine glühende Schlange vom Hange des Berges herab. Der Wind begann das Feuer gefährlich gegen unsere Kaserne zuzutreiben, in wenigen Minuten war alles auf den Beinen, und als wir darangingen, den Brand so gut als möglich zu löschen, zeigte sich die merkwürdige

Digitized by Google

Tatsache, daß keineswegs die ganze Steppe brannte, vielmehr bloß ein Streifen von 2 bis 3 Metern, der sich immer wieder verschob, je nach den Kräutern, die das Feuer erreichte. So hatte man in der Tat den Eindruck, als zöge ein ungeheurer, feuriger Wurm längs der Hügel weiter. Wir ergriffen, was wir in der Eile fanden: Schaufeln, Stöcke, Steine, aber es gelang uns erst nach einer Stunde harter Arbeit, den Feuerwurm einzudämmen. Eine Zeitlang schienen alle Berge im Süden in Flammen zu stehen und zeichneten mit Feuer ihre Umrisse auf den nächtlichen Himmel. Erst als es zu dämmern begann, konnten wir feststellen, daß eine recht ansehnliche Fläche Weideland dem Steppenbrand zum Opfer gefallen war.

*

— Wie sehr die hiesige Bevölkerung in gewissem Sinne degeneriert ist und auf welch niedriger Kulturstufe die nomadisierenden Bewohner des Landes stehen, dafür erlebten wir manches Beispiel. So ließ auf unserem weiten Lagergebiet eine Anzahl einheimischer Jungen ihre Esel weiden und vergnügte sich dabei, die Eselstuten zu mißbrauchen und untereinander förmliche Kraftwettstreite auszutragen. Als einige von uns auf sie zugingen, ließen sie sich nicht nur nicht im geringsten stören, sondern wollten uns die Eselinnen um einige Kopeken anbieten. —

Man darf sich da nicht wundern, wenn die Gesundheitsverhältnisse unter den Einheimischen geradezu erschreckende sind; die Besuchsstunde des Arztes im russischen Ambulatorium gab ein getreues Bild dieser Zustände: von weit her kamen die Kirgisen und Sarten mit ihren Frauen und Kindern, um Linderung von ihren Leiden zu suchen. Insbesondere gibt es hier erschreckend viel Fälle von Syphilis und zahlreiche Erkrankungen von Kindern an Trachom; ja, man sieht so gräßliche Entstellungen infolge dieser Krankheiten, daß ihr Anblick fast unerträglich ist.

*

Der Sansarfluß, der aus den südlichen Bergen kommt, ist der Lebensspender für die Oase Dschisak und wird zur Bewässerung der festen Ansiedlungen fast vollständig aufgebraucht, seine spärlichen Wasserreste versickern gleich außerhalb von Dschisak in der Steppe. Ein Besuch in einer der sartischen Ansiedlungen innerhalb der Oase zeigt, daß die Natur dem Einheimischen wirklich alles gibt,

Digitized by Google

was er braucht. Das Wasser verwandelt ihm den Lößboden in fruchtbarstes Ackerland oder in Gartenboden, die Steppe gibt ihm die Möglichkeit, seine Tiere auf die Weide zu schicken. In einem kleinen Anwesen, das wir besuchten, hatte der Sarte längs seiner Lehmmauern prachtvolle Weinlauben, Pfirsiche und Aprikosen gezogen, anschließend daran waren seine Felder mit Baumwolle, Mais, Weizen und Gerste bebaut, dann wieder kamen große Beete mit Melonen und Gurken, und in der Steppe draußen weideten seine Schafe, Kamele und Pferde. Bei der außerordentlichen Fruchtbarkeit des Bodens ist es daher begreiflich, daß eine verhältnismäßig geringe Arbeitsleistung von zwei bis drei Stunden im Tage genügt, um aus dem Erträgnis des Grundstückes eine ganze Familie zu erhalten.

*

Neben den zwei Hauptvertretern, den seßhaften Sarten und Usbeken und den nomadisierenden Kirgisen trifft man hier auch noch manche andere Völkerstämme. Aus den Bergen des Südens kommen zuweilen sogenannte „Bergbewohner" und ihre Frauen auf den Basar; diese iranischen Stämme zeichnen sich durch besondere Schönheit aus. Die Frauen gehen unverschleiert in weißen, wallenden Gewändern, sie haben scharf geschnittene, edle Züge, meist blaue Augen und blondes Haar; in ihrem Gehaben, ihrem Gang und Auftreten haben sie etwas Sicheres und Siegesbewußtes.

Auch Zigeuner sieht man hin und wieder; sie tragen scharlachrotes Zeug wie einen Turban um den Kopf geschlungen, während die Frauen ihre aus weißem Zeug hergestellten Gewänder mit einem scharlachroten Gürtel umgeben, der auch die vom Kopf auf den Rücken wallenden Tücher festhält. Der selbstbewußte Blick bringt ihre schönen Augen noch mehr zur Geltung.

*

Eine der höchsten Spitzen im vorderen Nuratagebirge ist ein wildzerklüfteter Felsenberg, den wir „Watzmann" nannten; dort gab es die meisten Adlerhorste, und den prächtigen Raubvögeln, von denen wir hier Dutzende zu Gesicht bekamen, konnten wir uns auf 20 bis 30 Schritt nähern. Von einem verendeten Schafe scheuchten wir die riesenhaften Kuttengeier auf, die erst auf ein paar Schritte Entfernung von uns mißmutig ihre Mahlzeit aufgaben und zuerst unbeholfen watschelnd den Berg hinan-

Digitized by Google

krochen, um dann aufzufliegen. Am Grate trafen wir sie dann in Reihen sitzend. Von der Höhe ist eine herrliche Fernsicht auf die Oase und in die unermeßliche Steppe; einer kleinen sartischen Ansiedlung mit Moschee und heiligem Teich gibt der Felsenberg, von dem wir herabgekommen waren, einen ganz unwahrscheinlichen Hintergrund.

Kirgisisches und sartisches Volksleben in Alt-Dschisak

Nach Namangan enttäuscht die sogenannte russische Stadt Dschisak sehr; ihre Anlagen sind einfach, fast dürftig, die wenigen Geschäfte wie die letzter Güte einer kleinen Provinzstadt. Umso mehr bietet die Altstadt, die an die 3 Kilometer entfernt liegt. Montag und Donnerstag sind hier die Basartage, so verlegen wir unsere Einkäufe für die Lagerküche und unsere „Ausgänge" auf diese Tage, und die Fahrten in die Altstadt bringen reiche Abwechslung in unser Gefangenendasein.

*

Hier trifft man nicht mehr echte Sarten, vielmehr Mischformen dieser mit Usbeken, dann reine Usbeken und sehr viele Kirgisen; auch die Trachten sind hier wesentlich andere. Man könnte sagen, in Namangan war alles vornehmer, kultivierter, hier ist alles einfacher, bescheidener. Die gestickten Käppchen der Einwohner haben primitive Stickerei, an Stelle der weißen Turbane sieht man hier recht wild anmutende rote, blaue und gelbe, deren herabhängende Enden grobe Stickerei tragen. Bei den langen Mänteln („*chalat*" oder „*tun*") herrschen bunte Farben und große Blumenmuster vor. Im ganzen ist das Bild viel greller und reicher, die Farbenzusammenstellungen sind noch hemmungsloser, auch die Wäsche ist farbig, teils rot (turkmenisch), teils blau oder aus gestreiftem Baumwollzeug (*mata*). Manche Stämme haben ihre eigenen Farben in den Mänteln und in ihrer Wäsche. Zum Basartag kommen aus den benachbarten Dörfern und aus der Steppe die Sarten, Usbeken, Kirgisen, Tadschiken, und wie sie alle heißen, auf allen Arten Fuhrwerken und Reittieren, auch hier sitzen zwei und drei auf dem Pferd, dem Kamel oder dem Esel, und bald entwickelt sich auf dem ganzen Basar ein äußerst buntes Leben und Treiben.

*

Digitized by Google

Auf dem Tiermarkt wollten wir für unsere Lagerküche ein kleines Fuhrwerk und einen „*eschak*“ (Esel) kaufen, was aber vorläufig an der Preisfrage scheiterte. (Man kommt eben im Orient nach langem Feilschen erst auf den gewünschten Preis herab.) Dort war auch ein schwunghafter Handel mit Dromedaren, und fürwahr, wenn ich das Geld gehabt hätte, so wäre ein nettes, vier Wochen altes Kamel, das kaum größer als ein mittlerer Esel war, um 15 Rubel billig und in unserem großen Rayon eine hübsche Kurzweil gewesen. Sehr stürmisch geht es auf dem Schaf- und Pferdemarkt zu. Ist der Kauf abgeschlossen, wird er dadurch besiegelt, daß Käufer und Verkäufer, das Geld zwischen ihren Händen, sich kräftig und langdauernd die Hände schütteln. Höchst eigentümlich ist auch der Platz eines Vogelhändlers, der allerlei buntes Federvieh und außerdem Zierblumen feilbietet. Noch mehr aber als sein Garten hätten mich die schönen Sammelbüchsen der Bettelderwische (*geschgul*) interessiert, die mir aber als Ungläubigem nicht verkauft werden dürfen.

*

In einer offenen Barbierstube sahen wir den Ortsbader, wie er einem kranken Kirgisen zur Ader ließ. Zuerst schnürte er ihm ein dickes Seil vom Schritt angefangen um den ganzen Ober- und Unterschenkel bis zum Knöchel, stellte eine Holzschale zurecht, dann führte er unterhalb des Knöchels mit einem kleinen Messer, das er vorher im vorüberfließenden, schmutzigen Arik „gereinigt“ hatte, einen kleinen Schnitt, worauf sich in weitem Bogen das Blut genau ins Holzgefäß ergoß. Sehr hygienisch war die Operation wohl nicht, wenn man bedenkt, daß alle Abfälle des Marktes in den gleichen Wassergraben geworfen werden.

*

Unter den alten Bauten nimmt eine aufgelassene Moschee den ersten Platz ein, die neben einer wegen Einsturzgefahr gesperrten Schule liegt und sehr schöne Arbeit aufweist. Das ganze Deckengebälke des Aiwans ist reich polychromiert und in der Moschee selbst sind Deckenbalken und Säulen über und über mit Schnitzerei geschmückt; die Nischen und Fenster der Moschee haben kunstvolle Gipsdurchbrucharbeit. Den benachbarten kleinen Hügel bekrönt burgartig das Grab eines Heiligen mit den weißen Roßschweifen an den langen Stangen. Hinter einem viereckigen,

Digitized by Google

weit vorstehenden Vorbau liegt der Kuppelraum mit dem Steinsarg, auf ihm als Opfergaben zahlreiche schöne Widderhörner. Neben dem Sarkophag steht ein hoher, schmiedeiserner Kerzenträger.

*

Das ganze Leben spielt sich hier in den offenen Buden ab. Kleider werden geprobt, Stiefel versucht, Sättel ausprobiert, die Raseure rasieren auf offener Straße Barthaar und Kopf, wobei nur Wasser und keine Seife verwendet wird. Auch Gesundbeter trifft man an, die mit allerlei geheimnisvollen Gebärden, mit Auflegen der Hände, Walken und Kneten, ja sogar mit Schlägen die vor ihnen auf der Erde hockenden Einheimischen „behandeln".

*

Sehr schön in den Mustern sind die kirgisischen Handarbeiten, große, gestickte Tücher, die zum Aufhängen in den Zelten der Kirgisen oder in den Moscheen dienen, und die teppichartigen Jurtenbänder zum Überflechten der Zelte gibt es in erlesener Musterung.

*

Soweit es möglich war, bemühte ich mich hier und dort, einiges von den seltsamen Gebrauchsgegenständen zu erwerben. So kam ich zu einer in Teppicharbeit hergestellten Werkzeugtasche, wie sie hier die Hufschmiede verwenden und zu einem nach Art der Scherenstühle zusammenlegbaren Koranpult. Einem Kirgisen kaufte ich seine prächtige Lappenhaube, eine echte „*malacha*", vom Kopf herunter, dafür hatte ich meine liebe Not, von seinem Freunde meine warmen Handschuhe wieder zurückzubekommen, die er angezogen hatte und mir mit Gold bezahlen wollte. Die größte Heiterkeit aber erregte ein anderer Ankauf. Sehr viele unserer Soldaten hatten schon längst die von zu Hause mitgebrachten Pfeifen eingebüßt und dieser Artikel war hier überhaupt nicht zu erhalten, da weder Einheimische noch Russen Pfeife rauchen. Nun hatten aber die Soldaten und auch wir wiederholt auf den Basaren bei den Sarten und Kirgisen in großen Mengen aus Holz sehr einfach gedrehte, eigenartige Dinge gesehen, die aus einem geraden, durchbohrten Holz mit einem senkrecht daraufstehenden kurzen Teil, von etwa 5 Zentimeter Länge und einer 2 Zentimeter weiten Ausnehmung bestanden; die beiden Teile standen miteinander in Verbindung, ergaben also ein Ding, das

Digitized by Google

jedenfalls als Pfeife verwendbar schien. Anderseits gab es bei den gleichen Händlern in ebenso großen Mengen noch andere Holzapparate, sonst wie die ersteren, aber nur aus dem geraden, durchbohrten, runden Holz bestehend, während der obere Teil eine muldenförmige Ausnehmung von 5 bis 6 Zentimeter Länge und $1^1/_2$ Zentimeter Tiefe besaß. Als nun unsere Soldaten ebenso wie wir für die ersteren Apparate so großes Interesse zeigten, brachen die Händler und alle umstehenden Einheimischen in schallendes Gelächter aus, das sich verstärkte, als die Soldaten demonstrierten, wie man mit diesen „Pfeifen" rauchen könne. Wir waren fürs erste vollkommen verblüfft, erhielten aber bald die ganz merkwürdige Aufklärung: Was als Pfeife dienen sollte, ist nämlich eine Vorrichtung, mit der die einheimischen Frauen hierzulande die kleinen Knaben automatisch trockenlegen, und zwar so, daß der kurze Querteil über das Glied gestülpt, der vertikale Teil gleich in ein im Boden der Wiege eingestelltes Gefäß abgeleitet wird. Ein doppelter Bund eines Tuches durch die Füße geschlungen erspart daher der kirgisischen oder sartischen Mutter vollständig das lästige Trockenlegen. Die andere Gattung dieser hölzernen Dinger wird für die Mädchen verwendet.

Unsere guten Soldaten ließen sich übrigens nicht beirren, die erstere Gattung zu kaufen, brauchte man doch nur ein Mundstück an das längere Ende anzusetzen und die Pfeife war fertig.

*

Auf dem Basar der Buchhändler kaufte ich mir eines Tages die große Ausgabe des Korans in arabischer Sprache. Das Buch kennt jeder Sarte schon äußerlich am Einband, so daß mir mehrere von ihnen am Weg den Koran abnahmen, ihn küßten und die erste Sure zu beten begannen. Welche Verehrung das heilige Buch („Buch der Bücher") genießt, mag der folgende Vorfall beweisen: Ich hatte für unsere Küche Hefte und eine kleine Blechtafel gekauft, sie in den Koran gelegt und diesen unter dem Arm getragen. Als ein alter Sarte dies sah, winkte er mich zu sich, nahm wie seine Vorgänger den Koran, küßte ihn und gab mir Koran und Blechtafel getrennt zurück, mir bedeutend, daß man diese beiden Gegenstände nicht zusammen tragen dürfe; denn der Koran sei ein heiliges Buch, in das man nicht profane Gegenstände des täglichen Gebrauches legen solle.

*

Digitized by Google

Ganz merkwürdig war das Leichenbegängnis eines Priesters (*chodscha*), dem wir eines Tages in der Altstadt beiwohnen konnten. Wir hörten plötzlich furchtbares Geschrei und Wehklagen aus einer der Nebengassen, und als wir uns dorthin begaben, kam uns schon eine Menge von Sarten mit weißen Turbanen entgegen, ihnen voran etwa 30 Männer und Jünglinge, die, auf lange Pilgerstäbe gestützt, heulend und weinend, schreiend und schluchzend dahinzogen. Ein förmliches Gedränge herrschte um die Bahre, auf welcher der Tote lag, bedeckt mit einem Laken, schönen Seidenstreifen und kostbaren sartischen Schalaten. Jeder wollte wenigstens für einen Augenblick die Schulter unter die Bahre schieben, um den Toten ein Stück des Weges bis zu seiner letzten Ruhestätte zu tragen. Dieses Wechseln der Träger ging so rasch vor sich, daß sich die Bahre mit dem Toten nicht ruhig fortbewegte, es vielmehr den Eindruck machte, als ob sie fortgesetzt eine wellenförmige Bewegung ausführe. Neugierig schlossen auch wir uns dem Zug an. Die Leiche wurde zur Moschee getragen und im offenen Moscheenumbau (*aiwan*) aufgestellt. Die Trauergäste gingen zum Teil in die Moschee, zum Teil versammelten sie sich außerhalb derselben um den heiligen Teich, alle das Gesicht der Bahre zugewendet. Ein Mullah begann Gebete zu sprechen, während welcher die Trauernden sich wiederholt bis zur Erde verneigten. Plötzlich kam Leben in die Menge, die Leiche wurde blitzschnell aufgehoben, wieder drängte sich alles, die Schulter unter die Bahre zu schieben, und so bewegte sich in der Luft die Bahre über die kleine Mauer bei der Moschee hinweg und senkte sich dann auf dem „*guristan*“ (Friedhof), den die Mauer vom Moscheenteil trennte, auf die Erde neben das offene Grab. Alle Trauergäste, ja sogar wir Ungläubige, erhielten Tränentücher: ein junger Sarte mit einem großen Ballen weißen Baumwollstoffes unter dem Arm, ging von Mann zu Mann, riß vom Stoff ein Stück in der Größe eines Taschentuches herab und teilte es aus. Nach neuerlichen Gebeten wurde der Tote in die Grube hinabgelassen und dachförmig mit Ziegelsteinen bedeckt. Dann streute jeder Trauergast eine Handvoll Erde auf den Toten, die schon in der Moschee ausgeteilt worden war und die er von dort in der Hand mitbrachte.

Schließlich trat wieder vollkommene Stille ein und aus der Tiefe des Grabes begann ein alter Mullah Gebete zu sprechen, denen wieder die üblichen Verneigungen seitens der Menge folgten.

Digitized by Google

Durch Umfrage hatten wir inzwischen erfahren, daß der Verstorbene ein in hohem Ansehen stehender frommer Chodscha gewesen war und mit seinen 78 Jahren zu den Ältesten der Gemeinde gehört hatte. Die Leichenfeierlichkeit hatte einen durchaus würdigen Eindruck gemacht, wenn auch die bestellten Klagemänner und Klagejünglinge, für die man hier zu bezahlen hat wie bei uns für Orgel oder Gesang in der Kirche, uns Europäern einigermaßen fremdartig vorkamen.

Die Märchenstadt Samarkand

Seitdem ich erfahren hatte, daß die Möglichkeit bestünde, nach Samarkand zu kommen, stand für mich fest, daß ich nichts unversucht lassen werde, um eine Reise dorthin zu machen. Battisti, der vom früheren Transport in Dschisak zurückgeblieben war, hatte seinen Aufenthalt in der „Stadt der Tausendundeinen Nacht" in den glühendsten Farben geschildert, was mich noch bestärkte, meinen Plan auszuführen. Erfreulicherweise stieß der Versuch auf keine nennenswerten Schwierigkeiten. Ein recht prosaischer Vorwand, dringende zahnärztliche Behandlung, mußte für die Erreichung dieses Zieles herhalten und mit tausend Freuden unterzog ich mich allen Formalitäten, die zu erfüllen waren.

Endlich hatten wir vom Oberkommando die Bewilligung für die Reise nach Samarkand erhalten. Da hing es plötzlich nur mehr an einem Haare, daß aus dieser sosehr ersehnten Fahrt nichts geworden wäre. Am Vorabend unserer Abreise waren drei Kameraden aus unserem Lager entflohen; Schütö, Petran und Nemeth wollten in zwölf Nachtmärschen sich über das Hissargebirge nach Persien durchschlagen. Wie ein Lauffeuer ging die Nachricht durch unser Lager. Wenn ihre Flucht aufgekommen wäre, bevor wir Dschisak verlassen hätten, wäre unausbleiblich für uns Kandidaten der Reise nach Samarkand alles verloren gewesen. In banger Erwartung verging der Tag, und wir atmeten erleichtert auf, als der übliche Abendappell vorüber war und der visitierende Kommandant sich mit einigen Ausflüchten über die augenblickliche Abwesenheit der drei beruhigen ließ.

9. August 1915. Das Schicksal war uns gnädig. Die Flüchtlinge haben bereits einen Tag Vorsprung für ihr gewagtes Unternehmen und sind noch nicht aufgegriffen worden. Um 1 Uhr nachts wurden wir vom russischen Begleitsoldaten abgeholt, um

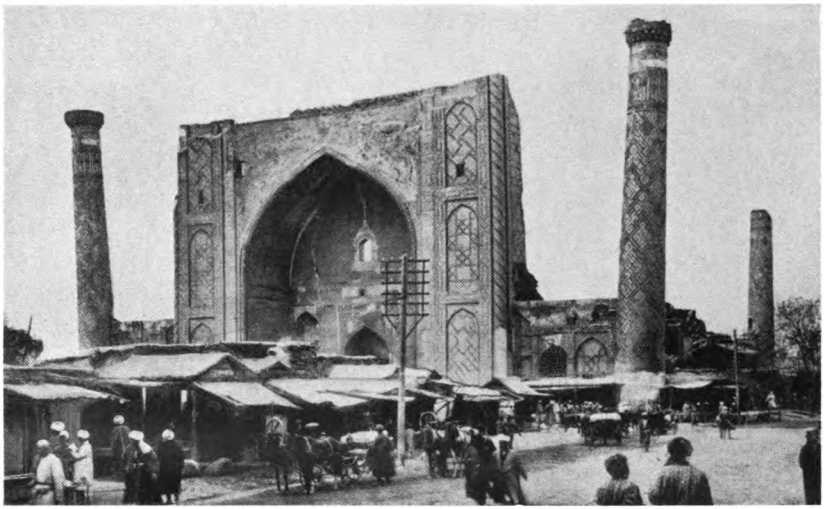
Digitized by Google

zu dritt, Dr. Reines, Otto Klein und ich, die Reise nach Samarkand anzutreten. Unser Zug setzte sich im Morgendämmern in Bewegung; bald kamen wir in jenes merkwürdig anmutende, vegetationslose Hügelland, das sich beim „Tor des Tamerlan" in einem schmalen Engpaß zusammendrängt, während die Bahn in zahlreichen Kurven das Hochplateau erreicht, das sich bis in die Gegend von Samarkand zieht. Bald bot uns der Sonnenaufgang über dieser in Chromgelb und Braun getauchten Gegend ein wunderbares Bild. Im Westen erschienen die schneebedeckten Kämme des Hissargebirges, deren höchste Spitzen in zartem Violett schimmerten. Beiderseits der Bahnstrecke lagen an den Abhängen der Hügelreihen die Ansiedlungen der Kirgisen mit ihren schmucken Jurten in den Ausläufern der Täler wie kleine grüne Oasen eingebettet. Nach der Wasserscheide begann die Bahn sich merklich zu senken, immer deutlicher prägte sich das Gebiet des Serafschan aus, jenes früheren * Nebenflusses des Amu-Daria (Oxus), an dem Samarkand liegt. Die Berge rückten weiter von der Bahn ab und machten fruchtbarem Ackerland Platz.

Gegen 7 Uhr morgens war Samarkand erreicht. Unser Versuch, mit dem russischen Soldaten gleich vom Bahnhof aus eine kurze Rundfahrt nach der Altstadt zu machen, um wenigstens einen Blick auf sie zu werfen, noch bevor wir uns beim Kriegskommando meldeten, wo uns infolge des Fluchtversuches unserer Kameraden vielleicht die Arretierung erwartete, gelang leider nicht; der vorgeschriebene Dienstweg mußte eingehalten werden. Die Kameraden im fünften Polk (Regiment) empfingen uns aufs beste, und insbesondere Kleinberg erklärte sich bereit, auf jeden Fall Mittel und Wege zu schaffen, uns wenn notwendig trotz aller Verbote in die Altstadt zu führen. Der Tag, den wir zuzuwarten hatten, verging mit den Kameraden rasch und angeregt. Um so entsetzlicher und deprimierender war das Lager selbst, in dem wir uns befanden. Es war die Konzentrationsstelle jener bedauernswerten kriegsgefangenen Mannschaftspersonen, die als Schwerverwundete in die Gefangenschaft geraten, nunmehr aus allen russischen Spitälern hieher abtransportiert worden waren. Ein schreckliches Bild des Jammers und des Elends, Hunderte und Hunderte hilfloser

* Durch das vollständige Aufbrauchen des Wassers zur Bewässerung der Oasen erreichen zahlreiche Flüsse Turkestans, die seinerzeit in den Amu-Daria und in den Syr-Daria mündeten, diese nicht mehr, sondern versiegen nach der letzten Oase in der Steppe.

Digitized by Google



Moschee „Ulug-Beg“ am Registanplatz in Samarkand.

Straße zum Registanplatz
(rechts Minarett und Rückseite der Moschee „Schir-Dar“).

Digitized by Google

Ganz merkwürdig war das Leichenbegängnis eines Priesters (*chodscha*), dem wir eines Tages in der Altstadt beiwohnen konnten. Wir hörten plötzlich furchtbares Geschrei und Wehklagen aus einer der Nebengassen, und als wir uns dorthin begaben, kam uns schon eine Menge von Sarten mit weißen Turbanen entgegen, ihnen voran etwa 30 Männer und Jünglinge, die, auf lange Pilgerstäbe gestützt, heulend und weinend, schreiend und schluchzend dahinzogen. Ein förmliches Gedränge herrschte um die Bahre, auf welcher der Tote lag, bedeckt mit einem Laken, schönen Seidenstreifen und kostbaren sartischen Schalaten. Jeder wollte wenigstens für einen Augenblick die Schulter unter die Bahre schieben, um den Toten ein Stück des Weges bis zu seiner letzten Ruhestätte zu tragen. Dieses Wechseln der Träger ging so rasch vor sich, daß sich die Bahre mit dem Toten nicht ruhig fortbewegte, es vielmehr den Eindruck machte, als ob sie fortgesetzt eine wellenförmige Bewegung ausführe. Neugierig schlossen auch wir uns dem Zug an. Die Leiche wurde zur Moschee getragen und im offenen Moscheenumbau (*aiwan*) aufgestellt. Die Trauergäste gingen zum Teil in die Moschee, zum Teil versammelten sie sich außerhalb derselben um den heiligen Teich, alle das Gesicht der Bahre zugewendet. Ein Mullah begann Gebete zu sprechen, während welcher die Trauernden sich wiederholt bis zur Erde verneigten. Plötzlich kam Leben in die Menge, die Leiche wurde blitzschnell aufgehoben, wieder drängte sich alles, die Schulter unter die Bahre zu schieben, und so bewegte sich in der Luft die Bahre über die kleine Mauer bei der Moschee hinweg und senkte sich dann auf dem „*guristan*“ (Friedhof), den die Mauer vom Moscheenteil trennte, auf die Erde neben das offene Grab. Alle Trauergäste, ja sogar wir Ungläubige, erhielten Tränentücher: ein junger Sarte mit einem großen Ballen weißen Baumwollstoffes unter dem Arm, ging von Mann zu Mann, riß vom Stoff ein Stück in der Größe eines Taschentuches herab und teilte es aus. Nach neuerlichen Gebeten wurde der Tote in die Grube hinabgelassen und dachförmig mit Ziegelsteinen bedeckt. Dann streute jeder Trauergast eine Handvoll Erde auf den Toten, die schon in der Moschee ausgeteilt worden war und die er von dort in der Hand mitbrachte.

Schließlich trat wieder vollkommene Stille ein und aus der Tiefe des Grabes begann ein alter Mullah Gebete zu sprechen, denen wieder die üblichen Verneigungen seitens der Menge folgten.

Digitized by Google

Durch Umfrage hatten wir inzwischen erfahren, daß der Verstorbene ein in hohem Ansehen stehender frommer Chodscha gewesen war und mit seinen 78 Jahren zu den Ältesten der Gemeinde gehört hatte. Die Leichenfeierlichkeit hatte einen durchaus würdigen Eindruck gemacht, wenn auch die bestellten Klagemänner und Klagejünglinge, für die man hier zu bezahlen hat wie bei uns für Orgel oder Gesang in der Kirche, uns Europäern einigermaßen fremdartig vorkamen.

Die Märchenstadt Samarkand

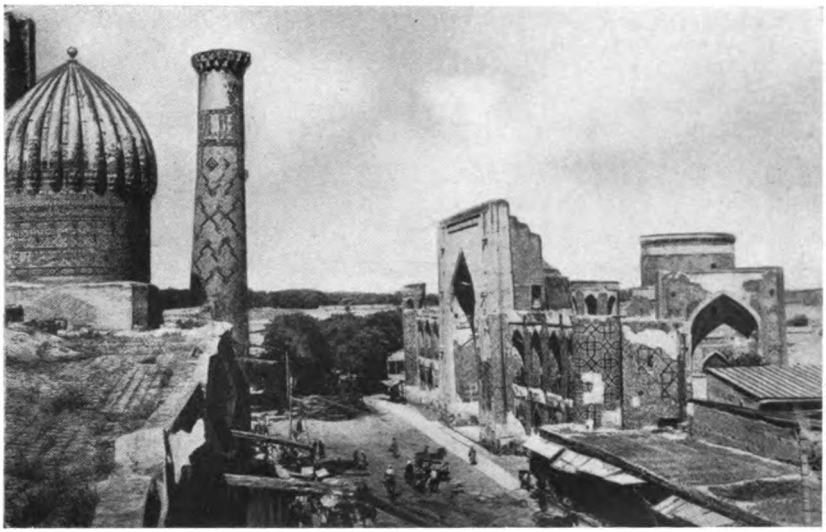
Seitdem ich erfahren hatte, daß die Möglichkeit bestünde, nach Samarkand zu kommen, stand für mich fest, daß ich nichts unversucht lassen werde, um eine Reise dorthin zu machen. Battisti, der vom früheren Transport in Dschisak zurückgeblieben war, hatte seinen Aufenthalt in der „Stadt der Tausendundeinen Nacht" in den glühendsten Farben geschildert, was mich noch bestärkte, meinen Plan auszuführen. Erfreulicherweise stieß der Versuch auf keine nennenswerten Schwierigkeiten. Ein recht prosaischer Vorwand, dringende zahnärztliche Behandlung, mußte für die Erreichung dieses Zieles herhalten und mit tausend Freuden unterzog ich mich allen Formalitäten, die zu erfüllen waren.

Endlich hatten wir vom Oberkommando die Bewilligung für die Reise nach Samarkand erhalten. Da hing es plötzlich nur mehr an einem Haare, daß aus dieser sosehr ersehnten Fahrt nichts geworden wäre. Am Vorabend unserer Abreise waren drei Kameraden aus unserem Lager entflohen; Schütö, Petran und Nemeth wollten in zwölf Nachtmärschen sich über das Hissargebirge nach Persien durchschlagen. Wie ein Lauffeuer ging die Nachricht durch unser Lager. Wenn ihre Flucht aufgekommen wäre, bevor wir Dschisak verlassen hätten, wäre unausbleiblich für uns Kandidaten der Reise nach Samarkand alles verloren gewesen. In banger Erwartung verging der Tag, und wir atmeten erleichtert auf, als der übliche Abendappell vorüber war und der visitierende Kommandant sich mit einigen Ausflüchten über die augenblickliche Abwesenheit der drei beruhigen ließ.

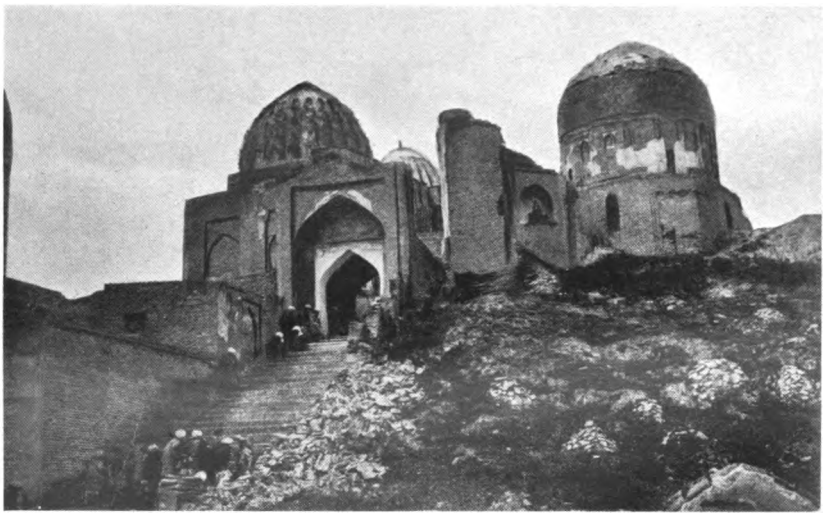
9. August 1915. Das Schicksal war uns gnädig. Die Flüchtlinge haben bereits einen Tag Vorsprung für ihr gewagtes Unternehmen und sind noch nicht aufgegriffen worden. Um 1 Uhr nachts wurden wir vom russischen Begleitsoldaten abgeholt, um

Digitized by Google

Tafel IV



Die Moschee „Tilla-Kari" am Registanplatz in Samarkand
(links Minarett und Kuppelbau der „Schir-Dar"-Moschee).



Grabmoschee Chasim Ibn Abas, die Bekrönung der Gräberstraße „Schah-Sinda"
in Samarkand.

Digitized by Google

Krüppel! Dem einen fehlte ein Arm oder ein Bein, dem anderen fehlten beide Beine, der dritte hatte ein durch einen Schrapnellschuß fast unkenntliches Gesicht, andere wälzten sich in ihren schrecklichen Schmerzen in schlechten Verbänden oder im Fieber auf den Strohmatten vor den Baracken, in denen es vor Hitze nicht auszuhalten war. Eine eigene Baracke beherbergte die unglücklichen Flecktyphuskranken, wo Mann an Mann auf den Pritschen lag und für neue Kranke erst Platz wurde, wenn man einen Toten hinaustrug.

Der einzige Trost in all diesem Jammer war der Ausblick, den man vom oberen Teile des Lagers auf die Altstadt hatte, wo von ferne in der Abendsonne die Minarette und Kuppeln des Registanplatzes herübergrüßten, die Wahrzeichen der Altstadt Samarkand. Wie stumme Zeugen längst verschwundener Größe ragen die blauen Minarette gleich Säulen antiker Tempel zum Himmel.

10. August 1915. Heute habe ich die Märchenstadt Samarkand geschaut! Der Traum, den ich so lange gehegt hatte, ging in Erfüllung. Bewundernd stand ich vor der majestätischen Pracht vergangener Jahrhunderte, und nie und nimmer werde ich den ersten Eindruck vergessen, den diese Denkmäler auf mich gemacht haben. Es ist ein Erlebnis, wie ich es nur mit dem ersten Anblick des Markusplatzes oder der Tempelruinen von Edfu, Luksor und Karnak vergleichen kann. Auch der heutige Tag wäre verloren gewesen, hätte nicht Kleinberg durch List und Bestechung uns aus unserem Lager herausgebracht. Schon auf der Fahrt zur Altstadt überraschte das außerordentlich rege Leben und Treiben, das wegen des Beiramfestes herrschte. Die Farbenfreudigkeit der Einheimischen feierte in ihren Festtagsgewändern wahre Orgien, ein Maler hätte nicht so viele Farben auf seine Palette bringen können, wie die Sarten in ihren Schalaten aus Seide und Goldbrokat zeigten. Nach einer kaum halbstündigen Fahrt durch dieses bunte Gewoge, in dem wir für uns ganz Neues sahen, Perser, Afghanen, Bucharer, Turkmenen und Tekinzer, dazu Perserinnen in ihrer eigenartigen, ganz vermummten schwarzen Tracht, Bucharer Jüdinnen, unverschleiert, mit ihren klassisch schönen edlen Zügen, Kirgisinnen, grobknochig und unschön, mit dem turmartigen weißen Kopfputz, Bergbewohner in ihrer biblischen Gewandung mit ihren langen Stöcken, und endlich die schrecklichen leprakranken Bettlerinnen nicht zu vergessen, hielten wir bei einer

Digitized by Google

Reihe von Buden an der Hauptstraße, von welcher wenige Schritte entfernt das Juwel Samarkands liegt: der Registanplatz!

Der erste Eindruck ist überwältigend. Die drei herrlichen Moscheen Schir-Dar, Ulug-Beg und Tilla-Kari mit ihren mächtigen Torbogen und Minaretten in leuchtend blauer Majolika- und Mosaikverkleidung, die den Platz nach drei Seiten umsäumen, bannen das Auge, das sich erst daran gewöhnen muß, so viel Schönheit zu sehen. Auf dem Platze selbst herrschte das regste orientalische Leben, in seiner lärmenden Art und in seinen grellen Farben. Er war erfüllt von einer Menge in Festkleid und Festesstimmung. Hie und da bahnte sich eine Arbe, die eine Familie einheimischer Frauen und Kinder im schönsten Sonntagsstaat auf sich führte, nur mit Mühe den Weg durch das Gedränge. Unser erster Besuch galt der Schir-Dar-Moschee; wohl die schönste von den dreien; von bezaubernder Wirkung sind die beiden hohen Minarette und der mächtige persische Kielbogen als Eingang zur großen Nische, von der man in die Klosterschule (*madrasa*) kommt. Im stärksten Gegensatz zum lauten Getriebe des Platzes steht der traumhaft ruhige Moscheenhof mit seinen entzückenden Loggien. Inmitten des Hofes ist der Brunnen (*sebil*), der von einem prächtigen Weinstock umrankt ist. Wie vergessen aus längst entschwundenen Jahrhunderten liegt Ruhe und Frieden über diesen Prachtbauten aus der Zeit der Timuriden, als ein kunstsinniges Herrschergeschlecht Samarkand zum bleibenden Zeichen seiner Größe mit diesen Bauten schmückte.

Die zweite Moschee, Ulug-Beg, so benannt nach ihrem Erbauer, dem Enkel des großen Timur Tamerlan, liegt Schir-Dar gegenüber. Sie besitzt die gleiche Anlage wie diese, ebenfalls eine herrliche Eingangsnische (*pischtak*) und in der Madrasa die prächtigsten Kleinarbeiten in den Mosaiken; die Zartheit ihrer Arabesken und Blumenmuster sowie die Zusammenstellung der Farbentöne gehören zu dem Wundervollsten, das die islamitische Baukunst aufzuweisen hat. Bei beiden Moscheen befindet sich der Gebetraum in einer besonderen Gebetsmoschee in der Klosterschule selbst.

Sind für Schir-Dar und Ulug-Beg die hohen flankierenden Minarette und der mächtige Pischtak charakteristisch, so unterscheidet sich die dritte Moschee am Registanplatz, Tilla-Kari (Die Goldene), durch eine vollständig andere Anlage. Sie entstammt dem 17. Jahrhundert, ist der Ausdehnung nach die größte, besitzt jedoch keine Minarette. Die dem Registanplatz zugewendeten

Digitized by Google

Ecken sind turmartig ausgebaut, die Loggien in zwei Geschossen übereinander, sowohl auf den Registanplatz hinaus als auch auf den Hof der Klosterschule. Der Gebetsraum besitzt prächtige Steinmetzarbeiten in Marmor mit reicher Vergoldung; die Innenausstattung der Kuppel stellt ein besonderes Kunstwerk dar.

Wir durchfuhren dann die malerische Altstadt von Samarkand bis zur Gräberstraße Schah-Sinda mit den kleinen Grabmoscheen, die der große Timur seinen nächsten Anverwandten und den Stützen seines Thrones hatte errichten lassen. Bei einer schönen Gartenanlage hielt unser Wagen. Nach wenigen Minuten Weges im wohltuenden Schatten hundertjähriger Bäume führt eine Treppe an einem einsamen Weiher vorbei hinab zum Eingangstor der Gräberstraße. Ein Mullah empfängt den Fremden und geleitet ihn die hohen Stufen des Berges hinan. Auch hier das Bild des tiefsten Friedens, der Weltabgeschiedenheit und Weltvergessenheit! Wie im Traum kommt man immer höher und höher durch diese schmale Straße, vorbei an den kleinen Grabbauten, die in künstlerisch vollendetster Weise die Verwendung der Majolikakacheln, sowohl für die Architektur als auch für die Belebung der Fläche zeigen. Überall ist hier das Hauptgewicht der Schönheit auf das Portal und die Eingangsnische gelegt. Von den zahlreichen Grabbauten sind die schönsten die Grabmoscheen der beiden Schwestern Timur Tamerlans Dschuschuk Bika und Schirin Bika Aka.

Die letzte Grabanlage zur rechten Hand und zugleich die größte ist die noch heute von den Mohammedanern hoch in Ehren gehaltene Grabmoschee des Hasret Chasim Ibn Abas, der der Sage nach ein Lieblingsschüler Mohammeds und Apostel des neuen Glaubens in dieser Gegend geworden war. Er soll sich vor seinen Verfolgern hieher in eine Höhle zurückgezogen haben, über welcher später die Moschee errichtet wurde. In seinem ausgezeichneten Zustand ist der Innenraum besonders stimmungsvoll. In einem Nebenraum sieht man durch ein vergittertes Tor den schweren Sarkophag, der die sterblichen Reste Chasims enthalten soll. Als Weihegaben liegen hier mächtige Steinbock-, Arkali- und Widderhörner am Sockel des Sarkophags. In der vorderen größeren Moschee befindet sich ein auf Pergament geschriebener Koran, dessen Blattseiten die unglaubliche Größe von etwa einem auf eineinhalb Meter haben.

Vom Grabe Chasim Ibn Abas gelangt man über wenige Stufen auf die Höhe des Aphrosiabhügels, auf dem seinerzeit

Digitized by Google

das älteste, später von Dschingis Chan vollständig zerstörte Samarkand stand.

Die Ruinen der Moschee Bibi-Chanim waren unser nächstes Ziel. Von Timur Tamerlan zu Ehren seiner Lieblingsfrau, der chinesischen Prinzessin Bibi-Chanim erbaut, war diese die mächtigste und größte der Samarkander Moscheen, und ihre Ausmaße erinnern in der Tat an die großen Tempelbauten der Ägypter. Seinerzeit das glänzendste Bauwerk Samarkands und die vornehmste Klosterschule, mit verschwenderischer Pracht von Timur ausgestattet, zählen ihre Reste auch heute noch zu den größten Sehenswürdigkeiten. Von der Hauptmoschee ist der überwältigende Kielbogen erhalten und von der Gebetsmoschee die zum Teil schon geborstene Kuppel. Im großen Hof der ehemaligen Madrasa, den heute uralte Bäume überschatten und in eigentümliches mystisches Licht tauchen, steht ein ganz merkwürdiges Bauwerk, ein in Marmor ausgeführtes Koranpult mit schief nach innen geneigten Flächen wie bei den Koranpulten aus Holz, das seinerzeit bei festlichen Gelegenheiten für das Auflegen des Riesenkorans diente, den wir eben in Schah-Sinda bewundert hatten. Auch hier war für mich der Eindruck ein unvergeßlicher.

Eine halbe Stunde nach dem Bewundern all dieser Pracht mit ihrem träumerischen Frieden in diesem Teile der Märchenstadt Samarkand waren wir zurückversetzt in die schrecklichen Bilder des Krieges in unserem Lager, wo Kranke und bejammernswerte Krüppel lagen.

11. August 1915. Wir hätten keine glücklichere Zeit für unsere Fahrt nach Samarkand wählen können als die Tage des mohammedanischen Beiramfestes. Beiram in Samarkand ist der Inbegriff des pulsierenden orientalischen Lebens. Schon am frühen Morgen sahen wir auf allerlei Arten von Fuhrwerken und Reittieren die Sarten in hellen Scharen zur Altstadt ziehen, in ihren schönsten Gewändern, die Frauen und Mädchen mit Schmuck reich beladen, wobei sie in der Zusammenstellung der Farben ihrer Kleidung oft den bizarrsten Geschmack bekundeten. Wir mußten unsere Neugierde bis zum Nachmittag bezähmen, da ja der offizielle Zweck unserer Reise nach Samarkand den Besuch des Zahnarztes erforderte. Kaum war aber dies vorüber, ging's wieder hinaus in das bunte Gewoge, das heute noch größer war als gestern. Auf allen Straßen und Plätzen drängte sich die Menge; die großen

Digitized by Google

Tschai-Chanas, wo sich jung und alt an Tee, Melonen und Kuchen gütlich tat, waren so überfüllt, daß sich der sartische Teejunge mit der Wasserpfeife und den Teekannen nur mühsam den Weg durch die Schar seiner Gäste bahnen konnte. Überall ein Lärmen und Surren in der Luft, dazwischen der eigenartige, langgezogene Gesang der herumziehenden Derwische, die bettelnd durch die Straßen gehen. Sie tragen kunstvoll gestickte phrygische Mützen mit einem Rand aus zottigem Schafpelz und haben die Almosenbüchse (*geschgul*) umgehängt, in welche man ihnen sowohl Lebensmittel als auch Geldstücke wirft. Am Registanplatz selbst waren allerlei Buden aufgeschlagen; in der einen bekam man Eis nach einheimischer Art, in der anderen schmorte der Sarte die vortrefflichen Schaschlik und überall gab es die zuckersüßen Turkestanmelonen, die zusammen mit den einheimischen Broten (*non*) ein ebenso billiges als erfrischendes Mahl geben.

Vor einem dichten Kreis von Zuhörern hockte auf dem Boden ein Märchenerzähler, der seine Zuhörer mit Geschichten aus Tausendundeiner Nacht oder frommen Fabeln erfreute. Die Beleuchtungswirkungen der Nachmittagssonne waren einzig schön. Man könnte täglich auf dem Registanplatz diese herrlichen Baudenkmäler auf sich wirken lassen, so groß ist der Eindruck dieser Sinfonie in Blau. Das Bild der wogenden Menge im Feiertagsstaate, die blauen Moscheen des Registans unter dem azurblauen Himmel Turkestans, all das gibt ein Bild unbeschreiblicher Schönheit!

Aus der Zeit Timur Tamerlans selbst ist noch sein eigenes Grabdenkmal „Gur-Emir" erhalten, das er sich zu Lebzeiten hatte erbauen lassen und das in seiner Anlage und Ausstattung wohl einen der hervorragendsten Plätze unter den Baudenkmälern Samarkands einnimmt. Mit seinem verträumten Hof und der hohen Kuppel in blauer Majolikaverkleidung wird man an dieser Stelle plötzlich aus dem lärmenden Getriebe der Straße in eine andere Welt versetzt; man fühlt die Weihe des Ortes. Am Tore der Grabmoschee sind einige fromme Mullahs im Gebet vertieft. Noch stimmungsvoller ist der Innenraum der Grabkirche Timur Tamerlans, in den durch ein kunstvoll durchbrochenes Fenster das Licht zerstreut einbricht, so daß der Raum in ein eigenartiges gelbliches Feuer getaucht erscheint. Eine Einfriedung in sehr schöner durchbrochener Marmorarbeit umschließt den Raum, in dem einer der größten Herrscher Asiens seine letzte Ruhestätte gefunden hat.

Digitized by Google

Der Nephritsarkophag Timur Tamerlans ist gegenwärtig in der unteren Gruft untergebracht, wohin uns die Mullahs in fast feierlichem Zuge hinabführten.

13. August 1915. Noch schöner als vorgestern genoß ich heute morgens den Sonnenaufgang hinter der Altstadt von Samarkand. Der Dunst, der sonst über ihr lag und die weite Fernsicht verhinderte, war heute verschwunden und deutlich erhob sich hinter den Hügelketten mit dem Denkmal des Generals Kaufmann das Hissargebirge in seiner ganzen Mächtigkeit. Samarkand liegt diesem Gebirgspanorama vorgelagert und überragt es durch seine Minarette und Ruinen. Bald nach 5 Uhr tauchte hinter der Moschee Schir-Dar die Sonne auf, die alles vergoldete, was ihre Strahlen traf.

Auch den heutigen Vormittag benutzte ich zu einem langen Spaziergange durch die Altstadt und auf den Basaren. Wir hatten reichlich Zeit und so konnten wir insbesondere die kostbaren und seltenen Teppicharbeiten bewundern, die es hier in allen Gattungen gab, von den langhaarigen Kirgisenteppichen angefangen bis zu den kostbaren bucharischen und persischen Seidenteppichen. Eseltaschen waren von der einfachsten Ausführung in grobem Zeug, in Stickerei und Teppicharbeit bis zu den erlesensten Kunstwerken vorhanden, welche auf diesem Gebiete von den Tekinzer Frauen und Mädchen geschaffen werden. Wie wir hörten, wird die Teppichknüpfarbeit von Gesängen begleitet, die gleichzeitig das zu knüpfende Muster kennzeichnen; auch schmale Fensterteppiche mit langen Fransen, schön gestickte Satteldecken waren hier zu sehen, reiche Tibitejkas und kostbare seidene und afghanische Turbane, schwere, schwarzweiße Seidentücher, wie die Bucharer Juden sie tragen, und hauchdünne, federleichte Seidenschals aus Buchara und aus der Ferghana; die Brautschleier der Galtschas, eines Bergstammes, der heute noch eine Art Sanskrit spricht, gehören zu den schönsten Nadelarbeiten. Unweit der Ruinen von Bibi-Chanim liegt der große Kischmischbasar, wo Berge getrockneter Weintrauben aufgetürmt sind, die mit Schaufeln in Säcke gefüllt werden.

In einer Karawanserei hatten Zigeuner ihr Lager aufgeschlagen; ihre Kinder, bis zu den halbwüchsigen, tummeln sich splitternackt herum; die Frauen tragen wallende, weiße Gewänder. Bei einem Mullah unweit des Registans erwarb ich äußerst originelle Koranpulte, ein vierteiliges und ein achtteiliges, jedes kunstvoll aus einem einzigen Stück Holz geschnitzt, ohne daß hiebei ein Nagel oder eine Schraube Verwendung gefunden hätte. Sie lassen sich aus-

Digitized by Google

einandergefaltet aufstellen oder flach zusammenklappen; das achtteilige erlaubt zwölferlei Arten der Aufstellung, die mir alle der Mullah zeigte — ein wahres Zauberding!

17. August 1915. Nur allzu rasch waren die Tage dahingeeilt, die zwischen Wanderungen in der Altstadt und den unvermeidlichen Behandlungen beim Zahnarzt vergingen. Heute war unser letzter Tag in Samarkand. Noch rasch ein Weg zum Registan, um von ihm und von Bibi-Chanim Abschied zu nehmen, dann ging's ans Packen und nachmittags an die Bahn.

Wieder zogen die hübschen Gärten und Ländereien der fruchtbaren Oase des Serafschan an uns vorbei, mit ihren Wasserbecken, Rosengärten und sartischen Lusthäusern, dann kam die uns schon vertraute Steppengegend. Bei den langen Aufenthalten war bald die Sonne hinter den Hügeln untergegangen und hatte dem Mond Platz gemacht. Unendlicher Friede lag über der Natur; hie und da eine einsame Herde, die zu den Jurten getrieben wurde, und im Abenddunkel flackerte hier und dort ein Licht aus einer Jurte auf, sonst war alles ganz still und ruhig ... Friede, Friede. Und die dort in ihren primitiven Hütten wohnen, die sind ja so ferne vom Krieg und so ferne vom Menschenmorden, das unsere hochentwickelte „Kultur" gebracht hat, vielleicht restlos glücklich. Von ihnen ist niemand im Feld, um den sie bangen müssen, bis zu ihnen dringt keine Nachricht von den Hekatomben, die täglich geopfert werden, weil weit, weit von ihnen die Menschen in kleinlichem Neid nicht friedlich leben können ...

Die Nacht brach immer mehr herein und mit untergehendem Mond sahen wir noch die Enge beim Tor des Tamerlan, wo die Berge so nahe aneinanderrücken, daß nur für die Straße und die Bahn Platz bleibt. Der Sage nach soll der große Timur Lenk, als er von seinem Siegeszug aus Indien gegen Europa zog, um die Lehre Mohammeds im Abendlande den Heiden zu bringen, hier zu Allah gefleht haben, er möge ihm einen Weg bahnen. „Und siehe da! es öffneten sich die Berge, die den Weg versperrt hatten, und er zog mit seinen siegreichen Heerscharen gen Samarkand, das er zu seiner Residenz erhob und in seiner langjährigen Regierung zur prächtigsten Stadt seines Reiches aufbaute."

*

Digitized by Google

Unsere Raubvögel

Das viele Schöne und Interessante, das sich uns hier in Dschisak auf Schritt und Tritt bot, konnte uns aber doch nicht darüber hinwegtäuschen, daß dieser Ort nicht umsonst als eine der klimatisch berüchtigtsten Gegenden von ganz Turkestan gilt. Tatsächlich ist hier im russisch-japanischen Krieg ein japanisches Bataillon Kriegsgefangener bis auf den letzten Mann an Malaria zugrunde gegangen. Man hat zwar dann die Reiskultur wesentlich eingedämmt, aber noch immer wütet hier unter den Russen und Einheimischen die Malaria, noch mehr aber unter den Kriegsgefangenen. Von den 70 Kameraden, die vor uns hier waren, sind mehr als die Hälfte malariakrank geworden, unter unserer Mannschaft, vielleicht weil sie sich zu wenig Mäßigung im Obstgenuß auferlegt, hat die Malaria stark gewütet, und auch jetzt treten unter uns immer neue, oft recht böse Fälle auf. In anderen Lagern sind aber die Verhältnisse noch ärger; so in Solotaja Orda und in Taschkent, wo in den verseuchten Baracken der Flecktyphus fast 3000 unserer Leute dahingerafft hat. Auch hier sind schon manche der Unsrigen begraben; in den ersten Tagen unseres Hierseins hat der Tod ein neues Opfer unter unseren Soldaten gefordert. Unser Chor sang einige Lieder beim Grab, am Leichenbegängnis nahm auch unser Kommandant und seine Gattin teil, die einige Rosen auf das Grab unseres Kameraden legte.

Wir haben uns auch hier recht bald alle Betriebe klaglos eingerichtet, Küche, Schwimm- und Douchebad. Unser Kommandant ist sehr einsichtsvoll, ja wir dürfen sogar im Freien schlafen, was bei der hier herrschenden Hitze von 45 bis 60° eine wahre Wohltat ist. Da wir ein ganz abgeschlossenes Gebiet haben, können wir auch tagsüber fast ohne Kleider leben. Die Nächte sind angenehm kühl (18 bis 20°). Die Lebensmittel sind hier ungleich billiger als in Namangan, und die Unsrigen daheim werden sich sicherlich nicht vorstellen können, daß wir am Rande der „Hungersteppe" Lebende uns hier billig und gut verpflegen können.

*

Eines Tages kam ein kleines russisches Mädchen ins Lager geschlüpft, das uns zwei junge, fast zahme Falken anbot; wir wollen ihnen eine kleine Voliere bauen. Bald darauf brachten uns auch Sarten eingefangene kleine Habichte, denen sie zur Zähmung mit einem Fadenstich die Augenlider zusammengenäht hatten. Da

Digitized by Google

den Einheimischen das Tragen von Waffen verboten ist, geschieht die gesamte Jagd mit gezähmten Raubvögeln, ähnlich der Falkenbeize unseres Mittelalters. Bald entdeckten wir auch in der Altstadt in den verschiedenen Teehäusern gezähmte Falken. Sie stehen im Preise recht hoch, während ungezähmte ganz billig sind.

*

Die größte Überraschung erlebte ich eines Tages am Markt in der Altstadt. Wir hatten unsere Einkäufe für die Küche beendet, da trafen wir auf dem Viehmarkt einen Kirgisen, der neben sich drei prachtvolle Steinadler sitzen hatte und sie zum Verkauf ausbot. Es waren drei bis vier Monate alte Tiere von majestätischer Schönheit, sitzend etwa 80 Zentimeter hoch, mit einer Flügelspannweite von über 3 Metern, und ganz zahm. Sie ließen sich ruhig berühren, ohne daß sie von ihren gefährlichen Fängen oder ihren Schnäbeln Gebrauch gemacht hätten. Der Preis von 5 Rubel war wirklich verlockend, leider aber weit über meine Finanzen hinausgehend. Als wir nach Erledigung unserer Kücheneinkäufe eben im Begriffe waren, in unser Lager zurückzufahren, tauchte der Kirgise mit dem einen Adler unter dem Arme wieder auf und pries mir seinen Vogel in den schönsten Farben an. Zum Scherze begann ich zu feilschen, und als der Preis von 5 auf 1 Rubel gefallen war, konnte ich der Versuchung wirklich nicht widerstehen und kaufte dem Kirgisen kurzerhand den Riesenvogel ab. Er band die Fänge zusammen, gab mir noch einige Anweisungen, wie mit dem Tier umzugehen sei, und mit meiner eigenartigen Beute beladen, so wie man sonst einen Truthahn oder eine Gans heimbringt, machte ich mich auf die Suche nach einem Fuhrwerk für die Rückfahrt. Der Adler benahm sich tadellos; ich muß gestehen, es war ein eigenartiges Gefühl, diesen König der Lüfte, der über so drohende Waffen verfügt, neben sich unter dem Arme zu fühlen und ihn liebkosen zu können. Als ich mit meinem Adler im Lager anrückte, gab es geradezu einen Auflauf. Er war Gegenstand lebhaftester Bewunderung und bald hatten wir auch einen prächtigen Namen für ihn gefunden: „Napoleon." Mit aller Vorsicht machten wir seine Fänge frei, von denen einer eine lederne Fußfessel mit einem ungefähr 6 Meter langen Strick erhielt. Auf einem alten Maulbeerbaum, unter dem wir für unsere Raubvögel einen eigenen Bau errichten wollen, wurde ein Horst improvisiert. Und so merkwürdig es klingt: mit zielsicherem Verständnis ergriff der Adler

Digitized by Google

sofort Besitz von seinem Platz, der ihm einen weiten Ausblick in die Steppe gewährt. Den ganzen Tag war nun beim Maulbeerbaum ein Kommen und Gehen der Kameraden. Wie ein zahmer Hausvogel kommt er von seinem Horst herunter, um aus seiner Schale Wasser zu trinken; mit drei mächtigen Flügelschlägen bezieht er dann wieder seinen Posten.

Ich war recht glücklich, als ich am nächsten Morgen den Adler frisch und wohlauf vorfand. Er saß bereits auf dem kleinen Gemäuer neben dem Maulbeerbaum, das wir ihm ausgestaltet haben, und wartete auf seine Mahlzeit. Wie der Adler sich auf diese stürzte, mit seinen prächtigen Schwingen sich eine Art Schutzwall um das ihm gehörende Futter bildend, damit es vor feindlichen Angriffen geschützt sei, wie er mit dem einen Fang die Stücke hielt und mit dem Schnabel das Fleisch herunterriß, das war wirklich sehenswert! Störte ihn irgendeine Bewegung oder ein Geräusch, so erhob er wütend den Kopf, wobei sich alle seine Halsfedern sträubten, und blickte drohend um sich. Seine Bewegungen sind von vollendeter Schönheit. Man könnte ihm stundenlang zusehen.

Nachmittags stürzten einige Kameraden mit der Nachricht herein, der Adler hätte sich losgerissen. Er hatte sich aus seiner Fußfessel zu befreien verstanden und sich unweit seines Platzes auf einer Mauer niedergelassen. Aber ebensowenig, als es jemand wagte, hinzugehen, ebensowenig dachte Napoleon daran, zu entfliehen. Nun hieß es, ihn wieder einzufangen! Aber auch dafür hatte ich von dem Kirgisen genaue Anweisungen bekommen und das Einfangen war in der Tat äußerst merkwürdig. Ich ging ruhig schnurgerade auf ihn zu, ihm fest in die Augen blickend, so nahe, bis ich ihm den Kopf streicheln konnte wie einem artigen Kinde, dem man etwas einreden will. Im Augenblick, da man mit der Hand über seinen Kopf fährt, schließt der Adler die Augen, und diesen Moment muß man ausnützen, um das Tier von rückwärts zu packen. Merkwürdigerweise wehrte er sich gar nicht und ließ sich ohne Widerstreben heimtragen. Er stieß dabei ein pfeifendes Geschrei aus, das ganz jammervoll klang. Napoleons Fußfessel wurde erneuert und er wieder auf seinem Platz untergebracht.

*

Wenige Tage hatten genügt, daß Napoleon sich an seinen neuen Herrn gewöhnt hatte, und jeden Morgen wußte er genau, wann

Digitized by Google

die Stunde seiner Fütterung war, ja, er wurde bald so zutraulich, daß er sogar das Fleisch aus der Hand fraß und aus der dargereichten Schale das Wasser trank. — Unsere kleine Menagerie erhielt bald neuen Zuwachs durch einen schönen grauen Falken mit silberfarbigen Ständern. Unsere Vorliebe für die Tiere wurde rasch bekannt, so daß uns sowohl die Einheimischen als auch unsere Soldaten alles brachten, was irgendwie eingefangen wurde. Das Abenteuerlichste aber war wohl eine Steppenspringmaus; sie gleicht einem Miniaturkänguruh mit Fledermausohren und hat am Ende ihres langen Schweifes eine federnartige weißschwarze Verbreiterung, die auch bei ihren lustigen Sprüngen als Stütze dient. Auch ihr haben wir einen kleinen Bau zurechtgerichtet und nun knabbert sie lustig an den verschiedenen Körnern, die wir ihr geben. Im Graben ist sie so tüchtig, daß wir ihrer Tätigkeit durch Einlegen eines Ziegelfußbodens in ihren Bau Einhalt tun mußten.

*

Das große Terrain, das uns hier zur Verfügung steht, hat auch den Wunsch nach körperlicher Betätigung im Sport angeregt, und eines Tages wurde von uns der Beschluß gefaßt, einen Fußballplatz anzulegen. Die Art und Weise, wie diese Arbeit durchgeführt wurde, ist zu eigenartig, als daß ich sie nicht verzeichnen würde. Als die vier Ecken des Platzes abgesteckt waren und wir darangehen wollten, das überall wuchernde Steppenkraut auszuroden, kam Havas auf den Gedanken, die Steppe an der Windanfallseite einfach anzuzünden: ein summarisches Verfahren, das sich großartig bewährte und sehr rasch wirkte. Das Feuer wurde genau eingedämmt und so der Boden rasch und schön planiert.

*

Zwei Wochen nach meiner Rückkehr aus Samarkand wurde zu unserer größten Überraschung Petran, einer der drei Flüchtlinge, aus Samarkand wieder eingebracht. Ihr Fluchtversuch über das Gebirge an die afghanische Grenze war mißlungen. Petran, der seine Kameraden auf dem Weg über das Gebirge verloren hatte, gab das Unternehmen auf, Schütö und Nemeth kamen unter unsäglichen Schwierigkeiten bis an den Amu-Daria, dessen gegenüberliegendes Ufer bereits zu Afghanistan gehört. Sie ließen sich aber in eine Falle locken, ihre vermeintlichen einheimischen Führer hatten sie verraten und statt an die afghanischen an die russischen Grenzposten ausgeliefert.

*

Digitized by Google

Havas, Jernay und Otto Klein haben gleich mir das lebhafteste Interesse an dem hiesigen Tierleben und wir teilen uns in die nicht geringe Arbeit, die uns die Menagerie macht. Nun haben wir uns selbst Schlageisen verschafft und ziehen auf die Jagd aus, um Raubvögel einzufangen. Man braucht dazu nicht weit zu gehen. Die unseren Rayon begrenzenden Hänge sind ausgezeichnete Plätze für das Legen der Fallen, und Raubwild gibt es in Unmengen. Manche Tage war unsere Jagd von besonderem Erfolge begünstigt; kaum hatten wir morgens das frische Fleisch auf die verschiedenen Fallen am Kamm der Hügelreihe ausgelegt, als sich schon in der ersten ein prächtiger Bussard fing. Wir brachten ihn ganz unbeschädigt herab; er schien nur durch den Schlag der Falle betäubt und ließ sich ruhig die Fußfessel anlegen. Im Käfig, wo wir ihn vorläufig unterbrachten, blieb er regungslos am Boden liegen. Als wir nach etwa 15 Minuten nachsahen und zu siegessicher ein wenig das Gitter öffneten, stürzte plötzlich der Vogel, wieder ganz zum Leben erweckt, wie ein Pfeil aus dem Spalt des Gitters heraus und zog in majestätischem Flug über unsere Bäume hinweg, uns noch einen letzten Gruß zusendend, als wollte er uns damit seine Gedanken mitteilen.

Havas und ich waren natürlich Gegenstand lebhaften Spottes seitens unserer Kameraden, aber auch dafür kam bald die Vergeltung; denn kaum eine halbe Stunde später riefen uns wieder laute Rufe in die Steppe hinaus: im zweiten Eisen hatte sich ein neuer prächtiger Bussard eingefangen.

Von den Schildkröten interessieren uns bloß die kleinsten Exemplare, die tatsächlich ganz niedlich sind. Wir haben solche, die nicht größer als 3 bis 5 Zentimeter sind. Beim Umgraben am Fußballplatze stießen wir auch auf Schildkröteneier, die eine wahre Delikatesse darstellen.

Viel Arbeit macht uns die Herstellung der ledernen Falkenhäuben, da wir uns ja darin versuchen, die selbstgefangenen Raubvögel zu zähmen. Wir haben jetzt auch einen kleinen Sperber. Die Wirkung der Falkenhaube ist wahrhaft verblüffend. Tagsüber war der kleine Sperber nicht zu bändigen und riß stets an seiner Schnur und der Fußfessel herum; mit der Falkenhaube war er wie ausgewechselt, ließ sofort die Flügel und den Kopf fast auf die Erde hängen und machte einen ganz jämmerlichen, fast komischen Eindruck. Als er später verstanden hatte, daß ihm die Falkenhaube nur für die Fütterung abgenommen werde, blieb er

Digitized by Google

selbst bei abgenommener Haube ruhig auf dem ihm zugewiesenen Standorte sitzen. Da wir gerade keinen Käfig für ihn allein frei hatten, nahm ich ihn für die Nacht ins Zimmer; er erhielt am Fußende des Bettgestelles eine kleine Stange, auf deren Querholz er wie ein Wache haltender Horus vor einem ägyptischen Tempel saß.

*

Die Beschaffung des Futters für unsere immer umfangreicher werdende Menagerie ist schon keine leichte Sache mehr, da die Abfälle unserer Küche längst nicht mehr reichen. Wir haben aber unter unseren Soldaten hier einen drolligen Wiener Kutscher, Pschoch mit Namen, der für bescheidenes Entgelt mit seiner Gummischleuder für unsere Menagerie sorgt; und wenn er einmal damit kein Glück hat, so braucht er nur in die Steppe hinauszugehen und einen Sack voll Schildkröten aufzulesen, die Napoleon in verblüffender Weise „zerlegt". Die Fallenjagd nimmt nicht nur uns selbst sehr in Anspruch, sie bildet auch für einen Großteil unserer Kameraden Gegenstand lebhaften Interesses, ja manchmal großer Aufregung. Die Stellen, wo unsere Fallen liegen, sind vom Rayon aus sichtbar. Wenn nun die Raubvögel zu kreisen beginnen und immer näher zu unseren Fallen kommen, verfolgen wir aufmerksam ihre Kreise, bis sie endlich herabstoßen. Fliegt der Raubvogel dann nicht mehr auf, stürzen wir rasch zu den Fallen, um unsere Beute einzuholen.

*

Wir bauen nunmehr eine großangelegte Voliere für die Raubvögel, indem wir sektorenförmig um den Baum von Napoleon eine Art Ruinengemäuer errichten. Jedes Abteil hat ein großes, vergittertes Einschaufenster und an Stelle des Daches schließt ein waagrechtes Gitter den Käfig vom Maulbeerbaum ab. Für die schlechte Witterung ist in jedem Abteil ein kleiner Horst vorgesehen.

Es war ein tüchtiges Stück Arbeit gewesen, Havas und Fritz Singer haben mir bei der Maurerarbeit unermüdlich Handlangerdienste geleistet, programmgemäß wurde der Raubvogelbau fertig und konnte heute (3. Oktober) eröffnet werden. Dank der auffallend kühlen Witterung war unsere Arbeit und das Flechten der Gitter rasch vonstatten gegangen. Die beiden großen Bussarde erhielten als erste den einen großen Sektor in der Voliere, der ihnen

Digitized by Google

ungefähr $3^1/_2$ Meter Bewegungsfreiheit gibt. Einige Äste zum Aufbäumen und der Horst waren schon eingebaut worden, in der Mitte hatten wir eine kleine Felsengruppe zum Ausruhen für die Tiere vorgesehen. Ein vergittertes gotisches Spitzbogenfenster ermöglicht den Einblick in den Käfig, der scheinbar gegen den Maulbeerbaum ganz offen ist. Unser Werk war trefflich gelungen und kann sich sehen lassen! Die zwei Bussarde fanden sich bald in ihrem neuen Heime zurecht und bezogen, als wären sie immer daran gewöhnt, den vorbereiteten Horst. Über dem Bussardenkobel thront in seiner Majestät Napoleon ohne Käfig, nur mit der Fußleine festgehalten. Er sieht von oben zu den neuen Nachbarn hinein und verfolgt oft mit sehr neugierigen Blicken, was hier unter ihm vorgeht. Aber auch er hat sich bald an seine Nachbarschaft gewöhnt.

*

Noch einen anderen Zwischenfall aus unserem Raubvogelbetrieb möchte ich festhalten. Durch eine Unvorsichtigkeit beim Umbinden der Fußfessel von einem Fuß auf den anderen, was wir bei den neu eingefangenen Raubvögeln tun, um die Ständer möglichst zu schonen, war eines Tages der eine Bussard ausgekommen. Er zog nicht weit fort, sondern bäumte etwa 100 Meter von seinem Platz auf; erst als einige Kameraden übereifrig hineilten, entschwand er unseren Blicken. Wie groß aber war unsere Überraschung, als er am nächsten Morgen auf dem Geländer saß, als warte er dort auf seine regelmäßige Fütterung! Wir hatten ihn in wenigen Minuten eingefangen, indem wir sein Futter auf einem maskierten Tellereisen aufrichteten. Mit Gier stieß er herab und war schon wieder in unseren Händen. Die Schlageisen haben wir auf das vorzüglichste gepolstert, so daß die Vögel überhaupt nicht mehr beschädigt werden.

*

Auch Offiziersversammlungen sind hier wie in der Heimat an der Tagesordnung. Was da verhandelt wird, ist nicht immer erquicklich und gibt uns Reserve- und Landsturmoffizieren oft einen Einblick in die uns fremde Denkweise der Berufskameraden. Vor allem aber dünkt mir, daß die Paragraphen unseres Dienstreglements auf die Verhältnisse, unter denen wir hier in Asien leben, wohl nicht recht anwendbar seien. So mußte auch der Versuch, eine Art Salutierbefehl einzuführen, scheitern, zumal wir in den heißen Monaten doch fast nur in der Schwimmhose leben, auf der es keine

Digitized by Google

Distinktionen gibt. Auch Küchenfragen und kleinlichste Dinge wurden oft endlos erörtert.

*

16. Oktober. Heute ist es bitterkalt geworden. Noch gestern war schöner Sommer und nun weht ein eisiger Wind von der Steppe herüber; zu sehr waren wir doch schon an die gute, trockene Hitze dieser Gegend gewöhnt! Starker Nebel ist eingefallen, der die naßkalte Witterung noch unerträglicher macht. Merkwürdig, wie in diesem Sonnenlande trübes Wetter — nicht bei mir allein — deprimierend wirkt. Die Hoffnung, daß der Krieg bald zu Ende sein werde, habe ich längst aufgegeben. Weihnachten wird vergehen, das neue Jahr wird kommen und noch ist das Ende gar nicht abzusehen!

*

1. November. Das war eine böse Woche gewesen. Nun hat die Malaria doch auch mich gepackt, der ihr bisher standhaft getrotzt hat. Von uns 84 haben bereits 60 Malaria; jetzt war an mir die Reihe. Die Symptome hatten mit der typischen Niedergeschlagenheit begonnen, dann folgten die anderen Erscheinungen, die Bleimüdigkeit in den Gliedern und das rasch hinaufschnellende Fieber, das bis 39 und darüber geht. Die schlaflosen Nächte auf dem schmalen Eisenbett, das weder Einsätze noch Federn, sondern auf der Bretterlage nur einen dünnen Strohsack hat, waren endlos. Und am Morgen war ich ganz gerädert. Trotz Chinin kam das Fieber wieder, auch die Schlafmittel blieben lange ganz wirkungslos, so daß der Arzt schon daran dachte, mich an das Spital abzugeben. Als die Fieberanfälle vorüber waren, war ich so schwach, daß ich kaum imstande war, die wöchentlich erlaubte eine Karte nach Hause zu schreiben. Es ist unglaublich, wie die Malaria die Kräfte herabdrückt und den Körper schwächt. Draußen lachte gestern nach vierzehn kalten Tagen die Frühlingssonne mit 30^0 zu Mittag, aber ich war nicht einmal imstande, die drei Schritte bis zum Fenster zu machen!

Nun scheine ich doch diesen ersten Anfall überstanden zu haben, wenn ich auch noch sehr schwach bin. Ich war heute in jenem Zustande der Untertemperatur, den wir hier „Vergletscherung“ nennen.

Am Grab unserer Soldaten war heute eine Allerseelenfeier, an der fast alle Gesunden im Lager teilnahmen.

*

Digitized by Google

8. November. Während der Nacht war ein wolfsähnliches verwildertes Tier in das Gebäude eingebrochen, wo wir junge Hunde untergebracht hatten. Auf das schreckliche Heulen und Winseln war Stifter hinausgeeilt und fand die Hunde entsetzlich zugerichtet, einige schon in Stücke gerissen. Plötzlich wurde auch er angegriffen und trug Bisse in den Oberschenkel davon, hatte aber doch noch Kraft genug, das Tier mit einer Schaufel unschädlich zu machen. Sind auch die Wunden glücklicherweise nicht arg, so war immerhin Gefahr im Verzug, und dank der Einsicht unseres Natschalnik wird Stifter in das Pasteurinstitut nach Taschkent überführt.

*

— Ich muß hier noch einen ganz ungewöhnlichen Vorfall erwähnen. Einem hiesigen russischen Untertan deutscher Nationalität ist vorgestern die einzige, 17jährige Tochter gestorben. Diese hatte vor wenigen Wochen dem Begräbnis eines unserer Soldaten beigewohnt und vor dem Tode den Wunsch geäußert, sie möchte, falls sie sterben sollte, daß auch an ihrem Grabe die österreichischen Offiziere einen Chor sängen. Mit diesem Anliegen ging die Mutter der Verstorbenen zum Stadtkommandanten und zu unserem Natschalnik, der dagegen selbstredend keine Einwendung erhob. Dann kam die arme Mutter zu unseren Kameraden und bat, sie mögen den letzten Wunsch ihrer Tochter erfüllen; und so geschah es auch. Eine große Anzahl unserer Kameraden gab der unbekannten Toten das letzte Geleite vom Haus bis zum Friedhof, wo dann zwei Lieder am offenen Grabe gesungen wurden.

*

— 18. November. Fast zehn Tage hatten wir trübes unfreundliches Wetter gehabt. Als sich heute die Sonne endlich durch den Nebel gearbeitet hatte, bot sich unseren Blicken ein ganz neuartiges Bild. Unsere Hügelreihe und die Vorberge der Turkestaner Gebirge waren bis herab mit Neuschnee bedeckt und glichen einem mächtigen Schneegebirge. Rasch waren wir auf der Hügelreihe oben und von dort erschien die Steppe wie ein unendliches Nebelmeer, aus dem die Randgebirge wie einzelne felsige Inseln hervorragten. Der Blick in das winterliche Bergland war von wunderbarer Schönheit. Die vor uns liegende Landschaft übertraf alles, was wir bisher zu sehen Gelegenheit hatten. Bei vollkommen klarer Luft erschienen für uns ganz neue Bergrücken und aus dem end-

Digitized by Google

losen Meere der weißen Steppe ragten die Riesenberge des Alaiskerzuges zum Himmel.

*

21. November. Aus Samarkand kam heute Havas zurück, den dort der Typhus befallen hatte. Er sieht wie der leibhaftige Tod aus. Seine Berichte über die Verhältnisse in Samarkand sind niederschmetternd. Die Sterblichkeit an Typhus, Malaria und ihren Folgekrankheiten ist ungeheuerlich. Von der Mannschaft dürften nicht viel weniger als tausend im letzten Monat gestorben sein. Der Typhus hat gegenwärtig nachgelassen, doch wütet jetzt in Samarkand Dysenterie. Nach verläßlichen Berichten sind in ganz Turkestan bereits 22.000 Kriegsgefangene gestorben, davon 8000 in Taschkent allein.

*

30. November. Unsere Menagerie bietet immer wieder Neues. Heute allerdings brachte sie im kleinen Käfig bei den Käuzen eine unliebsame Überraschung. Wir hatten dort auch einen Star untergebracht; der eine Kauz, der sich immer so vorzüglich mit dem kleinen blauen Star vertragen und sich von ihm willig die Läuse hatte picken lassen, hat ihn heute aufgefressen und sprang den ganzen Tag lustig mit den Resten seiner Beute im Käfig herum. Die zweite Überraschung war, daß unser prächtiger neuer kleiner Schlangenadler, der gestern noch durch sein schönes, fast weißes Gefieder so sehr imponiert hatte, heute plötzlich rostrot war. Herrdegen hatte in der besten Absicht das ganze Gitter des Kobels für den Winter mit Minium gestrichen, und der noch der Gefangenschaft ungewohnte Vogel war so oft an das Gitter angeflogen, daß Stirn und Brust fast vollständig rot gefärbt waren.

*

12. Dezember. Wir haben jetzt Rivierawetter. Nachts ist es bitterkalt bei mehr als 10 Kältegraden, mittags dagegen ist herrliche Sonne bei 26° Wärme!

Wieder ein heiterer Zwischenfall mit unseren Tieren. Wir hatten im Zimmer Mäuse eingefangen; um eine davon lebend einem der Käuze zu geben, hatten wir eine Schnur an ihr Hinterbein gebunden. Das Käuzchen stürzte sich im Nu auf seine Beute und machte ihr in wenigen Sekunden den Garaus. Wie groß aber war unsere Überraschung, als wir nach einer halben Stunde zum

Digitized by Google

Käfig kamen und entdeckten, daß der Kauz mit solchem Heißhunger die Maus hinuntergewürgt hatte, daß er vergaß, die Schnur zurückzulassen! Nun saß er mit geschlossenen Augen ruhig verdauend auf seinem Ast, während aus seinem Schnabel ein halber Meter Schnur heraushing; erst nach vieler Mühe gelang es ihm, auch diese hinunterzuwürgen.

*

24. Dezember. Der Jahrestag meiner Gefangennahme! Wie oft sind heute in mir die Erinnerungen an all die Schrecken des Vorjahres wiedererwacht, wenn ich auch versuchte, möglichst wenig daran zu denken. Ich ließ das abgelaufene Jahr vor dem geistigen Auge vorbeiziehen; doch darf ich nicht ungerecht sein, mich hätte ein viel härteres Schicksal treffen können.

*

Weihnachstag 1915. Er war hier ein strahlender Sommertag; die Temperaturschwankungen zwischen Tag und Nacht sind hierzulande ganz unglaublich groß. 10° Kälte und 30° Wärme! Ich selbst hatte mir Vormittag ein ebenso schönes wie eigenartiges Weihnachtsgeschenk gemacht: einen einstündigen Ausritt in die Berge, diesmal sogar ganz allein. Es war unbeschreiblich herrlich. Schon von der ersten Hügelreihe aus lag das fabelhafte Alpenpanorama ausgebreitet, das sich immer mehr weitete, je höher mich mein Pferd trug. Ich ritt dann durch die zwei Sartendörfer, die im Winterkleid ganz unwahrscheinlich anmuteten, wieder in unser Lager zurück.

*

28. Dezember. Ein nachträgliches Weihnachtsgeschenk eigenster Art erhielt unsere Menagerie. Quiriko und Jernay haben heute einen prachtvollen „*kartschigai*" mit der Hand eingefangen. (Die Kartschigais gelten hier als die für die Jagd wertvollsten Falken, die gezähmten gehören zu den teuersten Tieren.) In Europa würde man es jedenfalls für unglaublich halten, hier aber ist es nichts Ungewöhnliches. Ein durch die beiden letzten Nebeltage völlig ausgehungerter wunderschöner Falke, nach Art der isländischen fast ganz weiß, nur mit leicht hellbraunem Anflug auf den Federspitzen, war von Elstern und Krähen im Nebel derartig verfolgt worden, daß er sich ihrer nicht erwehren konnte und nur schwerfällig über den Boden strich. Außerdem wehrte der dichte Nebel

Digitized by Google

ihm vollständig die Sicht, so daß er ganz unsicher wurde. Unsere beiden Kameraden jagten ihn gegen ein Gebüsch; dann warfen sie ihm nach der Art, wie Napoleon eingefangen wird, wenn er ausreißt, einen Mantel über den Kopf und konnten ihn so heimbringen.

Wir gaben ihm sofort Fleisch; der Kartschigai stürzte sich mit solchem Heißhunger auf die dargebotene Nahrung, daß er sich vollständig überfraß und zunächst wie tot im Käfig liegen blieb. Wir betteten ihn dann eingewickelt auf eines unserer Kasernenbetten im Zimmer und richteten inzwischen ein Abteil in unserem Raubvogelbau mit einem Horst für ihn zurecht. Nachmittags kam unser Freund Pschoch, mit dem wir schon viel heitere Augenblicke erlebt haben, und brachte eine weitere Ladung von Tieren, die er für uns gesammelt hatte, darunter wieder einen neuen Kauz und einen sehr hübschen kleinen Schlangenadler, der auch infolge der Nebeltage ganz ausgehungert war und sich willig füttern ließ.

Kein Wunder, daß bei diesem Betrieb unsere Menagerie von fast allen Kameraden eifrig besucht wird, gibt es doch nur allzuoft dort etwas Neues.

*

31. Dezember. In unserem Zimmer verging der Silvesterabend recht ruhig. Es fehlte für ein „Feiern" ja alle Stimmung! In anderen Zimmern wieder ging es fast lärmend zu; da sind immer die Ungarn an der Spitze. Dort gab es natürlich Musik.

Auch heute mußte ich mir bei allen trüben Gedanken sagen, daß es für mich nur eines gibt: ausharren, bis die Zeit der Heimkehr kommt! Über mein Schicksal zu klagen, habe ich wahrlich keinen Grund, schon gar nicht, wenn ich daran denke, wie viele der Gefangenen schon hier der Tod ereilt hat! Vielleicht bringt das nächste Jahr das Ende des Krieges und uns die Erlösung!

Digitized by Google

1 9 1 6

Lagerleben in Dschisak. Unsere Kibitka

6. Jänner 1916. Wolf hat sich vor ein paar Tagen höchst eigenartige Skier zu konstruieren begonnen, mit welchen er sein Glück auf den Hängen längs unseres Rayons versuchen wollte. Er hat die Hölzer sehr geschickt über dem offenen Feuer gebogen und rutscht schon prächtig über die Hügelreihen unseres Terrains, worüber die vorbeiziehenden Kirgisen einfach sprachlos sind. Sie haben derartiges noch nie gesehen und hätten, wenn sie es nicht für Teufelszeug hielten, sogar Lust, sich solche Werkzeuge für den eigenen Bedarf zu beschaffen; nur macht ihnen die Raschheit des Abfahrens schon beim Zusehen angst und bang.

*

11. Jänner 1916. Der Vormittag verging mit Verhandlungen in sartischen Ansiedlungen, um für unsere Lagerküche Milch sicherzustellen. Ich habe schon ein wenig sartisch gelernt und es machte mir viel Freude, den Einheimischen in ihrer Sprache unsere Wünsche klarmachen zu können. Ihren Dialekt zu verstehen, ist freilich ein anderes Problem, schließlich gelang die Verständigung am besten durch Zeichensprache mit Händen und Geldstücken. Bei unserem Erscheinen war die ganze Ortsbevölkerung herbeigeströmt und für die Jugend waren wir Gegenstand größter Neugier. Bemerkenswert ist, daß die einzelnen Typen in diesen abseits gelegenen Kischlaks (Ansiedlung der Nichtnomaden) viel rassenreiner und schöner sind als jene, die wir sonst zu sehen gewohnt sind. Zwei Dinge erregten bei den Einheimischen maßloses Staunen: meine gestrickten Handschuhe und Penizeks Goldzähne. Freilich verfügt die Bevölkerung über derart gute und blendend weiße Zähne, daß sie einer Behandlung wirklich nicht bedürfen.

*

Digitized by Google

Am Kirgisenbasar lernten wir jenes merkwürdige Steppengewächs kennen, das hier als wertvollstes Brennmaterial gilt, das Saxaul (Hyloxylon Ammodendron). Dieser Steppenstrauch bedeckt auf ungeheuren Strecken die Kisilkum- und Karakumsteppe. Infolge ihres dünnen Geästes und der unscheinbaren Blätter sehen die Sträucher selbst fast durchsichtig aus, die knorrigen, äußerst stark verzweigten Wurzeln sind von ungewöhnlicher Härte, die Jahresringe so eng, daß ein achtzigjähriger Stamm nicht viel größer ist als eine kleine Faust. —

*

31. Jänner 1916. Tiefster Winter ist wieder eingebrochen. Alles ist lustig eingeschneit und den ganzen Tag über hielt das Schneegestöber an. Morgens war der arme Napoleon, dessen Strick über Nacht an den Baum angefroren war und ihm daher das Beziehen des Horstes unmöglich machte, so vollständig durchnäßt, daß Otto Klein und ich uns seiner erbarmten und ihn heruterholten. Der liebe Riesenvogel ließ sich willig einfangen und wie ein kleines Kind in eine Decke hüllen; ja, wir konnten unser eigenartiges Baby ruhig auf das Kasernenbett niederlegen und zudecken. Er blieb fast zwei Stunden unbeweglich liegen, um sich zu erwärmen; dann brachten wir ihn in den offenen Pferdeschuppen, damit er wenigstens für die kälteste Zeit besser geschützt sei.

3. Februar 1916. Napoleon ist mit seinem neuen Quartier unzufrieden. Heute war er so außerordentlich wild, daß er sogar mich anging; es war dies das erstemal, seitdem ich ihn besitze. Ich konnte mich aber glücklicherweise mit einem großen Satz aus dem Machtbereich seiner Fänge retten. Für den beginnenden Wandertrieb haben wir leider keine Möglichkeit der Abhilfe.

*

— 8. Februar 1916. Unser Natschalnik kam heute unerwartet angefahren und ließ alle Offiziere antreten. Er verlas einen russischen Prikas, nach welchem angeblich in Tirol österreichische Offiziere russische Kriegsgefangene, die sich weigerten, Schanzarbeit zu machen, erschießen ließen. Die russische Regierung gab in schärfster Weise ihrer Mißbilligung Ausdruck und verurteilte die in Turkestan gefangenen Offiziere zu einem Monat strengen Lagerarrest. Wir dürfen nicht mehr in die Stadt und auch unseren Rayon nicht überschreiten.

*

Digitized by Google

15. Februar 1916. Heute ist endlich wieder Frühlingswetter eingetreten und nach langen kalten Wochen war die warme Sonne eine Wohltat. Gerüchtweise verlautete, daß wieder eine der üblichen strengen Visitierungen bei allen Gefangenen stattfinden würde. Bei der letzten Inspizierung waren die Gäste aus Petersburg von unseren Barackenräumen so entsetzt, besonders vom Zustande der Decken, daß sie gar nicht wagten, die Schwelle der Zimmer zu überschreiten. Wir hielten es auch heute für ein Gebot der Vorsicht, uns für alle Fälle zu wappnen, und ich machte mir aus allen meinen wertvollen Objekten, hauptsächlich den Tagebüchern, Landkarten und den schönen sartischen Kostümen, die ich besitze, ein ziemlich großes Paket, das wir in den Horst zu Napoleon legten. Unser treuer Vogel behütete auch diesmal unsere Schätze und saß ruhig darauf, majestätisch in die Ferne blickend.

*

4. März 1916. Wir haben kürzlich zum erstenmal durch Einlassen eines Ariks (kleiner Bewässerungskanal) in die Bauten der Erdziesel zwei dieser seltsamen Tiere gefangen. Sie gleichen kleinen Murmeltieren, haben winzige Ohren und große Glotzaugen; unverhältnismäßig groß sind die Krallen an den Vorderfüßen. Da eines der beiden Tiere ein trächtiges Weibchen war, mußten wir rasch in der Menagerie ein ausbruchsicheres Abteil für die Ziesel herstellen. Wegen der hübschen Felle hat sich das Einfangen der Ziesel bald zu einer Art Sport ausgebildet. Man braucht nur von weit her einen kleinen Graben zu ziehen und, nachdem man vor jedem Ausgangsloch auf etwa 5 Meter im Umkreis Schlingen gelegt hat, das Wasser einzulassen.

*

8. März 1916. Heute kam wieder ein Paket aus der Heimat mit außerordentlich praktischen Wintersachen an, das diesmal zu meiner Freude nicht vollständig ausgeraubt war und mir liebe Bilder von meinen beiden Jungen brachte. Dem Paket lag merkwürdigerweise eine kleine Arbeit Friedls bei, die mich im ersten Augenblick ganz erschreckt hat: ein von ihm selbst geschnitztes und zusammengefügtes Kruzifix. Es war gewiß gut gemeint, als es mir in die Sendung gelegt wurde, aber für mich war es unwillkürlich ein Memento mori, und ich weiß schon heute, wenn es mir beschieden ist, daß ich von hier nicht mehr in die Heimat

Digitized by Google

komme, dann soll dieses kleine Kruzifix meines Jungen mir in die Hände gegeben werden.

*

17. März 1916. Vormittag durften wir unter Eskorte auf den Bahnhof gehen, um dem katholischen Gottesdienst beizuwohnen, der in einem Kirchenwaggon abgehalten wurde. Die russischen Bahnen verfügen über sehr schön eingerichtete Wagen mit kleinem Altar, Sitzbänken und Harmonium, eingebaut in Pullmannwagen, die als wandelnde Kirche von Ort zu Ort ziehen, damit wenigstens einigemal im Jahre die im ganzen Lande verstreut wohnenden Katholiken an einem Gottesdienst nach ihrem Ritus teilnehmen können.

*

20. März 1916. In unserer Menagerie gab es heute das erste Familienereignis. Die Zieselin hat sieben Junge geworfen. Unsere kürzlich neu gefangene Springmaus, die wir im Zimmer in einem großen Glase halten, hat sich schon ganz eingewöhnt. Sie springt frei über unseren Tisch und denkt nicht daran, zu entfliehen. Gestalt und Bewegungen sind ganz abenteuerlich: ein 12 Zentimeter langer Körper hat Vorderbeine, die bloß 2 Zentimeter messen, und Hinterbeine, die achtmal so lang sind. Der Kaninchenkopf hat lange Fledermausohren und mächtig große Glotzaugen. Diese Mißgeburt von einem Tier hüpft fast ausschließlich auf den beiden Hinterbeinen und benutzt zur Erhaltung des Gleichgewichtes den langen Schwanz, dessen Ende flach auf dem Boden aufliegt. Am kurzweiligsten ist es allerdings, wenn unsere zahme Dohle mit der Springmaus zu spielen beginnt. Diese reagiert darauf meistens in der Form, daß sie mit einem kühnen Satz über den Vogel hinweg plötzlich in ihr Glas zurückspringt. Unsere Menagerie zählt gegenwärtig außer Napoleon und sechs großen Raubvögeln nahezu ein Dutzend anderer Vögel und neun Ziesel.

*

31. März 1916. Max Singer hat heute aus Taschkent viele interessante Nachrichten gebracht, vor allem, daß es Kleinberg, der mir in Samarkand ein so wertvoller Führer gewesen ist, tatsächlich gelungen ist, sich nach Österreich durchzuschlagen. Er schloß sich mit falschen Pässen einer französischen Zirkustruppe an.

Unseren Kameraden in Taschkent geht es wohl wesentlich weniger gut als uns hier in Dschisak. Die siebenhundert dort Be-

Digitized by Google

findlichen sind vollständig eingesperrt und dürfen ihre Kasernen nur einmal im Monat verlassen, um in Partien von vierundzwanzig ins Bad geführt zu werden. Grund für die scharfen Maßregeln sind vorwiegend Weibergeschichten. —

*

11. April 1916. Jernay, Penizek, Wolf und ich arbeiten schon seit mehreren Wochen an der Herstellung einer „Kibitka". Wir machen uns in der Steppe draußen eine etwa $1^1/_2$ Meter hohe Umwallung aus Rasenziegelmauerwerk mit Blumenbeeten darauf als Schlafplatz im Freien für die warme Jahreszeit. Die Umgebung wollen wir in einen kleinen Garten verwandeln, für den wir die schönsten Steppenpflanzen der Gegend zusammentragen. Ein anderer Teil wird mit Melonen und Mais bebaut. Wolf hat überdies einen eigenen großen Melonengarten mit 25 Nestern angelegt, so daß wir zusammen mit den unsrigen ihrer 64 besitzen. Auch die Gruppe Odörfer, Fritz Singer, Gratt und Ertl baut an einer solchen Sommerumwallung „zum lustigen Tamerlan", die bald ihrer Vollendung entgegengeht. Wenn wir von anderen Lagern hören, so müssen wir zugeben, daß wir es hier in Dschisak mit der großen Bewegungsfreiheit und den vielen Möglichkeiten, sich zu betätigen, verhältnismäßig gut getroffen haben.

*

18. April 1916. Das schöne Wetter von heute Morgen ließ uns die Eröffnung unserer Kibitka *„tschai-chana jachschi kurgan"* („Teehaus zur schönen Festung") für Nachmittag ansetzen. Der ganze Vormittag verging mit den Vorbereitungen und der Einrichtung unseres dachlosen Sommerhauses, dessen versenkter Teil, der später unsere Schlafstellen enthalten soll, heute in eine Art Teehaus verwandelt wurde. Wolf hatte Unmengen der prächtigsten Blumen aus der Steppe gebracht, um die kleinen Tische zu schmücken. An der Südseite war das bewegliche Pendeldach aus gestreiftem Plachenstoff schräg so aufgestellt, daß die halbe Kibitka in den Schatten kam. Vom Haupttisch aus hatte man den Blick auf jenen Teil der Tschai-Chana, der den sartischen Teehäusern am nächsten kam. Ein richtiger *„kursi"* (viereckige Teehausbank mit niedrigem Geländer) ist vorhanden, überdeckt mit einem schönen Merferteppich, den mir Plischke lieh, an der Wand befindet sich ein Regal mit echten chinesischen Teetassen, mit einer Wasser-

Digitized by Google

pfeife, mit sartischen und persischen Metallkrügen; das Ganze steht im Schatten des großen Maulbeerbaumes. Am Haupttisch hatte man noch eine andere kleine Sensation: gerade über der Mauer der Kibitka ragt von gegenüber unser Menageriebau hervor, von dessen Hauptbaum Napoleon, kaum zehn Schritt entfernt, ruhig und ernst auf die eigenartige Veranstaltung herabsah, die da zu seinen Füßen stattfand. Nur als die Musik begann — auch dazu hatten sich Kameraden bereitgefunden —, wurde er ein wenig unruhig.

Von unseren Freunden hatten sich gegen dreißig eingefunden, um eine Tasse Tee bei uns einzunehmen. Auch unser Natschalnik war unter den Gästen. Für ihn als Russen war es vor allem unverständlich, daß wir Offiziere uns eine solche Anlage vom ersten Spatenstich angefangen bis zur letzten Ausschmückung selbst herstellen konnten. Nach seiner Ansicht würden dies russische Offiziere nie tun oder getan haben!

*

Napoleon, der uns noch immer durch seine Zahmheit und vor allem durch die Schönheit seiner Bewegungen so viel Freude macht, hat einen Grad von Zutraulichkeit erreicht, den ich bei einem Adler für unmöglich gehalten hätte. An den jetzt schon recht heißen Tagen fühlt Napoleon stark das Bedürfnis, sich abzukühlen; er fliegt dazu vom Baum herab und setzt sich auf den Rand des Gemäuers, um auf sein Bad zu warten, oder versucht, bis zum vorbeifließenden Arik zu gelangen, wofür aber sein Strick zu kurz ist. So wartet er dann geduldig, bis wir ein großes Waschbecken gebracht haben, das wir mit Wasser füllen. Gleich darauf ist er mit einem Satz im Becken, beginnt sein Bad zu nehmen und ist sehr erfreut, wenn er von uns eine volle Gießkanne mit Brause über Kopf und Gefieder geschüttet erhält. Da öffnet er die Flügel, um das Wasser bis auf die Haut dringen zu lassen, plätschert im Becken, schüttelt sich, putzt sich die Federn, und wenn alles fein säuberlich beendigt ist, macht er die drei Flügelschläge zu seinem gewohnten Platz.

Sehr possierlich sind auch die kleinen Schlangenadler, die beim Austeilen des Fleisches schon am vergitterten Fenster warten und ebenso wie die Sperber die Fleischstückchen aus der Hand nehmen. Nur die Bussarde sind scheu geblieben und fressen nur, wenn ihnen niemand zusieht.

*

Digitized by Google

Wir haben inzwischen wieder reichen Zuwachs erhalten, der uns viel Freude, aber auch nicht wenig Mühe macht; vor allem gelang es, ein Nest junger Honigräuber auszuheben, so daß wir diese farbenprächtigen Tiere nunmehr auch in unserem Vogelbau besitzen. Von der unteren Kaserne brachte man uns allerliebste junge Wiedehopfe, die ebenfalls Otto Klein, der rührendste Pfleger unserer kleinen Vögel, in Kost und Pflege nahm. Sie wurden rasch so zahm, daß sie auf den Arm geflogen kommen, sobald man ihnen von weitem eine Heuschrecke hinhält.

Seitdem wir die Honigräuber haben, schwirrt bei unserer Kibitka die ganze Luft vom eigenartigen Geträller dieser Vögel. Dazu kommt, daß das alte Honigräuberpaar, dessen Nest wir geplündert haben, sehr bald den Aufenthaltsort seiner Jungen ausfindig gemacht hat und nun den ganzen Tag über den Bäumen kreist. Wir hatten uns durch einen Versuch davon überzeugt, daß es tatsächlich die Eltern waren, denn als wir einen jungen Honigräuber ausließen, der noch schwach auf den Flügeln war, nahmen ihn die Alten ins Geleite und flogen mit ihm den gleichen Weg zurück, auf dem wir sie hiehergebracht hatten, und kamen gleich darauf wieder; so ging es auch mit dem zweiten. Die Tagesration für unser buntes Volk hat schon eine erkleckliche Menge erreicht, wir müssen täglich gegen 200 Heuschrecken und anderes Getier einfangen, um den Heißhunger unserer befiederten Gesellschaft zu stillen.

Die jungen Mandelkrähen lassen sich auch ganz leicht aufziehen, ihr Geschrei beginnt aber so früh am Morgen, daß sich unsere Nachbarn im Freien darüber aufhielten und wir sie wieder freilassen mußten; sie kamen aber trotzdem wieder von selbst jeden Morgen zurück und verlangten ebenso wie die sich frei herumtummelnden Wiedehopfe durch sehr energisches Piepsen ihre gewohnte Heuschreckenration.

Mairam- und Quellenfest

19. April 1916. Gegen Abend gingen wir zu fünft zur großen Wasserquelle außerhalb unseres Rayons, wo heute der zweite Mittwoch des mohammedanischen Mairamfestes, das Fest der Frühlingsbegrüßung, gefeiert wurde. An 500 Sarten hatten sich in dem kleinen Tale bei den Maulbeerbäumen versammelt, in deren Schatten die heilige Quelle liegt. Zwischen den monotonen Er-

Digitized by Google

güssen der Sartenmusik führten Lustknaben (*baibatscha*) ihre für uns unverständlichen Tänze mit Schleiern auf, ähnlich wie wir dies in Namangan gesehen hatten, und sangen zur Tutara ihre Lieder. An einer Reihe von Feuerstellen wurde die sartische Nationalspeise, der Palau, verabreicht, auch vorzügliche Suppe und Schaschlik war zu haben, in den großen Kesseln wurde Mischala, die einheimische Schlagsahne mit Honig, zubereitet und überall Tee getrunken. Mit dem Eintritt der Dämmerung war das Fest zu Ende. Die großen Scharen von Einheimischen, die sich reichlich mit den schönen rotblühenden wilden Tulpen geschmückt hatten, boten beim Abreiten ein farbenprächtiges stimmungsvolles Bild.

*

26. April 1916. Wieder ein wundervoller Sommertag. Auch der dritte Mittwoch des Mairamfestes wurde bei der großen Wasserquelle gefeiert, und Jernay, Odörfer, Fritz Singer und ich ließen es uns nicht entgehen, auf kurze Zeit hinzuwandern, zumal heute ein Fest gefeiert wurde, an dem nur Frauen, Mädchen und Kinder teilnahmen. Beim Zugang zur Quelle wurden wir von den männlichen Hütern der Gesellschaft zunächst aufgehalten; wir konnten ihnen jedoch begreiflich machen, daß wir keinerlei andere Absicht hätten, als daß wir uns das Fest von der gegenüberliegenden Seite des Engtales ansehen wollten. Zu unserer Überraschung luden uns darauf die beiden Sarten ein, näherzutreten und unweit der Quelle Platz zu nehmen. So konnten wir von dem etwas erhöhten Standpunkt einen Blick in jene uns sonst ganz verschlossene Welt tun und alle Sartenfrauen und -mädchen unverschleiert vor uns sich bewegen sehen.

Unter dem riesigen Maulbeerbaum saßen sie dicht gedrängt, die Frauen in der viel kleidsameren Haustracht ohne die graue Kutte und den häßlichen schwarzen Roßhaarschleier (*tschimat*), der die sartische Frau auf der Straße so entstellt. Hier trugen sie die schönsten Farben und hatten bis zu den Knöcheln reichende Gewänder, aus denen die dort abgeschlossenen Beinkleider (*schalvari*) hervorschauten, dazu ein weites Obergewand, über welchem ein kurzes, mit Silberarbeit geschmücktes Jäckchen getragen wird. Man konnte hier Farben nebeneinander sehen, wie z. B. orangefarbiges Unterkleid, dazu eine gelbgrüne Samtjacke; ein junges Mädchen mit dieser Farbenzusammenstellung und ihren tiefdunklen Augen hätte jeden Maler entzückt; oder kardinalrotes Untergewand

Digitized by Google

und dunkelblaues Samtjäckchen ohne Ärmel. Alle Frauen und Mädchen waren reich mit Schmuck behangen und hatten die kleidsamen Zöpfe mit den Silberquasten. Kaum, daß wir Platz genommen hatten, brachte schon ein Sartenjunge Brot und Tee; ebenso gastfreundlich war eine andere Gruppe, von der Kinder herüberkamen, die uns getrocknetes Obst und ihre Schale Tee anboten. Etwas abseits des Getriebes stand eine ausgespannte Arbe, in deren Schatten sich eine große Familie, sechs Frauen und zehn Kinder, niedergelassen hatte. Aus ein paar Felsstücken war der primitive Herd hergestellt und im Kessel brodelte der Palau, von dem wir auch zu kosten bekamen, wofür wir uns in barer Münze erkenntlich zeigten.

Die sartischen Wächter dieser großen Frauengemeinschaft berichteten uns, daß der heutige Tag des Mairamfestes dem Andenken der verstorbenen Eltern und Kinder gewidmet sei und daß aus diesem Grunde hauptsächlich Frauen und Kinder an der Feier teilnähmen. Die Zeremonien, die wir sahen, waren wohl sehr einfach, entbehrten aber nicht einer gewissen Feierlichkeit.

Hinter der Quelle selbst steigt ziemlich steil der Felsen an; ein gewundener Bergpfad führt zu einem alten Gemäuer, das eine in eine dunkle Kammer führende Öffnung zeigt. Dieser ruinenartige Teil trägt zum Zeichen des heiligen Ortes an langen schmalen Stangen die üblichen weißen Bändchen (*buntschuk*), die im Winde flattern. Am Eingang der bescheidenen Opferstelle saßen drei Mullahs, um die Opfergaben entgegenzunehmen und dafür Kerzen zu entzünden. Die Frauen wandelten langsam mit ihren Kindern den Bergpfad hinan, verrichteten dort ihre Gebete, besprengten sich mit Wasser und kehrten dann wieder zum schattigen Platz unter den Bäumen zurück, wo alles sich zum Mahle sammelte. Das Bild war äußerst malerisch, insbesondere als die Sartinnen in ihren leuchtenden Gewändern zur Zeit der untergehenden Sonne über die kahlen gelben Felsen sich bergan bewegten. In starkem Gegensatz zur Öde dieses Teiles der Gegend war der azurblaue Himmel und die zartgrüne Färbung der Maulbeerbäume, die gleichsam eine winzige Oase beim Brunnen in der Felsenwüste bildeten. Nicht minder malerisch war dann die Gruppe bei der Arbe, als sie sich zum Mahle vereinigte. Nur der Mann (*chosain*) saß abseits. Wir konnten genau sehen, daß die von den Frauen bereitete Mahlzeit zuerst ihm verabreicht wurde, dann erst durften die Frauen und Kinder von ihr nehmen. Später konnten wir uns fast unmittelbar

Digitized by Google

in das Getriebe des Festes wagen, da uns die beiden Sarten selbst dazu einluden. Die Frauen und Mädchen begannen sich etwas mit den Kopftüchern zu verschleiern, aber man sah ihnen an, daß sie auch gerne darauf vergaßen, ihre Neugierde zu verbergen. Die Mütter unter den anwesenden Frauen waren wohl nicht alt, vielmehr nach unseren Begriffen verblüht, dagegen gab es unter den jungen Mädchen und ganz jungen Frauen * einige ebenso interessante als bildschöne Gestalten. Alle haben große, dunkle Augen, die der mongolischen Rasse entsprechend weiter voneinander entfernt sind, als es uns Europäern hübsch erscheint, alle auffallend weiße Zähne und überaus regelmäßige Hände und Füße.

Mit dem Ende des Festes begannen die Frauen und Mädchen sich in die vorgeschriebene Parantscha ** zu hüllen und den Tschimat aufzunehmen — die verheirateten Frauen tragen einheitlich graue Kuttengewänder, die unverheirateten Mädchen solche in bunten Farben —, dann bestiegen sie laut schwätzend und lachend ihre Arben, Esel oder Pferde, wobei auch hier manchmal ein Tier zwei Frauen, ja, zwei Frauen und ein Kind zu tragen hatte. Und so blendend das Bild der schönen Gewänder bei der Quelle war, so unscheinbar und wenig schön war der Anblick der abreitenden oder zu Fuß nach Hause gehenden Frauen in ihrer Vermummung.

Ausflug in die Hungersteppe

Ostern 1916. Die Feiertage sind hier immer dazu angetan, unsere Stimmung stark herabzudrücken. So war es auch heute. Das Wetter war trüb und windig; von der Stadt her hörte man den ganzen Vormittag das Läuten der Osterglocken aus der russischen Kirche. Am besten ist es, wenn man über den Begriff Festtag überhaupt hinweggeht und seine gewohnte Tagesarbeit besorgt. Wir haben uns ja selbst Beschäftigung genug geschaffen, auch die Gartenarbeit wieder aufgenommen; die Zwischenzeit benutze ich, um Sartisch zu lernen. Die einzige Abwechslung war wieder einmal ein Gang in die Altstadt. Auf dem Hauptplatz vor dem Tiermarkt hatte heute eine Gauklertruppe ihre Gerüste aufgestellt und entzückte durch die akrobatischen Vorführungen und

* Die Mädchen werden oft schon mit 13, 14 Jahren verheiratet.

** Die sartischen Mädchen haben vom Erreichen der Geschlechtsreife an auf der Straße verschleiert zu gehen.

Digitized by Google

Seiltänzerkünste die Unmenge von Kindern, Frauen und Männern, die zu diesem Schauspiel zusammengeströmt waren. Um 10 Uhr begann die übliche wüste Sartenmusik, die durch den ganzen Basar zog und die Leute zum Fest auf der *urda* (Hauptplatz) zusammenrief. Hier hatte sich die Arena von selbst gebildet, indem die Menge der Zuschauer im Kreise Platz nahm, zuerst die ganz kleinen Kinder, dann die größeren, nach ihnen die jungen Burschen, die Frauen, die Männer, alle sitzend, hinter ihnen ein Kreis von Leuten auf Eseln oder Pferden; kurz der Blick auf die Zuschauermenge bot den Eindruck eines richtigen vollbesetzten Theaters mit ansteigenden Bänken, obwohl solche gar nicht vorhanden waren, sondern sich alles auf dem Boden abspielte. Die umliegenden Tschai-Chanas waren voll besetzt, so daß das an sich recht einfache Fest einer großen Vorstellung glich. Bei schwierigen Kunststücken spricht der Leiter der Truppe einige fromme Wünsche aus dem Koran, damit sie ohne Unfall für den Künstler ablaufen.

*

Nach mehrfachen vergeblichen Versuchen, in die weitere Umgebung zu gelangen, hatten wir nun doch vom Natschalnik die Erlaubnis zu einem ganztägigen Ausflug erhalten, der uns ein lebendiges Bild der Steppe und ihres eigenartigen Lebens geben sollte.

*

4. Mai 1916. Der heutige Tag gehört nach Samarkand zu den schönsten Erinnerungen aus meiner bisherigen Gefangenschaft. Unser Ausflug in die Hungersteppe war äußerst gelungen und lohnend. Unser Konvoi (Begleitsoldat), in seinem Zivilberuf Geometer und Forstmann, war nicht nur in der hiesigen Gegend gut bewandert, sondern hatte auch selbst lebhaftestes Interesse für Land und Leute, so daß er sich selbst beim Natschalnik angeboten hatte, uns auf diesem Ausfluge zu begleiten. Er war daher nicht so sehr militärische Eskorte, sondern machte vielmehr als vierter den Ausflug mit uns dreien, Ziernfeld, Jerney und mir. Wir fuhren zunächst die gute Straße mit einem russischen Iswostschik (Fiaker) bis zu den Sartendörfern — woher wir schon seit Monaten die Milch bezogen, ohne daß uns die Russen daraufgekommen wären —, von dort den Fuß des Nurataugebirges entlang, stellenweise die ausgetrockneten Steppenbäche, die oft tief in die Gebirgszüge zurückreichen, durchquerend. Schon weit draußen liegt ein dritter

Digitized by Google

Kischlak, dessen Lehmhütten die Einwohner aber schon verlassen hatten, um innerhalb ihres Ländereibesitzes in Jurten zu wohnen. Überall konnten wir Raubvogelwild, dann die schönen Mandelkrähen und Honigräuber beobachten, deren charakteristisches Trällern in der Luft man schon von weit her hören kann; neu waren verschiedene Arten von Krammetsvögeln, Lerchen mit schwarzen Halsringen und wundervolle Rosenstare, deren großer Kopf, Flügel und Stoß schwarz sind, während Brust und Rücken rosenrot, gelb oder zimtfarben sind. Wie eine dichte Wolke flogen sie zu Hunderten aus den Feldern auf und fielen auf zwei große Maulbeerbäume ein, die abseits der Straße standen. Nach 24 Kilometer Fahrt hatten wir die letzte in der Steppe liegende ebenfalls verlassene russische Poststation erreicht. Unser Iswostschik ließ seine Pferde nur so über die Steppe jagen. Die Straße hatte längst aufgehört und immer tiefer kamen wir in das ungeheure Steppenbassin, das sich zwischen dem Nurataugebirge und den von uns als Randgebirge benannten Höhenzügen ausbreitet. — Eine vollständige Neuheit für uns bildeten die Steppenbrunnen, die wir zum erstenmal zu Gesicht bekamen. Es sind dies ebenso einfach als zweckmäßig angelegte 15 bis 20 Meter tiefe Brunnen mit einem Durchmesser von 1 bis $1^1/_2$ Meter. Sie sind in den Lößboden der Steppe geteuft, an ihrem aufgezogenen Rande sind zwei niedrige Pfeiler vorbereitet, über welche der Balken mit der Rolle gelegt wird. Eimer und Seil muß der Nomade selbst mitbringen, um sich in den Besitz des Wassers zu setzen; auf der Rückseite ist, ebenfalls aus Lehm geschnitten, eine große flache Muschel als Tränke für die Tiere vorgesehen. Vom Brunnen weg geht eine eigentümliche Laufrinne zurück, auf welcher der den Brunnen Benützende, das Seil über die Achsel nehmend, zurückläuft, um den Eimer hochzuziehen. Wir sahen selbst, wie ein recht nettes kirgisisches Mädchen auf diese Weise das Wasser heraufzog, während ein Junge es dann aus dem Eimer in das Becken abgoß. Diese Brunnen, die in dieser Gegend ein vorzügliches und vollkommen klares Wasser liefern, fanden sich auf unserem Weg in Abständen von etwa 4 bis 6 Kilometer. Wie wir erfuhren, bildet auch für die großen Karawanenzüge die Linie der Brunnen das einzige Orientierungsmittel, besonders in der Kisilkum- und Karakumsteppe, wo die Brunnen oft 40 bis 50 Kilometer voneinander entfernt liegen; ja sie sind das Um und Auf des Wanderungsproblems, und wehe der Karawane, die den Brunnen verfehlt und

Digitized by Google

in einen Steppensturm gerät! Sie und alle ihre Tiere sind rettungslos dem Tode verfallen. Die verlassenen Brunnen dienen gegenwärtig allerlei Vogelgetier als Aufenthaltsort, den Wildtauben, Elstern, Mandelkrähen und hauptsächlich den Honigräubern.

Feste Ansiedlungen hatten schon längst aufgehört, und über der unendlichen Steppe, die sich vor uns weitete, sah man nur in sehr großen Entfernungen hie und da die charakteristischen schwarzen Punkte, die kirgisischen Jurten.

Die Vegetation auf der Steppe war dieselbe wie diejenige unseres Rayons, und auch hier sah man allenthalben Ziegen, Schaf- und Kamelherden weiden, während die Rinder und Pferde nach Aussage der Leute auf die Berghöhen des Nuratau zur Weide getrieben werden.

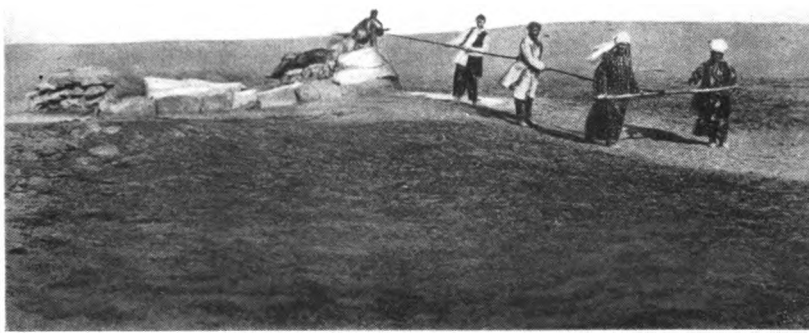
Etwa 20 Kilometer hinter der letzten festen Ansiedlung erreichten wir ein Kirgisenaul mittlerer Größe mit etwa 10 bis 15 Jurten. Unsere Begrüßung der Kirgisen in ihrer Sprache öffnete uns gleich den Weg zu ihren Herzen. Dann wurde uns bedeutet, zunächst zum Beg (Ältesten) der Ansiedlung zu gehen, bei dessen Jurte wir dann unseren Besuch machten. Beim Beg gab es reizende Hausindustrie-Teppicharbeiten, mit reichem Quastenwerk behängte Taschen, in welchen die Frauen ihre Nähsachen, Spindeln, die Wollknäuel und andere Kleinigkeiten aufbewahren.

In der Nähe der Jurte des Begs ließen wir uns alle drei auf dem Boden nieder, um ein Frühstück einzunehmen, zu welchem Zweck der Beg eine ganz neue Filzdecke für uns ausbreiten ließ. Von unserem mitgebrachten Proviant an Eiern, Käse und Brot boten wir auch dem Hausherrn an, der zum gemeinsamen Mahl sartischen (grünen) Tee anbot. Wir gaben den Leuten als Gegenleistung noch getrocknete Aprikosen, Kischmisch (getrocknete Korinthen) und Weißbrot, das für die Steppenbewohner eine besondere Anziehung bildete.

Mit unserem Wagen konnten wir noch ein gutes Stück fahren. Hier sahen wir vielfach die sogenannten Bogarensaaten; es sind dies ohne weitere Bearbeitung des Bodens (meist mit Gerste) bebaute Flächen, die nur bei genügender Frühjahrsfeuchtigkeit das Getreide zur Reife bringen.

In der dicht bewachsenen Steppe aber war nicht mehr leicht vorwärts zu kommen; auch wollten wir den Kamm des Randgebirges vor uns besteigen und verließen daher unser Fuhrwerk; damit begann unser eigentlicher Ausflug. Während der Überquerung

Digitized by Google

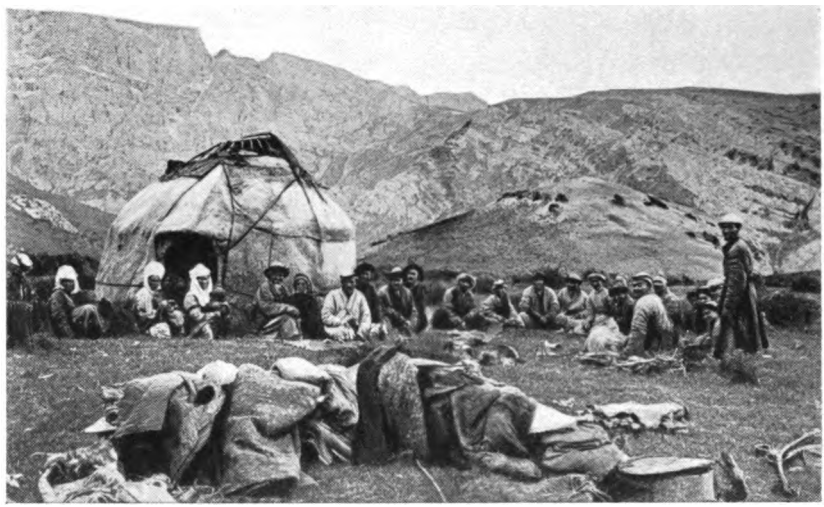


Kirgisen, Wasser aus einem Steppenbrunnen schöpfend.

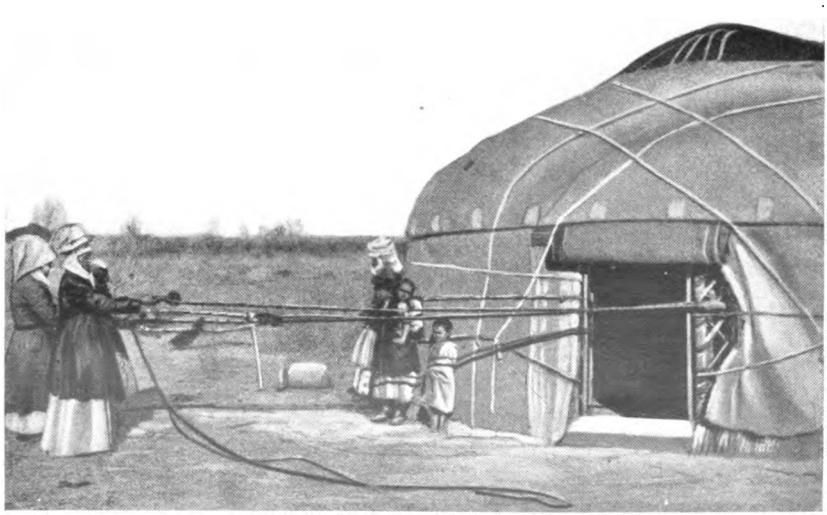
Kirgisenjunge mit Windspiel. Im Hintergrunde Jurten.

Digitized by Google

Tafel VI



Kirgisen auf der Wanderung.
Eine Jurte ist aufgestellt, im Vordergrund liegt eine solche abgetragen.



Kirgisenfrauen beim Drehen der Roßhaarseile.
Die „Perde“ vor dem Jurteneingang ist hochgezogen.

Digitized by Google

der Steppe bis zu den Felsbergen im Norden hatten wir wiederholt Gelegenheit, eigentümliche Luftspiegelungen nach Art der Fata Morgana zu beobachten. Durch eine im fernen Osten auf der Steppe liegende Dunstschicht, auf der kältere Luftschichten lagerten, schien die ganze Gegend um einen großen See zu liegen, aus dem die weiter rückwärts gelegene Landschaft wie eine Insel aufstieg. Diese Luftspiegelungen wechselten fortwährend Ort und Größe, so daß die Bilder immer andere waren, und die Insel, die aus dem See vor uns aufragte, bald da, bald dort sichtbar zu werden schien. Erst als wir eine gewisse Höhe erreicht hatten und auch der Ausgleich der Temperatur in der Steppe draußen eingetreten sein mußte, hörte diese für uns seltsame Erscheinung plötzlich auf. In fast einstündigem Wege bei wahrhaft glühender Hitze war der Fuß der felsigen Randgebirge erreicht. Der Aufstieg über die nackten Felsen, oft sehr steil, kostete viel Schweiß, aber wir versprachen uns viel von der Aussicht vom höchsten Gipfel. Vor dem Gebirgszug, auf dem wir uns befanden, lag aber leider noch ein zweiter Rücken, der vermutlich erst die Aussicht in die große Steppe bieten würde. In den Felsritzen wuchs hier in großen Mengen die echte Pistazie, die wir sowohl blühend als auch schon mit Früchten antrafen. Unser Entschluß war bald gefaßt. Die wenigen Grasbänder, die wir fanden, benutzten wir, um möglichst rasch von der Höhe in die Mulde herabzugleiten und den neuen Aufstieg auf den zweiten Rücken zu beginnen. Unser vorzüglicher Konvoi, dem in seiner russischen Uniform — wir trugen nur Hemd und Hose — bei der Hitze von 60° der Schweiß nur so in Bächen herablief, gab hier das Rennen auf, überließ uns unserem Schicksal und zog es vor, bei irgendeiner Jurte einstweilen Tee aufzustöbern, bis wir zurückkämen. In der Talmulde gab es große Schwärme smaragdgrün schillernder Prachtkäfer, die einen ganz tropischen Eindruck machten. Mit lautem Gesumm brachen sie aus der Steppe auf, um an einer anderen Stelle wieder einzufallen.

Bei den Felsenbergen wurde der neue Aufstieg schon ziemlich beschwerlich, als wir aber endlich die Höhe erklettert hatten, wurde unsere Erwartung bei weitem übertroffen. Was wir zu sehen bekamen, überstieg die kühnsten Träume: Zu unseren Füßen lag auf der anderen Seite des Gebirgszuges, einem riesigen Schneefelde gleich, eine prachtvolle Takire von etwa 3 Kilometer Länge und 1 Kilometer Breite. Diese Salzablagerung der Steppe in blendendstem Weiß machte einen überwältigenden Eindruck. Um die

Digitized by Google

Takire herum sahen wir aus der Vogelschau kirgisische Ansiedlungen mit Jurten, dunkelgrüne sumpfige Stellen trugen Anpflanzungen oder dienten als Viehweiden, und ganz weit im Nordosten spiegelten sich noch einige andere kleinere Takiren in der Sonne. Am östlichen Horizont tauchten auch mehrmals riesige Sandhosen auf, die sich in Höhen von 30 bis 50 Meter erhoben und wie wandelnde Säulen über die Steppe dahinrasten. Im Westen war in einer Entfernung von etwa 20 Kilometer noch ein weiterer Gebirgszug in der Ebene, während gegen Osten sich vor uns die endlose Steppe ausbreitete: zunächst die „Golodnaia Step" (Hungersteppe) und vom nächsten Gebirgszug beginnend die Kisilkumsteppe. Schade nur, daß wir nicht genügend Zeit hatten, zur Takire abzusteigen und die Pflanzenwelt ihrer Umgebung zu sehen.

Die Luft in der Gegend der Takire war derart mit Salz geschwängert, daß sich auf allen bloßen Stellen des Körpers, auf Gesicht, Hals und Armen, nach kurzer Zeit ein feiner, stark salziger Belag niederschlug. Von den vier Jurten aus, die im Süden weit draußen in der Steppe zum Vorschein kamen, gab unser guter Konvoi deutliche Zeichen, und als wir sie erreichten — es waren, wie wir erfuhren, die letzten Jurten in der Steppe —, brodelte schon das Wasser im Teekessel. Der Chosain begrüßte uns auf das herzlichste und wartete uns in seiner Jurte mit dem schon bereitgehaltenen Koktschai auf, dem grünen, sartischen Tee, den man über Kandiszucker trinkt; er ist bei der großen Hitze das einzige wirklich kühlende Getränk; und nach der tüchtigen Wanderung in der brennenden Steppensonne war bald von uns vieren in kurzer Zeit der vierte Tschainik (Teekessel) leergetrunken. In der Jurte selbst war der Aufenthalt angenehm kühl; die Filzdecken halten im Sommer ebensogut die Wärme wie im Winter die Kälte ab.

Nach gründlicher Rast zogen wir wieder über die Steppe zu unserem Wagen, den wir vormittag verlassen hatten, und traten die Rückfahrt an. Bei der nächsten Jurtenansiedlung, die wir trafen, wurden unsere Pferde beim Steppenbrunnen getränkt; uns boten die Kirgisen Kumis an, das hier landesübliche aromatische Getränk, ein Gemisch von halbgegorener Kamel- und Stutenmilch.

Wir nahmen den Rückweg über mehrere Jurtenansiedlungen und kamen dabei von den Randgebirgen immer näher zum Fuße des Nurataugebirges. Hinter dem dritten Sartendorf besuchten

Digitized by Google

wir einen idyllisch gelegenen sartischen Friedhof. Auf den einfachen Grabhügeln lagen hier, zum Unterschiede von Samarkand und Namangan, lange schmale, rechteckig behauene und mit Inschriften versehene Steine, auf denen auch der Name des Toten eingemeißelt war. Viele der Gräber waren geöffnet, vermutlich haben dort Schakale gehaust und sich an den Leichen gütlich getan. In manchen der Gräber sah man noch die eingebauten Hölzer, mittels welcher die Toten in hockender Stellung begraben werden.

Die Hitze hatte mittlerweile schon nachgelassen und so waren die letzten Stunden besonders genußreich. Von seltener Pracht waren die zahlreichen Honigräuber, die auf den wenigen großen Bäumen an der Straße saßen und deren tropisch buntschillerndes Gefieder wie Juwelen leuchtete und glitzerte.

Heitere Zwischenfälle

19. Mai 1916. Die Hitze der letzten Tage war für den Monat Mai schon recht erheblich, zu Mittag erreichte das Thermometer fast täglich 58°, ja manchmal 60° C, der Sand war so heiß, daß darin Eier weich zu kochen waren und das Barfußgehen fast schmerzhaft wurde. Das schöne Schwimmbad, das wir uns gegraben haben, gibt aber Gelegenheit, sich zu erfrischen. Dagegen wirken hier die schweren Staubstürme geradezu atembeklemmend und gegen sie gibt es keinen Schutz. Die heiße Backofenluft, geschwängert mit feinstem Staub, der in die Poren und vor allem in die Lungen dringt, durch alle Ritzen geht und den ganzen Körper überzieht, wirkt lähmend; ich kann mir gut vorstellen, daß der Einbruch eines mehrtägigen Steppensturmes auf einer Karawanenreise zu den größten Gefahren gehört.

Gestern endlich hat der erlösende Regen eingesetzt; es war daher nicht ratsam, die Nacht im Freien zuzubringen. Das Hereintragen unserer bescheidenen Lagerstätten in die verwahrlosten Kasernenzimmer hatte übrigens einen lustigen Vorteil. Vormittag war unerwartet Inspizierung; irgendein alter russischer Hauptmann eines Montur- oder Verpflegsdepots, so richtig der Typus des russischen Kommisknopfes, klein und dick, kam mit dem Natschalnik angefahren und ging dann schimpfend und alles bekrittelnd von Zimmer zu Zimmer. Er ließ seiner vernichtenden Kritik freiesten Lauf und betonte immer wieder: „er diene schon über 35 Jahre, habe aber in seinem ganzen Leben noch nie eine so schäbige

Digitized by Google

Kaserne gesehen". Wir konnten kaum das Lachen verbeißen. Auf unser Zimmer hatte er es besonders scharf; so fragte er zum Beispiel, „warum keine Fensterflügel vorhanden seien". Wir klärten ihn auf, daß bei 40° Hitze und der Anwesenheit von zehn Personen im Zimmer die Fenster ohnehin auf alle Fälle offen sein müßten, es daher einfacher war, sie gleich auszuhängen. Unsere Bude sah allerdings besonders trostlos aus; für zehn im Zimmer Untergebrachte waren bloß vier eiserne Bettgestelle vorhanden, sechs mehr als dürftig aussehende Strohsäcke lagen auf der Erde, denn die Betten hatten wir ja in unseren Kibitken draußen. Der gute Hauptmann meinte: „so könne man nicht leben, da müsse man sich eben die Räume herrichten und selber Hand anlegen, nicht auf den Pritschen herumliegen, faulenzen und in die Luft spucken" — was er gleich praktisch demonstrierte, um seinen Ermahnungen mehr Nachdruck zu verleihen. Freilich haben wir uns gehütet, ihm zu zeigen, wie schön wir es uns im Freien eingerichtet hatten, da hätte er wohl gestaunt! Um allen Gefahren zu entrinnen, hatten wir auch heute noch im allerletzten Augenblick alle unsere Schätze, die vom letztenmal her schon gepackt lagen, unter Napoleons Schutz stellen können. Aber danach wurde diesmal ausnahmsweise gar nicht gefragt.

*

6. Juni 1916. Odörfer und ich haben heute eine Arbeit vollendet, die ich meinen Aufzeichnungen beichten muß. Vor einiger Zeit war der russische Geometer, der uns im Mai auf den schönen Ausflug in die Hungersteppe begleitet hatte, wieder ins Lager gekommen; er war mit seinen Arbeiten für die Aufnahme des Malgusangebirges (östlich von Samarkand) „etwas in Rückstand" geraten. In seiner Angst, wegen dieses Versäumnisses bei der vorgesetzten Behörde Unannehmlichkeiten zu haben oder gar an die Front geschickt zu werden, wandte er sich an uns, ob wir ihm nicht bei dieser Arbeit behilflich sein wollten. In der eintönigen Zeit der Gefangenschaft wäre eine solche berufliche Betätigung für uns zwei Ingenieure wohl eine außerordentlich interessante Abwechslung gewesen und wir sahen uns schon im Geiste mit Nivellierinstrument und Latte an der Arbeit in den malerischen Bergen. Wir hatten aber die Rechnung ohne den russischen Wirt gemacht. Der Geometer, auch nicht im entferntesten daran denkend, seine primitiven Handskizzen, die er gelegentlich eines Rittes in die Gegend flüchtig gezeichnet hatte, durch eine Terrain-

Digitized by Google

aufnahme richtigstellen zu lassen, brachte uns am nächsten Tage zwölf riesige Blätter, auf welchen nur einzelne Bergspitzen mit Höhenkoten versehen waren und einige Punkte Ortschaften andeuteten, während Wege und Flußläufe vom Sattel aus eingezeichnet waren. Er bat uns dringend, die Karten zu vervollständigen, mit Schichtenlinien auszustatten und die Gebirge entsprechend herzurichten, damit die Pläne das gleiche Aussehen hätten wie die üblichen Aufnahmeblätter. Wir waren sprachlos! Unser technisches Empfinden sträubte sich gegen diese Vergewaltigung der Natur! Wir könnten doch keine Phantasiegebilde schaffen, wir wollten doch wenigstens wissen, ob die Berge in dieser Gegend schroff und felsig abfallen oder sanfte Kuppen besitzen. Aber der Geometer ließ keine Einwendung gelten, für alles hatte er nur das typische russische „Nitschewo": „Machen Sie einige so und einige so; es muß eine schöne Landkarte sein, in Petersburg kennt doch ohnehin niemand das Malgusangebirge!"

Unserer Einbildungskraft war vollkommen freier Spielraum gelassen und so schufen wir denn aus der Phantasie eine wundervolle Gegend; prächtige Gebirge mit Gletschern und Matten, steile Felsschluchten, liebliche Täler, Ansiedlungen und Wasserfälle entstanden auf dem jungfräulichen Papier, schöne Schichtenlinien überzogen unsere Schöpfung. Und als heute der Geometer kam, um die Pläne abzuholen, da war er restlos begeistert und wäre uns am liebsten um den Hals gefallen. „Seine" Arbeit war termingerecht fertig und er gerettet!

Gott behüte, daß etwa in späteren Zeiten es irgendeinem Techniker beifallen sollte, auf Grund der Karten des Malgusangebirges eine Straße oder eine Eisenbahn zu trassieren, er würde seine Wunder erleben! Wahrlich, Rußland ist groß und der Zar ist weit!

Der Aufstand der Einheimischen in Dschisak

26. Juli 1916. Unser friedliches Dasein in Dschisak wurde heute plötzlich unterbrochen und der zweite Jahrestag des Kriegsbeginnes wird uns allen unvergeßlich bleiben. Es war ein Tag gefährlichster Ereignisse, der uns hätte ebensogut die Freiheit wie den Tod bringen können. Wäre es doch an einem Haar gehangen gewesen, daß die Sarten nach Ermordung des Stadtkommandanten und einiger seiner Leute Herren der Stadt im offenen Angriff geworden

Digitized by Google

wären. Wir Kriegsgefangene hätten beinahe mit ihnen gemeinsame Sache machen müssen; doch der Aufstand mißlang und die Sarten kamen durch mangelnden Mut um den endgültigen Erfolg.

Der Tag ließ sich zunächst an wie jeder andere. Erst als unser Postbote von der Mannschaftskaserne atemlos ohne Briefschaften und ohne russischen Begleitmann zurückkam, erhielten wir die ersten Nachrichten. In der Altstadt war offener Aufstand ausgebrochen und die russische Mannschaft mobil gemacht worden. Bald darauf hörten wir unweit unseres Lagers die ersten Gewehrsalven, überdies war Einzelfeuer aus der Richtung der Altstadt zu vernehmen. Unsere russischen Wachen wußten selbst nicht, worum es sich handelte. Da kam plötzlich in rasender Eile von der Festung her ein Wagen herangejagt, aus dem scharfe Munition an unsere Wachsoldaten ausgeteilt wurde.

Nach und nach konnte man erfahren, die Einheimischen hätten sich in der Altstadt erhoben, die Eisenbahn vor und hinter Dschisak zerstört und das gesamte Bahnpersonal an der Strecke niedergemacht. Über unser Gefangenenlager wurde sofort die strengste Kasernierung verhängt und das Verlassen des Hofes unter Androhung des Erschießens verboten.

Bald bekamen wir selbst ein unmittelbares Bild von den Ereignissen zu sehen: Die Höhen, die unseren Rayon begrenzen, begannen sich plötzlich mit berittenen Sarten und Kirgisen zu beleben, die bewaffnet in größeren und kleineren Gruppen über die Hügel zum Sansartal zogen oder sich auf unserem Lagergebiete zu einer Besprechung sammelten. Sie hatten offenbar die Absicht, von hier aus gegen die Festung vorzugehen, da ihr Angriff auf die Neustadt abgeschlagen worden war. Eigenartig und malerisch war das Bild in der glänzenden Sonne: die ganze Gegend, kaum einige hundert Schritte vor uns, war von Reitern in allerlei Bewaffnung übersät! Wir mußten erwarten, daß jeden Augenblick die Unternehmung der Einheimischen in der Richtung auf uns sich bewegen werde, da von hier ein Eindringen in die Stadt möglich gewesen wäre. Es läßt sich denken, daß wir alle in höchster Spannung der Ereignisse harrten, die nun kommen würden. Einige der Sarten ritten bis zu unserer Bergquelle herab und dann wieder zur Höhe zurück.

Kaum hatten sich die Reiterscharen verzogen, da stürzten unsere russischen Wachen in den Hof und baten uns, sofort in das Kaserngebäude zu gehen und augenblicklich alle Fenster und Türen zu verrammeln. Wie hätten wir aber dies tun können, da wir schon

Digitized by Google

seit langem wegen der mörderischen Hitze alle Fenster ausgehängt hatten?

Nun besetzten kleinere russische Patrouillen die wichtigsten Punkte der Umgebung, welche die südlichen Zugänge zur Stadt beherrschen; wir fühlten uns völlig in den Krieg zurückversetzt.

Nähere Nachrichten kamen allmählich zu uns: Die Sarten hätten nicht nur den Bahnkörper zerstört, sondern auch sämtliche Telegraphen- und Telephondrähte abgeschnitten, bei den Bahnwächterhäuschen alle Männer, Frauen und Kinder niedergemacht und auf der Station Dschisak vier Eisenbahnangestellte getötet. Plötzlich stiegen im Osten mächtige tiefschwarze Rauchwolken auf: die Aufständischen hatten auch die großen Naphthatanks auf dem Bahnhof in Brand gesteckt.

Inzwischen hatte unser neues Kommando weitere Maßregeln über unser Lager verhängt: Alles, was sich im Lager an Bauten befand, mußte dem Erdboden gleichgemacht werden, so alle Kibitken und alle Anlagen. Das Wohnen im Freien und die Benutzung der Bäder wurde auf das strengste verboten. Nur mit List konnten wir uns das wenige retten, was wir im Rayon liegen hatten, und es in den inneren Hof hineinschaffen. Meine Kibitka fand Gnade in den Augen der Russen, da sie durch ihre vertiefte Anlage geradezu als kleine Festung gegen die Sarten hätte verwendet werden können. (Daher auch ihr Name: „Teehaus zur schönen Festung"!) Ebenso durfte auch unsere Menagerie bestehen bleiben, denn es war kaum anzunehmen, daß sich die Einheimischen zwischen den Raubvögeln verbergen würden.

Gegen Abend erfuhren wir endlich den wahren Hergang der Ereignisse: Auf dem Hauptplatz der Altstadt waren die Ältesten der Stadt und die Anführer der in der Umgebung befindlichen Kirgisenauls zusammengerufen worden, da nach einem letzthin veröffentlichten Gesetze für heute die Aushebung der sartischen Mannschaften für Arbeiten hinter der Front angesetzt worden war. Der sartische Bürgermeister, offenbar im Einverständnis mit den russischen Behörden, ließ in seiner Ansprache durchblicken, daß diejenigen, die einen Betrag von mindestens 100 Goldrubeln bezahlen würden, sich vom Militärdienst befreien könnten. Darob entstand nun ein wilder Tumult unter den Einheimischen, insbesondere aus der ärmeren Bevölkerung. Nur mit Mühe konnte sich der Bürgermeister vor der empörten Menge retten, die ihn lynchen wollte.

Digitized by Google

Die erbitterten Einheimischen zogen gegen die Neustadt, um dort ihrem Zorn freien Lauf zu lassen. Als der Stadtkommandant, Oberst Rukin, von dem Ereignis erfuhr, wollte er mit seinem Polizeipristav in die Altstadt fahren, um die Ruhe wiederherzustellen. Auf halbem Wege aber wurde sein Wagen umringt, man riß ihn heraus und tötete ihn auf bestialische Weise. Die Leiche war bis zur vollkommenen Unkenntlichkeit zerstampft, nur an den Resten der Epauletten erkannte man später, daß der blutige Rumpf im Staub der Straße die Leiche des Stadtkommandanten war. Noch grausamer wurde der Polizeipristav Likotlow massakriert. Die Sarten banden ihm einen starken Strick um die Stirne, den sie mit einem Schaufelstiel so lange eindrehten, bis die Schädeldecke zersprang. Die beiden den Oberst begleitenden Sarten wurden einfach erschlagen.

Die Nachricht von diesen Greueln wurde bald in der Neustadt bekannt, doch unser neuer Lagerkommandant, der nur über eine Handvoll Soldaten verfügte, verlor seine Kaltblütigkeit keinen Augenblick. Er ließ mit seinen 26 Leuten sofort die Zugänge von der Alt- zur Neustadt durch Plänklerketten sperren, um ein Überrennen der Festung Dschisak, in die sich alles flüchtete, zu verhindern.

Gegen Abend trat scheinbar Ruhe ein. Wir aßen eben unser Nachtmahl, als plötzlich unter wildem Geschrei und mit den Waffen drohend unsere Wachen mit dem Befehl in die Zimmer stürzten, wir hätten uns innerhalb von fünf Minuten marschbereit zu machen. Jeder nahm rasch an sich, was ihm am wichtigsten schien, ich warme Kleider, Geld und meine Tagebücher. Unser Exodus war ganz phantastisch. Die einen von uns gingen, wie sie waren, die anderen marschierten mit dem Rucksack bepackt, wieder andere schleppten noch ihre Koffer, alles unter bedrohlicher Haltung der russischen Wachen, die selbst die größte Eile zu haben schienen, sich noch vor der Dunkelheit in die Festung zu retten. Wir hatten vermeint, abtransportiert zu werden, man brachte uns aber für heute in die Festung. Dort entdeckten wir bald, daß uns 80 Offizieren samt unseren Dienern jener äußerste Flügel der letzten Baracke zugewiesen wurde, der direkt auf die Straße in die Altstadt mündete; und wir hatten die feste Überzeugung, daß die Russen durch diese Verfügung ein frevles Spiel mit unserem Leben trieben; sie wußten nur zu gut, daß im Falle eines nächtlichen Angriffes auf die Festung der erste Ansturm auf diesen Teil

Digitized by Google

der Kaserne erfolgen müsse, weshalb es jedenfalls bequemer war, uns wehrlose Kriegsgefangene der ersten Wut der Menge in der Dunkelheit preiszugeben.

Der Aufenthalt in dem einen Raum, wo 120 Menschen zusammengepfercht waren und in dem überdies kein Licht gemacht werden durfte, wurde bald unerträglich. Der qualvollen Hitze und dem Verbote, die Fenster zu öffnen, konnten wir uns nur durch Gewalt entziehen, indem eine Scheibe plötzlich klirrend in Trümmer ging. Die Nacht war sehr kritisch, sowohl für uns als auch für die Russen selbst, die wegen der Zerstörung der Eisenbahn nicht rasch Truppen herbeischaffen konnten. Die ganze Nacht hindurch sah man die Patrouillen, doch herrschte Ruhe bis auf das klägliche Heulen und Bellen der sartischen Hunde, das in der mondlosen Nacht ganz schaurig klang.

27. Juli 1916. Der Morgen kam, die Sarten hatten den erwarteten Angriff auf Dschisak während der Nacht unterlassen, aber auch die Russen wagten nicht, in die Altstadt einzudringen, bevor nicht ausgiebige Verstärkungen aus der Umgebung eingetroffen wären. Die Nachricht, daß wir wieder in unser Lager zurückkehren dürfen, löste die größte Freude aus. Und bald nach 6 Uhr morgens packte jeder seine Siebensachen; unser Rückzug in das Lager glich wieder dem Auszug einer Gruppe von Flüchtlingen oder Vertriebenen. Als wir über den inneren Hof der Festung gingen, bot sich uns ein trauriger Anblick: Inmitten der vielen Frauen und Kinder, die hier zitternd um Leib und Leben die Nacht zugebracht hatten, befanden sich auch die Witwen des ermordeten Obersten und des erschlagenen Polizeioffiziers, beide in Tränen aufgelöst, und manche der ärmsten Frauen, die auf ihrem bescheidenen Bündel Habseligkeiten saß, war heute reicher als die Frau des auf so entsetzliche Weise ums Leben gekommenen Stadtkommandanten.

In unserem Lager fanden wir merkwürdigerweise alles unberührt vor, so wie wir es am Vortag verlassen hatten. Gegen 8 Uhr abends wurde mit allen Glocken Sturm geläutet, für die russische Zivilbevölkerung das Zeichen, sich sofort in die Festung zu begeben, da abermals Unruhen ausgebrochen waren, wie das wieder hörbare Schießen bewies. Von den Soldaten erfuhren wir auch den russischen Plan zur Niederschlagung des Aufstandes; er ist für die Art und Weise des hiesigen Kolonialkrieges bezeichnend. Zunächst sollte die Altstadt den russischen Soldaten zur Plünderung

Digitized by Google

übergeben und dann in Brand geschossen werden. Die heute erwarteten Kosaken würden das übrige besorgen und in den umgebenden Kischlaks „Ordnung" machen. Was dies bedeutet, wußten wir schon, und es unterlag keinem Zweifel, daß für jeden gefallenen Russen zumindest hundert Einheimische ihr Leben würden lassen müssen. Wir waren darauf gefaßt, wieder die Nacht in der Festung zu verbringen, abends aber verstummte das Schießen. Um uns kümmerte sich niemand. —

28. Juli 1916. Unser neuer Kommandant bemüht sich auffallend, unseren Wünschen möglichst nachzukommen, als fürchte er, wir würden doch sonst irgendwie mit den Aufständischen gemeinsame Sache machen. Heute wurde auch bekannt, daß ähnliche Bewegungen in Samarkand, Taschkent, Chodschent und in der Ferghana sich abgespielt hätten, da eine allgemeine Empörung unter den Einheimischen über den Ukas entstanden sei, nach welchem die bisher vertragsgemäß von jeder Art Militärdienst befreiten Einheimischen Turkestans assentiert und außerhalb des Landes, wenn auch bloß zu Arbeiten hinter der Front, verwendet werden sollten. —

Die panikartige Stimmung, die selbst unter den russischen Soldaten herrschte, kennzeichnet am besten der folgende Zwischenfall: Einige unserer kriegsgefangenen Soldaten waren damit beschäftigt, unter Bedeckung von russischen Wachen den für Oberst Rukin gezimmerten Sarg aus der Festung in das Spital zu tragen. Als plötzlich der Ruf ertönte: „Die Sarten kommen!", da stürzten die russischen Wachen unter Mitnahme unserer Leute in die Festung zurück und der Sarg blieb mitten auf der Straße stehen. Es war ein falscher Alarm gewesen, und erst als dies aufgeklärt war, brachte man den Sarg an seinen Bestimmungsort.

In unseren Kasernenzimmern dürfen wir abends kein Licht machen, und Jernay, der sich eine Zigarette anzündete, hätte dies bei einem Haar mit dem Leben gebüßt.

29. Juli 1916. Nach dem ungewohnten Schlafen in den drückend heißen Zimmern war das morgendliche Schwimmbad — seit gestern dürfen wir es wieder benutzen — eine wahre Erquickung; unser nächster Weg war zu unseren guten Raubvögeln, um sie tüchtig zu füttern. Keinem von uns wäre es im Traum eingefallen, daß wir heute noch aufregendere Dinge erleben würden als die Tage vorher. Die Russen hatten sich schon zu sehr in Sicherheit gewiegt,

Digitized by Google

weil die Sarten, als Dschisak über kaum mehr als eine Handvoll russischer Soldaten verfügte, keinen Nachtangriff gewagt hatten.

Ganz plötzlich befanden sich bereits innerhalb unseres Rayons bewaffnete Sarten zu Pferd, die offenbar als Späher vorausgeschickt worden waren. Der russische Wachposten rannte in die Wachstube zurück, alarmierte seine Kameraden, während immer mehr Sarten, bis an die fünfhundert, in unseren Rayon eindrangen. Die ersten Schüsse fielen. Unser Wachkommandant, gleich seinen Leuten von panischem Schrecken erfaßt, verfügte sofort, daß alle Kriegsgefangenen wieder in die Festung zu bringen wären. Es entstand eine beispiellose Verwirrung, noch viel ärger als vorgestern. Wir, in unserem Zimmer, schon vom letztenmal gewitzigt, hatten uns gleich bei den ersten Schüssen vollkommen zurechtgemacht und waren im Nu bereit, abzugehen; die anderen Kameraden erreichte dieser Zwischenfall noch mitten im Schlaf, und die Russen ließen ihnen nicht einmal mehr Zeit zum Anziehen, ja nicht einmal, um in die Schuhe zu schlüpfen, sondern drängten mit den Bajonetten alle hinaus. So mußten einige barfuß, andere nur mit Hemd und Hose bekleidet, ohne Rock und Kopfbedeckung gehen. Andere wieder rafften rasch alles zusammen und waren bepackt wie für eine Weltreise. Dies alles hatte sich in wenigen Sekunden abgespielt, und bald war vor der Kaserne das fürchterlichste Tohuwabohu von schreienden, drängenden russischen Wachen und von Kriegsgefangenen. Die Russen sahen sich schon im Geiste von den Sarten massakriert und konnten sich nicht genug beeilen, an die Spitze unseres abenteuerlichen Zuges zu kommen und uns voran im Eilschritt in die Festung zu stürmen. Am Kirchenplatz bewunderten wir die staunenswerte Ruhe des russischen Popen, der eigenhändig die Sturmglocke läutete, um seiner Gemeinde das Zeichen zur Flucht in die Festung zu geben.

Wir kamen auch diesmal in den gleichen Raum wie damals; heute aber war die Kaserne ein sicherer Hort, denn alles war voll von russischem Militär. Etliche hundert Kosaken standen bereit, gegen 200 Mann Infanterie waren aus Taschkent und Samarkand eingelangt, zwei Geschütze sollten jeden Augenblick eintreffen. Wieder waren die abseits gelegenen Höfe in der Festung von der Zivilbevölkerung erfüllt, interessant war dabei festzustellen, daß über Befehl der Russen selbst die sartischen Frauen unverschleiert sein mußten, um jedes Einschleichen sartischer Spione in dieser

Digitized by Google

Verkleidung hintanzuhalten. Vor unserem Gebäude waren Schwarmlinien bis zum Sansarfluß gebildet.

Das erste Ereignis des Tages bildete die Ankunft der beiden Geschütze, die unmittelbar vor unseren Fenstern abprotzten; man lud die Geschütze, und wir erwarteten mit Spannung die Eröffnung des Kampfes. Das eine wurde gegen die Altstadt, das andere gegen die Einbruchstelle der Einheimischen gerichtet. Aus den Fenstern unseres Kasernenraumes waren wir Zuseher der sich nun unmittelbar vor uns abspielenden Ereignisse. Einige hundert Schritte links vor uns bezogen die Geschütze andere Stellungen und begannen um 11 Uhr so lange mit Brandbomben in die Altstadt zu feuern, bis an mehreren Stellen schwere Rauchsäulen zum Himmel stiegen. Bald darauf ritt eine Abteilung Kosaken mit ihren fast 3 Meter langen Lanzen gegen die Altstadt, eine andere gegen unser Lager, um die Aufständischen in die Berge zurückzutreiben. Bemerkenswert war, daß die Sarten trotz des heftigen Gewehrfeuers nirgends Tote oder Verwundete zurückließen: der nächste Kamerad nahm sie auf seinem Pferde mit. Erst nachmittag kamen die Kosaken von der Altstadt zurück, jeder von ihnen hatte sein Pferd reich mit Beute beladen. Grotesk wirkte dabei einer von ihnen, der quer über sein Pferd mühsam ein rotes Plüschsofa herbeischleppte. Die Altstadt — so hieß es — soll ganz ausgestorben sein; die wenigen alten Leute, welche die Kosaken antrafen, wurden kurzerhand niedergemacht.

Die Russen hatten durch ihr Aufgebot von Truppen an allen Ecken und Enden und durch das Donnern ihrer Kanonen bei den Einheimischen Eindruck gemacht. Bis weit in den Bergen drin war zu hören, daß hier das große russische Reich Geschütze aufgestellt habe. Alle Dörfer der Umgebung, soweit man abends sehen konnte, waren in Brand gesteckt. Vergeblich war der Versuch der Einheimischen gewesen, das russische Joch, das sie nun zähneknirschend durch Jahrzehnte hatten erdulden müssen, einmal abzuschütteln; als wehrlose Parias, nur bewaffnet mit fast mittelalterlichem Kriegszeug, mußten sie vor einer Handvoll Russen, die Feuergewehre hatten, Reißaus nehmen.

Auch heute trat gegen Abend wieder Ruhe ein und wir konnten in unser Lager zurück, mußten aber auch diesmal im Finstern bleiben, da für die Nacht neue Angriffe erwartet wurden. Wie wir erfuhren, war die Lage für die Russen auch in Samarkand überaus gefährlich; nur der persönlichen Einwirkung des Kirgisen-

Digitized by Google

generals, der sich auch bei den Einheimischen großer Beliebtheit erfreute, gelang es, ein weiteres Blutvergießen zu verhindern, nachdem dort schon der Obermullah und alle Beamten, als sie die Aushebung einleiten wollten, ermordet worden waren.

Im schärfsten Widerspruch mit den Ereignissen, die wir in diesen Tagen miterlebt hatten, standen die letzten Zeitungsnachrichten, die nicht nur die Aufstandsbewegung vollkommen totschwiegen, sondern in langen Artikeln über die begeisterte Aufnahme der Aushebungsverordnung durch die Einheimischen in Turkestan schrieben. Aus einer Reihe von großen Städten Turkestans war fast gleichlautend zu lesen, daß die Stadtkommandanten vor den Ältesten der Einheimischendörfer den kaiserlichen Ukas verlasen, nach welchem nunmehr auch die Sarten, wenn auch nicht mit der Waffe, so doch mit ihrer Hände Kraft und Arbeit dazu beitragen sollen, die russischen Waffen zu vollem Siege zu führen. „Dann" — hieß es in den Berichten weiter — „erbrausten nicht endenwollende Hochrufe auf den Zaren und rasch enteilten die Ältesten in ihre Dörfer, um dem kaiserlichen Befehle nachzukommen." ——

— In Dschisak haben wir es gesehen, wie es in Wahrheit um diese Begeisterung bestellt war!

30. Juli 1916. Ruhiger Tag bei mörderischer Hitze (58° C). Die russischen Soldaten vertreiben sich die Zeit damit, auf die umherirrenden Kälber, Esel und Hunde zu schießen. Nachmittags wurde neuerlich durch ungefähr eine Stunde mit Kanonen in die Altstadt geschossen, um die neue Moschee zu zerstören. Aus Petersburg soll der folgende Befehl zur Unterdrückung des Aufstandes eingelaufen sein: „Auf einem Umkreis von 15 Werst ist die gesamte aufständische Bevölkerung niederzumachen." Drei der Hauptanführer der Aufstandsbewegung sollen sich schon der russischen Behörde gestellt haben, ebenso ist das hiesige Gefängnis mit einheimischen Aufständischen gefüllt, deren Hinrichtung für die nächsten Tage zu erwarten sei. Russische Patrouillen zogen den ganzen Tag plündernd, sengend und mordend durch die Umgebung. —

31. Juli 1916. Die Stadt gleicht einem Kriegslager. In der Festung, auf der Straße, auf dem Kirchenplatz, überall kampieren Truppen. Das sogenannte Strafbataillon ist eingetroffen. Auch im benachbarten Park lagern Truppen. Bis herüber zu uns hört man ihre Signale und abends ihre Gesänge. Plünderung ist jetzt

Digitized by Google

die Parole; auch unsere Wachen sprechen von nichts anderem und bieten uns bereits eine Menge zum Verkauf an: Teppiche, Silberschmuck, Seidentücher, schöne Stickereien aus den Moscheen und anderes mehr. Wäre nicht der Gedanke so häßlich gewesen, daß an all den schönen Dingen so viel Blut klebt, man hätte um ein paar Silberrubel die kostbarsten einheimischen Arbeiten erwerben können. Immer neue Sachen wurden herbeigeschleppt, und bald hatten die Soldaten ihre Taschen reichlich mit Geld für Dinge gefüllt, die sie vielleicht mit einem einzigen Bajonettstich gekauft hatten. Patrouillen kamen zurück, deren Pferde turmhoch mit Seidendecken, kostbaren Metallkrügen und Hausrat beladen waren. Gegen Abend erschien wieder der rote Schein über der Stätte, wo ehemals die Altstadt gelegen war, und die ganze Luft war erfüllt von leichtem Brandgeruch.

1. August 1916. Gruppen von gefangenen Einheimischen, größtenteils Frauen und Kinder, die heimlich auf die Felder gegangen waren, um die Bewässerung zu versuchen, werden von Patrouillen hereingetrieben. Die Einheimischen nehmen an den Russen, deren sie habhaft werden, grausamste Rache. Die in den Bergen liegenden verstreuten Ansiedlungen von Russen werden von den Sarten überfallen, die Männer niedergemacht, die Weiber in die Berge verschleppt. Der Pole L., der uns sein Pferd zum Reiten geliehen hatte, wurde mit einer Kosakenpatrouille in den Bergen in einen Hinterhalt gelockt und alle blieben am Platze. Kein Mann kam zurück. In einem russischen Anwesen fand man einen jungen Burschen als Leiche furchtbar verstümmelt, die Einheimischen hatten ihm die Haut in Streifen vom Leib gerissen. Der hiesige Förster und seine Kinder wurden niedergemacht, seine Frau in die Berge mitgenommen.

Es tauchen schon Gerüchte auf, daß in der nächsten Zeit noch größere Putschversuche geplant sind, an denen bei 70.000 Bewaffnete teilnehmen sollen, die sich in dem Gebiete zwischen Dschisak und Samarkand zu sammeln beginnen. Unseres Bleibens wird hier wohl nicht mehr lange sein, unsere schönen Anlagen werden von den russischen Soldaten zerstört, sie plündern schamlos unsere Melonengärten und auch unsere schönen Bäder haben wir nicht mehr für uns allein.

2. August 1916. Alt-Dschisak ist ein Trümmerhaufen, alles Erreichbare ist niedergebrannt, überall liegen Leichen und verendete Pferde, die jetzt von eigenen Abteilungen unserer kriegs-

Digitized by Google

gefangenen Soldaten begraben werden müssen. Diese haben dabei den Auftrag, alle Toten sofort an Ort und Stelle zu begraben, so daß Pferde- und Menschenleichen in einer Grube verscharrt werden. Wo deren zu viele sind, werden sie zu einem Haufen getürmt und angezündet. Bei der herrschenden glühenden Hitze soll die Luft vom Leichen- und Aasgeruch ganz verpestet sein. Leider muß festgestellt werden, daß hiebei auch furchtbare Greuel vorkommen; Halbtote, die röchelnd zwischen den Leichen liegen, werden von den Russen mit einigen Kolbenhieben so weit gebracht, daß sie gleich mitbegraben werden können. Unsere Soldaten bekommen für ihr furchtbares Handwerk vom Natschalnik reichliches Essen, ja sie können sich sogar auch aus den in die Festung geschafften Plünderungswaren mit allem Notwendigen versehen, so mit Decken, Tee, Tabak, getrocknetem Obst und anderem mehr.

4. August 1916. Gestern war wieder heftiger Kanonendonner zu hören. Bei Saamin, 20 Werst östlich von Dschisak, war eine regelrechte Schlacht gewesen. Heute fielen nur vereinzelte Schüsse. Immer kommen noch russische Verstärkungen an, man erwartet auch die Ankunft des kommandierenden Generals. Alle nach Dschisak führenden Straßen sind durch verdeckt aufgestellte Maschinengewehre gesperrt, 4 Geschütze und 1000 bis 2000 Mann stehen zur Verfügung. Auch die zwei in Taschkent befindlichen Aeroplane sollen hergebracht werden, die bei den vollkommen kahlen Gebirgen sicher hervorragende Aufklärungsdienste leisten können. Die Auflassung unseres Lagers wird immer wahrscheinlicher.

11. August 1916. In der Turkestaner Zeitung steht eine lange Biographie des ermordeten Stadtkommandanten und des Polizeichefs, die lediglich mit der Bemerkung eingeleitet ist: „Am 13. Juli starben in Dschisak eines qualvollen Märtyrertodes im Dienste für den Zaren Oberst Rukin und Polizeipristav Likotlow."

Der heutige Tag brachte uns als recht unliebsame Überraschung eine strenge Untersuchung, die unter Aufgebot von fast 100 Mann erfolgte. Der Natschalnik erschien mit seinem Adjutanten und ließ sofort alle Fenster und Türen besetzen. Wir hatten gerade noch Zeit, über unsere Schwimmhosen in eine Uniform zu schlüpfen und in wenigen Sekunden alles Wichtige verschwinden zu machen. Dann mußten wir die Zimmer verlassen und auf dem Gange Aufstellung nehmen, während in den Zimmern das Oberste zuunterst

Digitized by Google

gekehrt wurde. Die Bewachung war außerordentlich scharf, doch auch dies ging an uns vorüber, und da irgendein Beweis für unsere Mitwisserschaft mit den Aufständischen nirgends zu finden war, verlief diese wieder so sehr auf die Nerven gehende Durchsuchung unserer Habe ohne Folgen.

Der Kuriosität halber erwähne ich, daß die russischen Soldaten für die vielen Tiere, die sie bei ihren Plünderungszügen zusammengetrieben haben, nunmehr auch Hirten brauchen, um sie auf die Weide zu führen; zu diesem Zweck werden österreichische Unteroffiziere angestellt, da die sartischen Hirten natürlich nicht mehr zurückgekehrt sind. Unsere Chargen in der unteren Kaserne haben nunmehr einen neuen Dienst als „Halter" (Viehhüter).

Während in Innerrußland laut Gesetz fleischlose Tage eingeführt werden müssen, gibt es hier Fleisch in Unmenge. Die Verschärfungen in unserem Lager sind wieder aufgehoben worden, ja wir dürfen doch wenigstens im inneren Hof im Freien schlafen, die Nächte in den Zimmern bei 28 bis 38° sind doch zu arg.

14. August 1916. Die Niederschlagung des Aufstandes im Dschisaker Bezirk macht den Russen doch weit mehr Schwierigkeiten, als sie erwartet hatten. Ihre anfängliche blinde Zerstörungswut scheint sich bitter zu rächen. Die Unternehmungen von Patrouillen in die Gebirgsdörfer enden fast immer damit, daß niemand mehr zurückkommt. Die ursprünglich für heute angesetzte Einberufung der Sarten mußte vorläufig auf unbestimmte Zeit verschoben werden.

Überall treiben sich Esel herum, die in den Sartendörfern zurückgeblieben waren und nun planlos in der Landschaft umherirren. In der unteren Kaserne sollen anfangs so viele zusammengelaufen sein, daß sie, obwohl nützliche und äußerst genügsame Haustiere, zu Dutzenden erschlagen wurden, weil ihr nächtliches Geschrei unerträglich war.

Heute habe ich mir selbst bei unserem Bad in der Steppe einen Esel eingefangen, indem ich ihm unversehens mein Badehandtuch um den Hals warf; wir verwenden ihn jetzt als Tragtier für die Küche; dabei kommt das arme Tier wenigstens zu ordentlicher Fütterung. Die Rechtsbegriffe sind hier wirklich verwirrt! Wo sich ein herrenloses Schaf zeigt, da ist gleich die gesamte Wachmannschaft dahinter, fängt es ein, um sich daraus einen trefflichen Braten zu machen. Zum Feuermachen wird der nächstbeste Baum gefällt, Wolle oder Fell, hier gänzlich unverwertbar, werden einfach weggeworfen. Die Umgebung ist wie ausgestorben und nachts

Digitized by Google

kommen Schakale bis nahe an unsere Hofmauer und beginnen ihr schauerliches Konzert mit den langgezogenen wehklagenden Rufen.

*

Nachwort.

Wie wir später erfuhren, war in der Tat Dschisak der Hauptherd der Aufstandsbewegung gewesen. Die Russen hatten nach und nach wegen der im ganzen Lande ausgebrochenen Revolten nicht weniger als 100.000 Mann Truppen in Turkestan konzentrieren müssen. Auch in Namangan waren große Unruhen gewesen; dort war es sogar den Aufständischen gelungen, sich in den Besitz zweier russischer Maschinengewehre zu setzen, doch hatte sie niemand bedienen können.

Die Altstadt von Dschisak ist später einem neuerlichen Brandgranatenfeuer unterworfen worden, nach welchem alles, was überhaupt noch zu plündern war, in die Neustadt geschafft wurde. Die Altstadt wurde dann dem Erdboden gleichgemacht. Von den ungezählten, unter Anschuldigung der Verschwörung ins Gefängnis gesetzten Sarten wurden 82 gehenkt, eine fast 1000 Mann starke Gruppe von Aufrührern wurde in einem Gebirgskessel mit Artillerie- und Maschingewehrfeuer bis auf den letzten Mann niedergemacht. Russische Kulturarbeit! Der Turkestaner Kurier brachte einige Wochen später eine Verlautbarung des Generalgubernators von Turkestan etwa folgenden Inhaltes:

„Die einheimische Bevölkerung hätte, dem Wunsche des Zaren folgend, mit Freude die Gelegenheit ergreifen sollen, durch Eintritt in die auszuhebende Arbeitsmannschaft ihren Anteil an dem großen Siege der russischen Truppen zu nehmen. Leider kam es an einigen Örtlichkeiten vor, daß die einheimische Bevölkerung sich mit Waffengewalt widersetzte, ja daß sogar wehrlose kaiserliche Beamte ermordet wurden. Jetzt aber sind alle Aufstände niedergeschlagen; und wo russisches Blut geflossen ist, wurden die Ortschaften dem Erdboden gleichgemacht und als russisches Staatseigentum eingezogen."

Eine weitere Verfügung bestimmte, daß die Aushebungen mit Ende September neu aufzunehmen seien.

Digitized by Google

Von Dschisak nach Skobelew

18. August 1916. Unter den gegenwärtigen Verhältnissen war wohl nicht daran zu denken, den heutigen Geburtstag unseres Kaisers Franz Josef festlich zu begehen. Neben dem üblichen besseren Mittagessen begnügten wir uns damit, für unsere Mannschaft eine Geldsammlung einzuleiten, damit jeder Soldat zumindest einen halben Rubel Aufbesserung für diesen Festtag erhalte. Der Erfolg der Sammlung zeigte leider, daß gerade die Berufsoffiziere für diesen Zweck sehr wenig übrig hatten. Als ich unserem Ältesten auf seine Frage davon Bericht geben mußte, war er selbst entsetzt, zu hören, daß sich ungefähr die Hälfte der Aktiven von der Sammlung ausgeschlossen hatte. Ich konnte aber hinzufügen, daß wir „Reserveleute" den fehlenden Betrag auf die notwendige Summe aufgebracht hätten. Wels feierte Kaisers Geburtstag auf seine Weise, indem er trotz der glühenden Hitze von 57° seit früh mit Stiefel und Sporen, in Winterhose und Tuchbluse, die schwarze Kappe auf dem Kopf, herumging, vergeblich hoffend, daß sein Beispiel zumindest bei seinen aktiven Kameraden Nachahmung fände.

Uns allen aber brachte der Tag eine ganz unerwartete Neuigkeit: den Abmarschbefehl für morgen früh! Unser Lager kommt nach Skobelew*, der Hauptstadt der Provinz Ferghana. Wenn wir auch überzeugt sind, daß wir es in unserer neuen Garnison kaum besser haben werden als hier, so haben die Ereignisse der letzten Wochen uns Dschisak so gründlich verleidet, daß wir leichten Herzens von hier abziehen.

Fast mit dem Schlag 12 Uhr Mittag kam der Bote des Natschalnik, der uns die frohe Botschaft von der morgigen Abfahrt übermittelte. Wir können erfreulicherweise sogar alle die getreuen Leute von unserer Mannschaft mitnehmen, die nun schon seit Jahr und Tag bei uns verblieben sind.

Die Nachricht unserer Versetzung löste allgemeine Befriedigung aus; fieberhaft wurden die armseligen Habseligkeiten, die unsere „Einrichtung" darstellen, verpackt.

Für Nachmittag war die Freilassung meiner Tiere angesetzt, die aber ein vollständiges Fiasko wurde. Die guten, lieben Raubvögel waren ihre lange Gefangenschaft so sehr gewöhnt, daß sie nicht einmal wußten, was sie mit ihrer neuen Freiheit beginnen

* Heute Ferghana.

Digitized by Google

sollten. Als ersten ließ ich den prächtigen Kartschigai los; er war aber so flügelschwach, daß er nur einige Schritte weit flog und sich dann gleich niederließ. Unsere Hunde jagten ihn etwas weiter in die Steppe, er ließ sich ruhig wieder einfangen und Fritz Singer setzte ihn auf einen der Bäume beim Arik, von wo er erst viel später abflog. Am schwersten trennten wir uns von „Napoleon", zu dessen feierlicher Freilassung das halbe Lager sich eingefunden hatte. Napoleon war der einzige Vogel gewesen, an dem wir wirklich hingen und der in mir seinen Herrn kannte, hatte ich ihn doch durch mehr als ein ganzes Jahr fast täglich gefüttert und gewartet. Ich fürchtete ja auch, daß er nur allzubald die billige Jagdbeute eines der russischen Soldaten werden oder daß ihn ein Sarte auf seiner Suche nach Nahrung erschlagen würde. Wir fingen Napoleon herunter, und bevor wir ihn zum Abflugplatz brachten, küßte ich zum Abschied seinen schönen Kopf mit den klugen edlen Augen; dann wurde der Mantel zurückgezogen und Napoleon war frei! Ein paar mächtige Flügelschläge und er war auf meiner Kibitka, an der er schon öfters Gefallen gefunden hatte. Aber an ein Wegfliegen dachte er nicht! Wir brachten ihm Wasser hin, er hüpfte auf den Beeten in der Höhe der Mauern herum, und als er sich zu stark beobachtet fühlte, eilte er plötzlich, zuerst schwer humpelnd und dann mit einigen Flügelschlägen zu seinem Baum zurück auf seinen seit einem Jahre gewohnten Platz mit dem weiten Ausblick in die unendliche Steppe! Ob wir wohl auch einmal mit unserer Freiheit, wenn wir sie je wieder erlangen, nichts werden anzufangen wissen? —

Der einzige, der außer den Bussarden sich nach kurzer Zeit selbst seinen Weg in die Freiheit nahm, war ein kleiner Sperber; nach kurzem Auslug durch das offene Gitter seines Käfigs zog er siegesgewiß in den Himmel hinaus.

*

19. August 1916. Wie ich es nicht anders erwartet hatte, fand ich morgens den guten Napoleon, obwohl er ganz frei war, friedlich auf seinem Baum; er wartete auf die gewohnte Fütterung. Sozusagen als Henkersmahlzeit bekam er heute das letzte lebende Tier, das wir besaßen.

Am letzten Tag in Dschisak genossen wir noch in den Arbeitspausen des Packens unser schönes Schwimmbad. Als endlich gegen Abend das Verstauen des Gepäcks auf den Arben beendet war,

Digitized by Google

machte ich noch einen letzten Gang zu Napoleon, und siehe da! — er war fort! Die Kameraden hatten ihn langsam bis aus dem Bereich unseres Rayons zur Hügelreihe getrieben, von wo er dann abflog. Ich war ganz glücklich, dies zu wissen.

Um halb acht Uhr hatten wir anzutreten. Als die übliche Abzählung vorüber war, die diesmal wirklich stimmte, marschierten wir zum Bahnhof ab, an der Spitze unseres Zuges unser Ältester, der als moderner Diogenes eine Laterne in der Hand trug. Nun heißt es eben, wieder ein neues Leben in unbekanntem Land anfangen! Was es uns bringen wird, weiß der liebe Himmel! Als Kriegsgefangener ist man ja nur ein Koffer, der beliebig verschickt werden kann, und wenn es heißt, „zusammenpacken und gehen", so gibt es keine Widerrede!

Unser Transportzug setzte sich um 10 Uhr abends in Bewegung und immer mehr verschwanden die uns bekannten Berge von Dschisaks Umgebung. Soweit man in der Dunkelheit sehen konnte, waren alle Bahngebäude längs der Strecke, fast bis Tschernjajewo, zerstört und ausgebrannt, notdürftige Ersatzbauten waren errichtet.

20. August 1916. Dank unserer Übung hatten wir uns in den primitiven Waggons doch für die Nacht halbwegs Lagerstätten geschaffen und so war sie leidlich vergangen. Die Gegend bot uns nichts Neues, die Fahrt hatten wir ja schon zweimal gemacht. Interessant war nur der Teil der Strecke nächst dem Syr-Daria und das große Barchanengebiet mit den Wanderdünen. Um die Eisenbahnstrecke vor weiterem Wandern der Dünen zu schützen, sind in schief aufsteigenden Diagonalen Flechtwerke aufgeführt; die schon befestigten Barchanen sind mit eigenartig durchsichtigen Sträuchern, ähnlich den Tamarisken bewachsen, welche trüb und müde aussehende dünne Zweige haben.

Bei einbrechender Dunkelheit kamen wir nach Gortschakow, dem Bahnhof für die Altstadt Marghellan; hier zweigt die Linie nach Andischan ab, ein kurzer Flügel führt nach Skobelew, dem südlichsten Punkt der Eisenbahn in Russisch-Zentralasien. Für die Übersiedlung in unsere Kasernen war es schon zu spät, unser Zug wurde auf ein Seitengeleise verschoben und uns freigestellt, in den Wagen oder außerhalb derselben im Freien zu nächtigen. So abenteuerlich diese Zumutung einem Fernestehenden vorkommen mag, uns Dschisakern war sie hochwillkommen, und die meisten von uns, die wir ja schon längst die Vorzüge des Schlafens im Freien kennengelernt hatten, entrollten ihre nach Sartenart hergestellten

Digitized by Google

Wattendecken und richteten sich rasch ihr Nachtlager im Freien zurecht. Die Nacht war auch hier unter dem schönen Sternenhimmel wundervoll, nur bitter kalt.

In Skobelew

21. August 1916. Wie sich am Morgen zeigte, hatte sich mein Nachtlager auf einer Wiese innerhalb der Viehstände des hiesigen Schlachthauses befunden. Bald ging unser Zug, voran die Arben mit unserem Gerümpel, durch die neuen Anlagen von Skobelew, einem schön angelegten Kasernenviertel bis zu jener Gebäudegruppe, die uns von jetzt ab beherbergen sollte. Hier begann die Reihe der Enttäuschungen: in einem Riesenviereck von Lehmmauern liegen an sonnendurchglühten staubigen Exerzierhöfen ebenerdige Kasernenbauten, hier „Pavillons" genannt, alle furchtbar schmutzig und wie ausgeraubt aussehend.

Im Innern sind sie wohl frisch getüncht, doch ist überall ein unerfreulicher Desinfektionsgeruch zu bemerken, für den wir bald die Erklärung erhielten. Vor uns waren hier russische Flüchtlinge aus Polen untergebracht gewesen, unter denen der Bauch- und Flecktyphus erschreckend gewütet hatte; er soll, wie die Arbeitsmannschaft des anderen Kriegsgefangenenlagers — in der Nähe der hiesigen Festung (Krepost) ist ein Mannschaftslager mit fast 3000 Mann — berichtete, nunmehr erloschen sein, doch wurden seither die Baracken nicht mehr belegt.

Gründliches Reinemachen und Ausbrennen der Eisenbetten, die von „Mitbewohnern" nur so wimmelten, war die erste Tagesbeschäftigung. Wir hatten für unsere Dschisaker Gruppe den Pavillon I, der zunächst dem Brunnen lag, bezogen; zu unserer Freude gab es neben den Zimmern (für je 16 von uns) einen eigenen Eßraum. Zu zweit haben wir kleine Tischchen und jeder seinen Holzhocker.

Bis Abend war alles blitzblank gescheuert und die Verpflegung mit unseren tüchtigen Leuten wieder in Betrieb. Was für ein armseliger Ersatz war aber das „Baden" mit dem Wassereimer gegen unser schönes Schwimmbad in Dschisak!

*

Skobelew, Hauptstadt des Kreises Ferghana, das ich bald bei den Einkäufen kennenlernte, ist eine schöne Gartenstadt. Auch

Digitized by Google

hier ist der Stadtplan seinerzeit nach der Eroberung Turkestans durch den russischen General Kaufmann von französischen Architekten großzügig angelegt worden. Tiefschattige Alleen mit zwei und vier Baumreihen durchziehen heute die Stadt und es gibt fast keine Straße ohne Bäume. Ein großer, gut gehaltener Stadtpark nächst der russischen Kirche bietet auch bei der größten Hitze angenehme Kühle, gute Restaurants und Teehäuser sowie zwei kleine Hotels sind vorhanden; auch an Spitälern fehlt es nicht. Für die Erziehung der russischen Jugend dienen niedere Schulen, ferner ein Knaben- und ein Mädchengymnasium, für jene der Einheimischen besteht auch eine russisch-einheimische Schule. Im ganzen erinnert Skobelew stark an den neuen Teil von Samarkand.

Der kleine einheimische Basar, der von den Leuten aus der Umgebung und von Alt-Marghellan beschickt wird, fiel mir vor allem durch seinen übergroßen Reichtum an herrlichem Obst auf. Hier gibt es die prächtigsten Melonen, Pfirsiche, Aprikosen und Weintrauben, ein wunderbarer Duft erfüllt die ganze Luft am Obstbasar. Auch Gemüse jeder Art ist vorhanden, darunter vieles uns gänzlich unbekanntes. Eigenartig ist der Hühner- und Eiermarkt, der aus Hunderten von überdeckten Hühnerställen besteht, hinter denen die Händler die Eier im rückwärtigen Teil des Ladens anbieten. Nur am Mehl- und Reismarkt ist stärker hervortretendes orientalisches Getriebe; zu meiner Überraschung traf ich dort einen jungen Sarten, der von unserer Mannschaft schon ganz gut deutsch gelernt hatte. Andere Sarten wieder staunten maßlos über meine bescheidenen sartischen Kenntnisse.

Am oberen Ende des Gemüsemarktes liegen die schönen Teehäuser, deren Besuch uns leider verwehrt ist. In den Tschai-Chanas sieht man viele hübsche Teppiche; auch hier macht sich in der Musterung die Nähe der chinesischen Grenze (kaum 100 Kilometer) bemerkbar.

Am Platz gegenüber steht eine sehr hübsche Moschee neueren Datums, gefällig in ihren Verhältnissen und mit reich ausgestattetem, säulengeschmücktem Aiwan.

Wir dürfen auch hier — in kleinen Gruppen und unter militärischer Bedeckung — das russische Dampfbad besuchen. Es ist schöner und größer als das in Namangan, viel reinlicher gehalten und hat schöne Ruheräume. Die übliche „Damenbedienung" fehlt auch hier nicht; der Badediener besorgt alles auf Wunsch: Russinnen, Sartinnen, Perserinnen, Tscherkessinen, blonde, schwarze,

Digitized by Google

schlanke, starke, man hat nur anzuschaffen und zu warten. Unmittelbar gegenüber dem Bade, durch ein kleines Pförtchen in der Lehmmauer von der Straße aus erreichbar, befindet sich eine „*tschaljab-chana*", ein sartisches Freudenhaus. Ein männlicher Wächter sorgt beim Eingang dafür, daß die Dienerinnen der Liebe nicht allzu lärmend Jagd auf die Vorübergehenden machen. Die Prostituierten tragen alle lange weißwallende Gewänder, gehen unverschleiert und haben in der landesüblichen Art ihr blauschwarzes Haar in viele Zöpfchen geflochten, die in Silberquasten enden. —

Das weitaus Schönste in unserer neuen Station ist aber das Gebirgspanorama, das man gleich außerhalb der Stadt vom Rand der Oase aus (auch von unserem Lager) genießt. Aus der Steppe steigen die mächtigen Berge auf, Kette an Kette, 3000, 4000, ja 5000 Meter hoch und mehr, die letzten von ihnen, die Alaisker Berge, hinter denen der Pik Kaufmann, Rußlands höchster Berg, mit seiner überwältigenden Höhe von über 7000 Metern liegt, sind mit ewigem Eis und Schnee bedeckt. —

*

Unser hiesiger russischer Kommandant Apollinarjew, der sich übrigens selten blicken läßt und alle Arbeit den Unteroffizieren überläßt, ist eine ganz groteske Erscheinung; ein kleiner bärbeißiger Mann, auf einem Auge blind, schwerhörig, ruppig und bucklig, und stets von einer Wolke Alkoholdunst umgeben. Er sieht zum Verwechseln dem Hauptmann von Köpenick ähnlich. Wir wurden hier sozusagen numeriert; jeder Kriegsgefangene erhielt eine Kontrollnummer, die meinige ist 5308. Auch die strengen Visitierungen sind hier üblich, aber wir Dschisaker sind schon zu gewiegt im Verstecken der Sachen, als daß uns dabei etwas Wertvolles abgenommen werden könnte.

*

Kleinere Zwischenfälle gaben auch hier wieder Anlaß zur Verhängung von Arreststrafen und des Ausgangsentzuges für das ganze Lager. Ich griff aber, um doch wieder auf die Basare zu kommen, zur List und begleitete, als Küchenordonnanz verkleidet, bewaffnet mit einem Einkaufskorb, unseren Menageoffizier Wolf auf den Markt. Bei den Teppichhändlern studierten wir die schönen

Digitized by Google

Kaschgarer und Afghanteppiche, die man hier zu sehen bekommt. Ich muß meine Rolle recht gut gespielt haben, denn der Begleitsoldat wollte mir am Basar einen Tee zahlen.

*

13. September 1916. Vor 14 Tagen war nachts ein Transport von weiteren 200 Kameraden aus Taschkent zugewachsen, 28 Kameraden kamen aus Solotaja-Orda, und heute ist die schon seit acht Tagen erwartete Gruppe aus Kasalinsk eingetroffen. Wieder die lange Reihe der Arben, beladen mit dem ebenso bescheidenen als trostlosen Gerümpel der Kriegsgefangenen — hier ist ja jede Kiste, jedes kleine Holzregal ein Besitz —, auf jedem Wagen ein zerlumpter Soldat als Wache. Dann kamen zwischen zwei Reihen Bajonetten über 100 Kameraden, verschmutzt und verstaubt vom wütenden Sandsturm, der alles in eine undurchdringliche Staubwolke hüllte. Unter den Neuangekommenen waren alte ergraute Offiziere und Militärbeamte mit weißen Bärten, alle aus Przemysl, ein wahrhaft niederdrückender Anblick! Auch sie blieben in ihrer Gruppe geschlossen und bezogen, ebenso wie die Taschkenter, einen der leeren „Pavillons".

*

20. September 1916. Immer mehr fühlen wir, was uns alles Dschisak an Abwechslung geboten hatte. Das Auf- und Abgehen hier in der brüllenden Hitze auf den baumlosen Kasernenhöfen — wir haben hier keinen Rayon — ist wahrlich keine erfrischende Bewegung. Die Zeit schleicht nur langsam dahin, auch kann man nicht immer nur über den Büchern sitzen und Sprachen lernen. Palffy hält seit neuestem einen täglich zweistündigen Türkisch-Kurs, an dem ich mit Begeisterung teilnehme.

Mit unserer Gage hatte es diesmal eine Zeitlang böse ausgesehen. Unser russischer Köpenick ist nicht nur ein großer Freund des Alkohols, sondern auch des Kartenspiels. Dabei ist nun, wie man hört, der größere Teil unserer Gage „verlorengegangen", doch gelang es ihm, vor der für gestern angekündigten Inspizierung durch den neuen Generalgouverneur, General Kuropatkin, die Sache in Ordnung zu bringen. Der General war zwar gestern in Skobelew, hat aber unser Lager nicht besucht.

*

Digitized by Google

25. September 1916. Mein kleinerer Junge hat aus meinen Karten erfahren, daß ich in Samarkand gewesen bin; heute bittet er mich, ihm sicher einen Zauberstab von dort mitzubringen!

*

13. Oktober 1916. Ein wahrhaftiger Festtag! Zum erstenmal in unserer nun bald zwei Jahre währenden Kriegsgefangenschaft konnten wir von Angesicht zu Angesicht ein Wesen aus unserer Heimat sehen, mit jemand sprechen, der uns Grüße aus der Heimat überbrachte. Heute nachmittag war die angekündigte Rote-Kreuz-Kommission mit Schwester Gräfin Horn gekommen. Was war das für eine Freude! Es war, als ginge ein guter Engel durch unsere Zimmer, der erschienen war, um uns hier zu trösten, wenn auch sicher andere Lager viel mehr des Trostes bedurften als das unsrige. Schwester Horn hatte für jeden Gefangenen ein liebes Wort und nahm mit wahrhaft rührender Geduld alle die kleinen Bitten und Wünsche entgegen, die ihr vorgetragen wurden. In ihrer Begleitung waren ausländische Offiziere und der berüchtigte Hofrat aus Taschkent, gefürchtet als derjenige, der ihm mißliebige Gefangene in Strafgarnisonen verschickt.

Es war auch interessant, zu beobachten, mit welchen Argusaugen die russischen Mitglieder der Kommission darauf sahen, daß niemand von uns allein mit der Schwester spreche oder ihr heimlich Mitteilungen zustecke.

Schwester Horn brachte auch einen neuen Erlaß unseres Kriegsministeriums, in dem wir gewarnt wurden, Fluchtversuche zu unternehmen, da höchstens einer von hundert gelänge und damit dem Staate viel weniger gedient sei, als wenn alle hundert seinerzeit wohlbehalten der Heimat wieder zur Verfügung stünden. Auch sei in Österreich bekannt, wie sehr Fluchtversuche die Lage der Zurückbleibenden verschlechtern.

Im Speiseraum konnten dann vor der Kommission allgemeine Fragen oder Wünsche erörtert werden. Das undankbare und gewagte Amt des Beschwerdeführers übernahm für uns Ziernfeld, der mit bewundernswerter Tatkraft für unsere berechtigten Wünsche und für die unserer Mannschaft eintrat, was ihm leicht eine strafweise Versetzung hätte eintragen können.

Abends boten wir unserem Gast ein kleines Konzert unseres Chors und des ungarischen Streichquartetts, dem auch die ganze Kommission und viele russische Offiziere mit ihren Damen bei-

Digitized by Google

wohnten. Wir hatten mit unseren Schätzen an Teppichen den Raum recht freundlich hergerichtet, und zu unserer Freude fanden die Darbietungen, besonders die des ausgezeichneten Streichquartetts, ungeteilten Beifall. Schwester Horn erklärte wiederholt, daß sie auf ihrer Reise durch die vielen Lager noch nie so gute Musik gehört hätte. Nur mit den Mahlzeiten aus den beiden Küchen, zu denen unsere seit gestern eröffnete eigene Bäckerei prächtiges Wiener Weißgebäck lieferte, hatten wir es in unserer Freude zu gut gemeint; Schwester Horn meinte überrascht, daß man jetzt bei uns zu Hause wohl lange nicht so gut leben könne.

Von unserer Mannschaft erhielt jeder Mann 1 Rubel, das Marodenhaus 500 Rubel und die Lager Medikamente im Werte von über 1000 Rubel.

*

23. Oktober 1916. Aus Taschkent war schon vor ein paar Tagen der Befehl gekommen, daß achtzehn von unseren Kameraden aus der Gruppe der Taschkenter wegen „Inzidenzien" während ihres dortigen Aufenthalts strafweise nach Guldscha * versetzt werden. Unter diesen war auch Riemer, ein ausgezeichneter Geiger, der mit seinen engeren ungarischen Kameraden eine Zigeunermusik zusammengestellt und hier schon wiederholt schöne Konzertabende gegeben hatte. Er ist auch der Primgeiger des Streichquartetts.

Das gestrige Abschiedskonzert hatte nun stürmischen Erfolg und brachte Riemer herzliche Ovationen. Der Clou desselben wurde aber erst heute bekannt: Als das Konzert zu Ende war, verabschiedete sich Riemer nicht nur von unserem Kommandanten, sondern auch von den zahlreichen russischen Damen, darunter den Frauen des Generals, des Obersten, des Adjutanten und des russischen Fähnrichs, da er ja am nächsten Tage nach Guldscha abgehen sollte. Alle Damen waren so verblüfft, zu hören, daß gerade Riemer nach Guldscha abgehen müsse, daß sie sich sofort vereinigten, um sich bei den maßgebenden Herren für die Aufhebung des Befehles zu verwenden. Die Frau des Adjutanten verpflichtete sich, selbst morgen beim General vorzusprechen und ein Gesuch Riemers zu befürworten.

Und was noch gestern ganz unmöglich erschien, war heute zur Tatsache geworden: Riemer hat sich mit seinem herrlichen Spiele herausgegeigt, und als morgens die siebzehn anderen Opfer

* An der chinesischen Grenze.

Digitized by Google

auf hochbepackten Arben gegen die chinesische Grenze aufbrachen, war der geänderte Befehl schon eingelangt, und nun spielte Riemer an der Spitze seiner Zigeunerkapelle den Wegziehenden ein Abschiedslied!

*

1. November 1916. Wir hatten eine Reihe prächtiger Herbsttage gehabt, es war zwar immer am Morgen bitterkalt, dafür aber gab es mittags warme Sonne, der man förmlich nachlief.

Gestern abends begann es — für hier eine Sensation — zu regnen, seit dem 19. Mai der erste Regen, den wir erlebten! Er hielt die ganze Nacht an, auch morgens schüttete es heute noch ganz tüchtig, bald mengten sich Schneeflocken hinein und kurze Zeit darauf hatten wir ein richtiges Schneegestöber. Der Schnee ließ unsere öden weitläufigen Kasernenhöfe noch trauriger erscheinen. Die warmen Sachen, die von zu Hause eben zur Zeit der größten Dschisaker Sommerhitze angekommen waren, leisten mir jetzt hier vorzügliche Dienste.

2. November 1916. Regen und Schnee haben wunderbarem Winterwetter mit 6^0 Kälte Platz gemacht.

Nachmittag war auf dem hiesigen Friedhof der Kriegsgefangenen eine recht würdige Allerseelenfeier, an der über dreihundert von unserem Lager teilnahmen. Er liegt neben jenem der russischen Flüchtlinge in der Steppe, gleich außerhalb der Oase Skobelew, ein großer viereckiger, mit Stacheldraht abgezäunter Platz, auf dem schon mehr als zweitausend österreichische kriegsgefangene Soldaten in fremder Erde ruhen. Auch vom Mannschaftslager waren gegen achthundert Mann gekommen.

Ein einfaches Grabdenkmal trägt die Inschrift:

Non omnes moriuntur, qui patriae omnia dedere.

(Die sind nicht ganz verstorben, die für ihr Vaterland alles gegeben haben.)

Ein ungarischer Chor und zwei Chöre unseres Lagers leiteten die Feier ein. Eine große Anzahl Kränze der verschiedenen Gruppen und Nationen aus beiden Lagern schmückten den Stein. Divisionspfarrer Franta widmete den Toten ergreifende Worte.

Die endlose Steinsteppe, aus der wie Riesenmauern am westlichen Horizont die Gebirgsmassen zum Himmel ragten, und die hinter ihnen versinkende Sonne gaben der einfachen Feier einen eigenartigen Rahmen.

*

Digitized by Google

13. November 1916. Obwohl wir nunmehr in Skobelew schon fast ein Vierteljahr sind, ist es mir heute zum erstenmal gelungen, über die vier Pfähle unserer Station hinauszukommen und etwas von der Umgebung zu sehen. Bei frühlingswarmem Wetter, das einer Winterwoche gefolgt war, pilgerten wir zunächst über die Basare und machten anschließend eine reizvolle Fahrt in den sartischen Teil von Neu-Marghellan, der sich unmittelbar an den russischen anschließt. Die schattige Hauptstraße führt an engen Gäßchen zwischen Lehmmauern vorbei, über die hohe Obstbäume ragen. Baumwollkulturen und schöne Ansiedlungen reihen sich beiderseits des Weges. Von einem vollkommen öden, kleinen Hochplateau, das gleichsam wie eine Landzunge in die Oase Marghellan vorgeschoben erscheint und Spuren verfallener ehemaliger sartischer Ansiedlungen zeigt, sieht man in ein tief eingeschnittenes, überaus fruchtbares Tal voll herrlicher Gärten; auf der gegenüberliegenden Talseite liegen die Moscheen und der malerische Friedhof von Jarmasar. Am Rückweg sahen wir eine von Russen geleitete und von Einheimischen bediente ansehnliche Darmwäscherei und Gerberei, die ihre Erzeugnisse (Saitlinge) bis nach Moskau und Petersburg exportiert und jährlich an 100.000 Felle verarbeitet.

Unser Konvoi führte uns dann noch eine malerische Straße längs des Flußlaufes des Marghellan-Su. Ganz entzückend sind hier einige Tschai-Chanas, die unmittelbar am Flußlauf stehen und deren Terrassen auf Piloten in den Fluß gebaut sind.

*

24. November 1916. Die bösen Gerüchte der letzten Tage haben heute in den Zeitungen die offizielle Bestätigung gefunden: am 21. dieses Monats ist Kaiser Franz Josef, hochbetagt, im Alter von über 86 Jahren gestorben. Ein Leben, reich an Erfolgen und überreich an schwersten Schicksalsschlägen ist zu Ende. Während die ungarischen Kameraden im Lager starke Bestürzung an den Tag legten, wurde von uns deutschen die Todesnachricht, auf die wir schon seit mehreren Tagen vorbereitet waren, mit einer gewissen Ruhe aufgenommen; und doch hatten die meisten von uns die Empfindung, daß mit dem Hinscheiden unseres Monarchen auch der Begriff „Kaiser" aufgehört hat. Nächste Woche wird in der großen leeren Baracke, die wir schon einmal für einen katholischen Gottesdienst zurechtgerichtet hatten, für unseren toten Kaiser eine Trauermesse sein. Eine andere patriotische Kund-

Digitized by Google

gebung war uns vom russischen Kommando, das auch das Tragen von Armfloren untersagt hatte, nicht erlaubt worden.

*

15. Dezember 1916. Nach den vielen wechselnden Nachrichten über die Ereignisse in Europa, die wir aus den Zeitungen erfuhren und die bald unsere Zuversicht befestigten oder unsere Stimmung niederdrückten (so der Einbruch der Rumänen in Ungarn, die Revolution in Athen, die Ermordung des österreichischen Ministerpräsidenten Graf Stürgkh, dann die Siege der Unsrigen in Rumänien und der Fall von Bukarest), scheint nunmehr doch ein ernstlicher Schritt zum Frieden getan worden zu sein: Heute brachten die Blätter die überraschende Nachricht vom Friedensangebot Deutschlands! Ein wahrer Freudentaumel herrschte im Lager und bis spät in die Nacht hinein wurden alle Möglichkeiten, die sich für uns daraus ergeben könnten, erörtert.

*

24. Dezember 1916. Zwei Jahre bin ich nun Gefangener! Sosehr ich mich auch bemühe, durch angestrengte Betätigung in allen Lagerbetrieben die Gedanken abzulenken, an den „Gedenktagen" komme ich nicht recht darüber hinweg. Am 10. waren es zwei Jahre, daß ich bei der Durchfahrt durch Wien zum letztenmal die Meinen gesehen habe und heute habe ich das zweite Jahr der Gefangenschaft vollendet!

Nach dem Abendessen blieb ich für mich allein und wollte niemanden sehen, das Wetter war trüb und neblig. Ich schrieb an meinem Tagebuch. Es waren keine fröhlichen Weihnachten für mich, denn mich beherrschte nur der Gedanke: Zwei Jahre meines Lebens verloren!

Spät abends war plötzlich großer Lärm: wieder ist ein neuer Transport von hundert Kameraden, diesmal aus Chodschend, angekommen, die sofort einquartiert wurden. Zum viertenmal dieser schreckliche „Zug der Vertriebenen". Der russische Kommandant, der sie hätte empfangen sollen, war schon seit 9 Uhr so stocktrunken, daß er sich kaum auf den Füßen halten konnte. Zwei Kameraden mußten ihn stützen, als er zur Begrüßung der Neuangekommenen einige Worte lallte.

31. Dezember 1916. Silvestertag! Mit großer Zuversicht sehen wir heute in die Zukunft. Die Friedensvermittlungsnote Wilsons

Digitized by Google

hebt überall die Stimmung, das Manifest des Zaren, die Waffen nicht früher niederzulegen, bis der letzte Deutsche russischen Boden verlassen habe, wird nicht einmal von den Russen ernst genommen.

Ich blieb auch heute allein, schrieb einige Karten und ordnete meine Briefe; ich war in keiner Verfassung, an Unterhaltungen teilzunehmen. Der Überblick über das Jahr 1916 war recht wenig erfreulich — wie gerne klammert man sich an die Friedenshoffnung!

Digitized by Google

1 9 1 7

Lagerleben in Skobelew

Die Einrichtungen im Lager wurden immer weiter verbessert, die Bäckerei entwickelte sich als eine gut geführte, ebenso nützliche wie notwendige Unternehmung, den drei Küchen wurden Gemüsegärten beigegeben, in denen jeder Kriegsgefangene seinen Anteil an Arbeit zu leisten hatte; die Bücher der einzelnen Lagergruppen und Kameraden wurden zu einer großen Bücherei vereinigt, welche mehrere hundert Bände zählte, die Verlesung und Übersetzung der uns zugänglichen Zeitungen wurde organisiert. Für körperliche Betätigung standen die auch hier von uns selbst gegrabenen großen Schwimmbäder zur Verfügung, die durch einen Bewässerungskanal gespeist wurden; ein Teil des Terrains wurde für Fußballkämpfe verwendet, ja sogar eine eigene Lehmkegelbahn hatte ein Gruppe angelegt!

Musik wurde in reichem Maß gepflegt. Neben Riemers Streichquartett und Zigeunermusik bestand ein eigenes Lagerorchester, zuerst unter Chmel und nach seinem Tod unter Kaiser, der auch Leiter des deutschen Chors war und in fast regelmäßigen Aufführungen sehr beachtenswerte Darbietungen brachte; ein eigener ungarischer Chor pflegte nationale Lieder und Gesänge.

Auch an Theateraufführungen fehlte es nicht, und die einzelnen Gruppen — es gab ihrer drei — überboten sich an guten Leistungen sowohl im Spiel als auch in der Ausstattung, die von den Kulissen bis zu den Kostümen selbst hergestellt wurde. Jede hatte sozusagen ihren Star, die ungarische Kabarettgruppe eine vorzügliche „Tangotänzerin", die ein junger Kamerad, Slawy, täuschend spielte, wie ja überhaupt alle Damenrollen männlich besetzt waren. Gleich dem ungarischen Kabarettabend erlebte auch Finks wirklich reizende Operette „Die süße Muschel" unter der Leitung Kaisers dank ihrem witzigen Inhalt und ihrer prickelnden Musik vier „ausverkaufte Häuser". Star war hier Piskorz, der ebenso

Digitized by Google

blendend Bariton wie Sopran sang. Er hat uns als Damenimitator viele heitere Stunden geschenkt. Für die Aufführung der Operette hatten wir den Lehmboden einer großen Baracke in langen, breiten Streifen stufenförmig ausgehoben und auf diese etwas ungewöhnliche Art ein ansteigendes Theater erhalten. Da wir nicht über Sitzbänke verfügten, waren zu den Aufführungen die kleinen Holzhocker mitzubringen. Die Chodschender Gruppe wieder brachte einige köstliche Wiener Typen heraus und hatte in Skorpik und Maschek sehr gute Komiker.

Wenn aber die bösen Nachrichten über uns hereinbrachen — und es gab deren nicht wenige: so zum Beispiel die Ablehnung der beiden Noten Wilsons, auf die wir so viele Hoffnungen gesetzt hatten, die vergebliche Konferenz in Stockholm, die Kriegserklärung der Vereinigten Staaten —, da hatte man wahrlich für Unterhaltung nichts übrig. Lernen war da die einzige wirksame Ablenkung. Sprachkurse besaßen wir schon seit Namangan. Hier, wo wir zum Unterschied von Dschisak als Bewegungsmöglichkeit nur öde Exerzierplätze hatten, war Sprachenstudium die nützlichste Beschäftigung. Englische, spanische, französische, russische, italienische, ungarische und deutsche Sprachkurse wurden eingerichtet, abgesehen davon lernten die meisten noch für sich allerlei Sprachen, eine kleinere Anzahl die orientalischen: Türkisch, Persisch, Arabisch, Sartisch, Kirgisisch und Tadschikisch.

Mit Anfang des Jahres wurden aber insbesondere technische Hochschulkurse eröffnet, die außerordentlichen Beifall fanden, 260 Kameraden hatten über 900 Kursstunden belegt. Die Vorarbeiten hatte ich schon im Dezember mit Ing. Dr. Baudisch, Dr. Kammerlander und Ing. Willmitzer begonnen, am 8. Jänner hatte dann die Eröffnung stattgefunden. Die Kurse fanden täglich von 9 Uhr bis $^1/_2$12 Uhr, Samstag überdies von 2 Uhr bis 4 Uhr statt. Ing. Dr. Baudisch las Festigkeitslehre und Hydromechanik. Ing. Müller Graphostatik, Dr. Nowak höhere Mathematik und Stenographie, Ing. Christen Brückenbau, Ing. Willmitzer Baumechanik, Dr. Kammerlander Nationalökonomie, Dr. Reines Rechtskunde. Außerdem fanden wöchentlich zweimal Vorträge aus allen Wissensgebieten statt, wofür sich auch über 50 Kameraden hatten gewinnen lassen.

Unserem Beispiel folgten auch später die ungarischen Kameraden, die eine ähnliche Reihe von wissenschaftlichen Kursen in ungarischer Sprache veranstalteten.

Digitized by Google

Die März-Revolution 1917 in Rußland

Inzwischen hatten sich nach den Zeitungsberichten die Anzeichen gemehrt, daß in Rußland schwere innere Schwierigkeiten bestünden. Die Ermordung des allgewaltigen Rasputin war das erste Wetterleuchten der kommenden Revolution. Als wir am 5. Jänner diese Nachricht erhielten, die wie eine Bombe in unser Lager platzte, konnten wir wohl nicht ahnen, welche ungeheure Wirkung sie haben sollte.

Immer mehr sickerten aber Nachrichten über die Verpflegs- und Verkehrsschwierigkeiten in Rußland durch, so die furchtbaren Tatsachen, daß wegen Versagens der Eisenbahnen in Sibirien vier Millionen Pud Fleisch zugrunde gegangen oder daß 7000 Waggon Getreide aus Sibirien einfach verschwunden seien und daß im Saratower Gouvernement sieben Eisenbahnlinien wegen Kohlenmangel eingestellt werden mußten, und anderes mehr.

Wie wir Kriegsgefangene hier in Turkestan den welthistorischen Umsturz in Rußland erfuhren und erlebten, sei nun nach meinen getreuen Tagebuchaufzeichnungen dargestellt. Ich berichte diese Ereignisse so, wie sie uns hier in ihrer Abfolge bekannt wurden, und bemerke, daß sich dadurch vielleicht manche Abweichung von der historischen Wirklichkeit ergeben wird.

13. März 1917. Die heutigen Zeitungen brachten ganz sensationelle Meldungen: Allem Anschein nach ist in Petersburg Revolution ausgebrochen; das Standrecht ist erklärt worden, alle Fabriken stehen still, der Pöbel zieht raubend durch die Straßen, in denen auch der Tramwayverkehr aufgehört hat. Hungernde plündern überall die Lebensmittelmagazine.

14. März 1917. Vom russischen Kommando erhielten wir heute zu unserer größten Überraschung die Verständigung, daß auf keinen Fall Theater gespielt werden dürfe und jede Art von Musikaufführung oder Musikprobe entfallen müsse, ja nicht einmal der Gong der Küche dürfe benutzt werden. Die Russen feiern den Todestag des Zaren Alexander II. und wegen dieser großen militärischen Trauerfeier sei jede Art von Musik in Rußland verboten. Der Befehl kam uns recht ungelegen, vor allem aber wurde er so geheimnisvoll überbracht, daß wir glaubten, es müsse ein anderer Grund vorliegen und ein Zusammenhang mit den gestrigen Nachrichten in der Zeitung bestehen, doch war nichts Näheres zu erfahren. Obwohl wir sofort die bindende Zusage machten, uns

Digitized by Google

nach dem Befehl zu halten, kam nachmittags noch einmal der Feldwebel und bat mich förmlich, heute auf keinen Fall in der Theaterbaracke Musik oder Vorträge zuzulassen, es sei ein so großer Trauertag, daß absolute Ruhe herrschen müsse. Wir vermuteten ein Attentat auf den jetzigen Zaren, das vielleicht noch geheimgehalten werden sollte. Auffallend war uns aber, daß trotz des militärischen Trauertages Kirchenglocken nicht geläutet wurden und kein russischer Gottesdienst stattfand.

— 16. März 1917. Alle Sensationen, die uns der Krieg und unsere unselige Gefangenschaft bisher gebracht, wurden durch die heutigen Nachrichten überboten. Das Unmögliche, ja das fast Undenkbare ist wahr geworden: In Rußland ist offene Revolution ausgebrochen! Die alte Regierung ist gestürzt, die neue hat sich des Zaren bemächtigt!

— Noch nie herrschte eine derartige Aufregung in unserem Lager wie heute! So oft Telegramme ankamen, entstand ein förmlicher Auflauf im großen Hof unseres Lagers, man riß sich die roten Blätter aus der Hand, vom Tisch aus wurden sie verlautbart, selbst die russischen Wachesoldaten, die ja fast alle nicht lesen konnten, kamen in einem förmlichen Freudentaumel ins Lager gestürzt, damit wir ihnen die Depeschen übersetzen. Und bald hörte man überall von den Russen das bedeutungsvolle Wort: „Rußland ist frei, es lebe das freie Rußland!"

Zeitlich morgens wurden wir der ersten Telegramme habhaft: Rodsianko ist der Held des Tages und im Augenblick Führer des großen russischen Reiches! Blitzschnell verbreiteten sich die weiteren Nachrichten: die neue Regierung habe an den Zaren und die Armeekommandanten Telegramme gerichtet, um sie von den Vorgängen in Petersburg in Kenntnis zu setzen. Auffallend war ein Aufruf an das Volk, nunmehr das Morden der Offiziere zu unterlassen, „da diese ja jetzt, wo wir alle gleich seien, unsere Brüder wären". Alle Telegramme hier trugen den Vermerk: „Veröffentlicht im Auftrage der provisorischen Regierung." Der hiesige Generalgubernator Kuropatkin gab alle Nachrichten ohne jede Erläuterung bekannt und stellte bloß den Satz an die Spitze: „Ich erhielt von Rodsianko den Auftrag, folgendes zu verlautbaren."

Den ganzen Nachmittag über ertönten von den benachbarten Kasernen laute Hurrarufe, die Truppen wurden auf die neue Regierung vereidigt.

Digitized by Google

Worte können nicht die Aufregung schildern, welche durch diese Ereignisse in unserem Lager ausgelöst wurde. Tausend neue Hoffnungen und Befürchtungen wechselten in rascher Aufeinanderfolge: Wird die neue Regierung den Krieg fortsetzen oder tatsächlich den Frieden erzwingen? Werden jetzt hier die wildesten Revolutionen ausbrechen und die Einheimischen neuerlich versuchen, mit Rußland endgültig abzurechnen?

Daß in dieser Spannung überhaupt niemand daran dachte, etwas zu arbeiten oder zu unternehmen, ist wohl selbstverständlich.

17. März 1917. Die Ereignisse überstürzen sich. Der Zar ist gezwungen worden, zugunsten seines Bruders Mihail Alexandrowitsch, den er seinerzeit in den Kaukasus verbannt hatte, abzudanken. Der Armeekommandant Großfürst Nikolai Nikolajewitsch hat den Zaren flehentlich gebeten, zur Rettung des russischen Volkes einen Entschluß zu fassen.

Nachmittag war es schon bekannt: „Der Zar hat geruht, auf seinen Thron zugunsten seines Bruders zu verzichten und hat das diesbezügliche Dekret unterzeichnet."

Heute erst konnten wir feststellen, daß diese Ereignisse sich genau an jenem Tag abgespielt hatten, da wir vom russischen Kommando den Befehl erhalten hatten, wegen des Trauertages alle Aufführungen und Vorträge zu unterlassen!

Nunmehr hörten wir auch von dem, was sich hier im Lande zutrug. In ganz Turkestan, in Taschkent ebenso wie hier, wurde die Polizei entwaffnet, die Gendarmerie abgesetzt, eine neue Miliz aufgestellt. Das Programm der neuen Regierung bringt dem Volk folgende Rechte: Preßfreiheit, Versammlungsrecht, allgemeines Wahlrecht, Amnestie aller politischen Verbrecher, keine Deportation ohne vorherige Gerichtsverhandlung, Gleichberechtigung aller Religionen einschließlich des Islams.

Welchen Eindruck mögen den Sarten die Worte des heutigen Aufrufes gemacht haben, in denen sie zum erstenmal als einheimische Mitbürger bezeichnet werden!

Vom Blutbad in Petersburg gelangen schreckliche Ziffern in die Öffentlichkeit, die so nebenbei in einem Bericht über die große Totenfeier für die ersten Opfer der Revolution erwähnt wurden. Die meisten Armeen haben sich der Umsturzbewegung angeschlossen.

— 18. März 1917. Die Reihe der Ereignisse hat ihr Ende noch nicht erreicht. Der neue Zar Mihail Alexandrowitsch hat auf den Thron verzichtet. Fast sieht es aus, als ob dieser Verzicht eine

Digitized by Google

abgekartete Sache wäre, um das Volk etwas langsamer vom Absolutismus zur Republik überzuführen. Gerüchten zufolge marschiert ein Armeekorps von der Front gegen Petersburg, um dort das Zarenreich wieder aufzurichten. Aus verschiedenen Städten kommt die Nachricht von schweren Kämpfen.

In Skobelew ist bisher noch kein Schuß gefallen. Der Ordnungsdienst wird von jungen Studenten besorgt, die ebenso wie das Militär rote Kokarden tragen; die Soldaten haben den russischen Adler und die Abzeichen auf den Kappen, ja sogar die Knöpfe rot überzogen.

In der Stadt herrscht ungeheurer Jubel, allabendlich sind Umzüge mit roten Fahnen, die große Aufschriften tragen: „Das freie Rußland."

In der Freiheit wurde es gleich recht weit getrieben. Auch alle Schulen erhielten frei und in den Gartenanlagen von Skobelew haben die Gymnasiasten und Gymnasiastinnen den ersten Tag ihrer Freiheit zu geradezu haarsträubenden sexuellen Orgien ausgenützt.

Jede Ordnung hat aufgehört, unsere Wachen versehen den Dienst nur zum Scheine, sie vertreiben sich den Tag mit Politisieren und träumen von wirklicher Freiheit und Brüderlichkeit im Innern, aber auch von einem Ausgleich des Besitzes.

19. März 1917. Nach den Zeitungen fand in Moskau eine große Heerschau der neuen revolutionären Armee statt, wobei die Truppen mit roten Fahnen ausrückten und die Republik ausriefen. Die provisorische Regierung in Petersburg verhielt sich vorsichtiger und vermied noch dieses Wort. An die Spitze der neuen Regierung ist numehr Graf Lwow getreten, Miljukoff ist Kriegsminister, Kerenski Justizminister, Rodsianko behält das Portefeuille des Innern und Äußern.

20. März 1917. Der neue Aufruf an das Volk von Turkestan, der heute erschien, ist nicht mehr von Kuropatkin, sondern vom Stadtkommandanten unterzeichnet. Kuropatkin ist verhaftet worden, da er beim ersten Bekanntwerden des Umsturzes ohne Auftrag Waffen verteilt hatte.

Bei der großen Volksversammlung, die heute hier stattfand und an der neben den Russen auch die Sarten teilnahmen, wurde ein ganz junger Mensch zum Gouverneur von Skobelew ernannt. Abends war eine Versammlung der russischen Offiziere und Soldaten in der Sobranje, bei der auch der Feldwebel unserer Wache sich zu einer Rede über die neue Freiheit und die neue Regierung

Digitized by Google

aufschwang. Er erzählte uns dann in begeisterten Worten, wie es dort hergegangen sei. Offiziere, ja Generäle und einfache Soldaten standen brüderlich nebeneinander und begrüßten sich gegenseitig wie Freunde im Dorf. Der General selbst bekam keinen besseren Platz, so erzählte der Feldwebel, und mußte auch stehen, da alle Sitzplätze längst besetzt waren. „Jetzt steht ja niemand mehr auf, um einem Höheren Platz anzubieten. Von nun an sind wir alle Brüder, sind wir alle gleich." ——

22. März 1917. Der eigentliche Zweck des Umsturzes, der bisher ziemlich geschickt verschleiert worden war, kam heute zum erstenmal deutlich zum Ausdruck. Es hieß: „Jetzt, nach der Absetzung des Hauses Romanow, ist die einzige Möglichkeit für das gedeihliche Weiterbestehen des großen russischen Reiches die Republik. Ein Volksparlament, in das alle Russen und Einheimischen gleichberechtigt ihre Vertreter entsenden sollen, wird eingesetzt."

——23. März 1917. Wir waren gerade vom Friedhof zurückgekommen, wo wir unserem Kameraden Gellen die letzte Ehre erwiesen hatten, da begegneten wir großen revolutionären Umzügen der Einheimischen, die unter Vorantragung von Aufschriften begeisterte Rufe ausstießen, je nachdem was ihnen von den Führern russisch oder sartisch vorgeschrien wurde. Dieser Umzug, dessen Teilnehmer zum größten Teil zu Pferd waren, machte einen außerordentlichen Eindruck. Im Lager erwarteten uns die neuen Telegramme, die bereits berichteten, wie der Hofzug des Zaren aufgehalten und der ahnungslose Herrscher gezwungen worden war, dorthin zu fahren, wo die neue Regierung es verfügte. Auch die folgende Nachricht wurde verbreitet: „Der Generaladjutant des Zaren, Fürst Alexejew, soll dem Zaren, als keine Eisenbahnlinie mehr frei war, um den entgegengesandten Zügen der neuen Regierung zu entkommen, vorgeschlagen haben, eiligst zur Front zurückzukehren, sie den Deutschen bei Minsk zu öffnen und mit diesen auf Petersburg loszugehen." Die Zeitung fügte, um diese Nachricht zu mildern, hinzu, daß damals Fürst Alexejew und alle übrigen Herren der kaiserlichen Suite, als sie die katastrophale Situation erkannten, in einem unerhörten Rausch alles zu vergessen suchten. Auch die Absetzung des Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch, des früheren Oberstkommandierenden, wurde bestätigt. Als er für seine Heimfahrt einen Sonderzug verlangte, um auf seinen Gütern als einfacher Privatmann weiterzuleben, wurde ihm dies mit der

Digitized by Google

Bemerkung abgeschlagen: „Der Bürger Nikolai Nikolajewitsch kann sich ja eine Fahrkarte erster Klasse leisten."

31. März 1917. Die neue Regierung hat doch mit starken Gegenströmungen zu kämpfen und immer ergehen neue Aufrufe im ganzen Reiche, nicht den Einflüsterungen jener Verblendeten zu folgen, die ihr Privatinteresse höher einschätzen als die Freiheit des großen russischen Reiches. In der Armee sind die Offiziere jetzt völlig machtlos; alle Macht liegt bei den Soldaten, die mißliebige Offiziere durch Beschluß absetzen und jederzeit ihre Kommandanten neu wählen können. Die Frontberichte werden in auffallender Färbung gebracht, je nachdem sie für die gegenwärtige Lage ausgenützt werden sollen.

Hier gehen Gerüchte, daß auch gegen uns strenger vorgegangen werden soll. Wir sehen uns dadurch vor, daß wir alles, was wir besitzen, verbergen.

2. April 1917. Ich war eben im Begriffe, in meinem Maurergewand und barfuß mit meinen Kameraden Penizek und Wolf an unserem hiesigen Sommerschlafplatz im Freien, unserer „Kibitka", zu arbeiten, da erklang die Appellglocke, die uns zum Antreten rief. Die ungewöhnliche Stunde für diese Volkszählung (7 Uhr morgens) ließ sofort vermuten, daß etwas Besonderes kommen würde, und so war es auch. Alle Türen und Fenster unserer sämtlichen Baracken wurden besetzt und immer neue Mannschaften herangezogen, um die ganzen Pavillons von unterst zu oberst zu durchstöbern, ja sogar berittene Kosaken waren aufgeboten worden. An ein Wegbringen gefährlicher Gegenstände war nicht mehr zu denken, und diesmal war die strenge Visitierung eine leider nur allzu gründliche.

Bei uns Dschisakern ging alles glatt vorüber. Diese Visitierungen haben aber etwas ungeheuer Bedrückendes an sich, sie beweisen immer und immer wieder die vollkommene Rechtlosigkeit des Kriegsgefangenen. Sogar die visitierenden Soldaten, die man zu diesem Henkeramt kommandiert hatte, ließen uns gegenüber die Bemerkung fallen: „Das ist die neue Freiheit in Rußland."

In einigen der kleineren Gebäude wurden Vorräte an Schnaps aufgedeckt, da ging der Teufel erst recht los; auch eine vollständige Branntwein-Brennanlage wurde entdeckt und abgenommen; es war derselbe Apparat, den sich der frühere russische Kommandant unseres Lagers wiederholt zur Deckung seines eigenen Bedarfes ausgeliehen hatte. Um 4 Uhr nachmittags erklärten die Soldaten

Digitized by Google

ihrem Kommandanten vor uns allen, sie hätten jetzt genug, er möge sich beeilen, sonst gingen sie nach Hause und ließen ihn allein weiter visitieren.

— 3. April 1917. Das Wählen und Wiederabsetzen der Funktionäre ist hier an der Tagesordnung. Der Gouverneur des Ferghaner Kreises ist durch einen jungen Obersten von Skobelew ersetzt worden. In der benachbarten Kosakenkaserne wurde gestern lärmend die Absetzung des alten und die Wahl des neuen Kommandanten gefeiert. Immerhin geht hier bisher alles ohne Gewalt vor sich, während nach den Berichten aus Inner-Rußland die Offiziere von den zurückkehrenden Soldaten buchstäblich angespuckt und davongejagt werden.

Von der Front ist schon seit Tagen nichts mehr zu hören. Die letzten Nachrichten besagen, daß die Deutschen an der russischen Front nur mehr auf schwachen Widerstand stoßen.

— Die Abendtelegramme enthalten einen Aufruf der Sozialdemokratie Rußlands an die ganze Welt, an die Freunde und Feinde, endgültig auch in den anderen Ländern, wie in Rußland, das Joch des Imperialismus abzuschütteln und die Selbstbefreiung der Völker durchzuführen. Ein anderer Aufruf wendet sich wieder bittend an das russische Volk selbst, aus dem Hinterland alles nur Verfügbare an Lebensmitteln für die Front abzuliefern, da sonst die Armee vor dem Zusammenbruch nicht zu retten sei.

— 8. April 1917. Der Ostersonntag brachte uns einen orkanartigen Garmsil, der vom frühen Morgen bis zum späten Abend über das Lager hinwegraste und auf den Dächern der Baracken donnerte. Trotz Schließens der Fenster war bald alles in Staub gehüllt und die Luft kaum zu atmen. Nach wenigen Stunden trat empfindliche Kälte ein. —

Die Zeitungen bringen ganz offen Berichte, daß die russischen Soldaten in hellen Scharen mit roten Fahnen die Front verlassen, da sie schon genug vom Kriege hätten; die Offiziere seien machtlos, dagegen aufzutreten.

— 9. April 1917. Als hätte sich auch die Natur gegen uns verschworen, um uns die Lage recht grau und trostlos erscheinen zu lassen, tobte der Sandsturm heute noch ärger als gestern, überwehte unsere jungen Gemüseanlagen und knickte der Reihe nach die jungen Pappeln. Dazu, welche herbe Enttäuschung nach unserer hoffnungsvollen Stimmung: die Kriegserklärung der Vereinigten Staaten! Wir hatten schon zu sehr unsere Hoffnungen

Digitized by Google

darauf gesetzt, daß die Revolution in Rußland zum Frieden, zumindest zum Separatfrieden Rußlands mit den Zentralstaaten führen würde. Auch die Konferenz der Sozialdemokraten in Stockholm scheint nicht vorwärtszugehen; Deutschland soll einen neuen Friedensvorschlag an Frankreich und Rußland gemacht haben.

Andischan

In dieser Zeit ungeduldiger Erwartung, wie die Dinge sich entwickeln würden, brachte mir ein einwöchiger Aufenthalt in Andischan erwünschte Ablenkung. Wie in Dschisak für die Fahrt nach Samarkand, so war in Skobelew dringende zahnärztliche Behandlung der Vorwand, um für kurze Zeit nach Andischan zu kommen. Seit zwei Tagen hatte ein Garmsil von so bedrohlicher Stärke gewütet, daß wir die Abreise verschieben mußten.

— 21. April 1917. Der Garmsil ist endlich vorüber; ihm ist eine überaus scharfe Abkühlung gefolgt. Die Temperatur war von den 30 Grad der letzten Tage plötzlich unter Null gefallen und am Morgen war unser eben fertiggestelltes Schwimmbad mit einer $2^1/_2$ Millimeter starken Eisschicht bedeckt. Trostlos war der Anblick unserer jungen Melonenfelder und Gemüsegärten, so arg hatten Garmsil und Frost darin gewütet. Auch auf der Reise waren überall die verheerenden Verwüstungen des letzten Sandsturms zu sehen. —

Gegen Mittag hieß es zur Reise nach Andischan antreten. Unser Begleitsoldat entpuppte sich bald als ein gemütliches altes Haus, der sich förmlich wie ein gut abgerichteter Diener um uns die größte Mühe gab. Er hatte auch nach kurzer Andeutung über pünktliche und reichliche Belohnung unserseits die Lage für sich sofort richtig erfaßt. In Fetschenko sahen wir seit Samarkand zum erstenmal wieder Turkmenen mit ihren abenteuerlichen turmhohen, schwarzen oder braunen Lammfellmützen. Höchst eigenartig ist ihre Beschuhung, die selbst bei den Männern fast zehn Zentimeter hohe Stöckel aufweist, so daß schon die Tracht allein den Turkmenen ein imponierendes Äußeres verleiht.

In Asake wurden am Bahnhof wundervolle Seidenschleier, „gewebte Luft", in allen Farben ausgeboten.

Andischan, das wir nach vierstündiger Fahrt erreichten, bot wieder das Bild des bunten orientalischen Verkehrslebens, das nie auf mich seine Wirkung verfehlt.

Digitized by Google

Das kleine einfache Gebäude, das uns im dortigen Lager beherbergte, lag ganz frei auf luftiger Höhe; es dünkte uns wie ein kleines Königsschloß, das die Landschaft beherrscht. Zu unseren Füßen breitet sich die fruchtbare Oase aus, die mit ihren Gärten und schön bestellten Feldern bis an die kahlen Berge zu reichen scheint. Auf den Feldern war eben Baumwollanbau, denn Andischan ist eines der größten Baumwollgebiete in Turkestan. Die schön angelegten Felder reichen bis zehn Schritt vor unser Haus, überall arbeiten die Sarten, an den Rainen lassen die Sartenmädchen das Vieh weiden.

22. April 1917. Als meine Kameraden aufstanden, hatte ich fast schon eine Stunde lang in aller Ruhe das Erwachen der Natur im strahlenden Frühlingsmorgen genossen. Es erscheint gar nicht glaubhaft, daß diese reiche Gegend schon wiederholt von den schwersten Katastrophen heimgesucht worden ist. Im Jahre 1898 war hier das furchtbare Blutbad, das die Aufständischen Tausende von Menschenleben gekostet hat, und im Jahre 1902 gab es jenes entsetzliche Erdbeben, das 26.000 Häuser zum Einsturz gebracht hat und bei dem 4600 Tote unter den Trümmern geblieben sind.

Unser erster Weg galt der Altstadt, die etwa eine halbe Stunde weit entfernt ist.

Außerordentlich sehenswert ist eine in jeder Hinsicht erstklassige, vornehme „*michman-chane*", der erste luxuriös eingerichtete einheimische Einkehrgasthof, den ich zu Gesicht bekam. Um einen großen Hof mit schönen alten Bäumen liegt die Hotelanlage in zwei Geschossen, deren oberes durchgehende, breite Veranden vor den Zimmern besitzt. Die Prachträume im Erdgeschoß sind hohe lichte weißgetünchte Zimmer mit reich buntbemalter Decke nach Art der Moscheendecken in schönster Täfelung. Die Fußböden sind durchweg mit kostbaren Teppichen belegt. Die einzelnen Zimmer sind wie alle sartischen Wohnräume ohne jedes Möbelstück. An Stelle der Betten liegen die sartischen Wattendecken und die mit schön gemusterter Seide überzogenen Rollen dienen als Kopfkissen. Für die Unterbringung aller Gegenstände dienen ausschließlich reichverzierte Wandnischen. Die besten Zimmer aber entbehren auch nicht eines gewissen europäischen Komforts, und zu unserer großen Verwunderung gab es dort elektrisches Licht, Telephon, ja sogar Waschapparate mit warmem und kaltem Wasser, was wir wohl kaum mitten in Zentralasien erwartet hätten. Dieser Neubau in bestem einheimischem Stil verquickt in der Tat in ausgezeichneter

Digitized by Google

Weise die einheimischen Gewohnheiten mit ganz modernen Bedürfnissen.

Hier trifft man auch schon viel Chinesen; die Männer verkaufen vorzügliche Rohseidenstoffe (Sitschutschan), die Frauen machen hauptsächlich Papierarbeiten, die sie auf dem Basar anbieten. Ihre winzigen, verkrüppelten Füße stecken in einer kothurnartigen Beschuhung. Sie tragen bis an die Knöchel reichende, weite blaue Hosen und einen darüber herabhängenden Kittel; so trippeln sie auf den Basaren herum, die meisten benutzen zum Gehen auch noch einen Stock. Neu war für uns auch die lange Basarreihe, wo die chinesischen Seidenraupeneier feilgeboten werden.

23. April 1917. Heute besuchten wir die prächtige alte Moschee Machmud Ali, einen hochbedeutsamen Bau mit dreifachem Aiwan und großer Madrasa. Die Basare sind weit größer als jene von Samarkand und Namangan. Natürlich fehlt auch hier nicht die Filiale der Singer-Nähmaschinenfabrik. Noch merkwürdiger aber mutet an, wenn man aus diesem Basarteil lange Kamelkarawanen ins Gebirge abziehen sieht, deren Tiere auf jeder Seite mit sechs Handnähmaschinen beladen sind.

Als wir heute beim Bahnhof vorbeikamen, war gerade ein Zug angekommen, der eine große Anzahl von „Arbeitern hinter der Front" brachte, heimkehrende Sarten, die seinerzeit auf Grund des russischen Ukases mobilisiert worden waren. Sie wurden von einer ungeheuren Menge Sarten erwartet und stürmisch begrüßt. Uns dünkte diese Szene wie das erste Bild vom Frieden, wie ein schwaches Abbild von dem Augenblick, den wir seit Jahren so sehnlich herbeiwünschen! Alle Höfe der umliegenden Karawansereien waren voll von Reittieren, Pferden, Eseln, Kamelen und von Arben, auf denen aus den benachbarten Kischlaks die Freunde zusammengeströmt waren, um nach langer Trennung die Ihrigen bei der Rückkunft zu empfangen.

28. April 1917. Wir genießen hier jede freie Stunde. Unser Begleitsoldat ist eine Perle, immer dienstbereit und auf dem Basar ein sehr verwendbarer Dragoman; heute hat er uns einen besonders genußreichen Tag verschafft. Er folgte willig unserer Führung, und trotz der schärfsten Verbote gelang es uns, den mohammedanischen Wallfahrtsort Mirbustin zu besuchen, zu dem wir täglich die ungezählten Arben ziehen sahen.

Digitized by Google

Zwischen hohen Lehmmauern, fast ganz im Schatten der Maulbeerbäume, Ölweiden und Weißpappeln, schlängelt sich ein idyllischer schmaler Fahrweg mitten durch die schönen Ländereien zum Ort Mirbustin und zu jenem einzig schönen Platz, wo die mohammedanischen Feste abgehalten werden. Er liegt äußerst malerisch unter den Laubkronen uralter Bäume und ist in einzelne Terrassen aufgelöst, die zur Aufnahme der Gäste dienen. An der einen Längsseite liegen die Tschai-Chanas und die Buden mit Erfrischungen, von Reben umrankt und stufenförmig angelegt. Unter zwei großen Ulmen sind die heiligen Teiche; wer immer darin badet, wird von allem Leid befreit, so versicherten uns überzeugt die Sarten. Schöne Grabanlagen schmücken den benachbarten Friedhof, der sich besonders durch seine Lage mitten in dieser stimmungsvollen Umgebung auszeichnet.

*

Zwei Tage waren uns noch vergönnt, uns dieser schönen Landschaft zu erfreuen; als aber die Sitzungen am „Pfauenthron" — so nannten wir die Ordinationen bei Dr. Pfau — beendet waren, hieß es nach Skobelew zurückkehren. Unser braver Konvoi hatte alles Packen für uns besorgt, die Arbe stellig gemacht, unser Gepäck in der Bahn verstaut und uns die Plätze gesichert. Wir halfen dabei nur insoweit mit, daß wir ihm als Gegenleistung für die viele Mühe seinen Mantel und sein Gewehr, mit dem er uns zu bewachen hatte, von der Arbe bis zum Waggon nachtrugen!

Die Zeit Kerenskis in Turkestan

Die täglichen Vorlesungen aus den Zeitungen und den Telegrammen, die Morgenstern oder Max Singer besorgten, hatten ungeheuren Zulauf; ja, wenn wichtige Nachrichten eintrafen, waren deren zwei und drei am Tage; eine förmliche Manie nach Nachrichten war ausgebrochen. Wir beurteilten freilich alle Meldungen vor allem von dem Gesichtswinkel aus, ob sie in der Lage wären, den Frieden und damit unser Heimkommen zu beschleunigen. Je nachdem das Friedensbarometer stieg oder fiel, wechselte auch die Stimmung in unserem Lager.

Anfang Mai kamen zunächst die Nachrichten von den großen Demonstrationen in Petersburg, wo die Menge „Nieder mit Miljukow!" schrie und unbedingt den Frieden verlangte. Wenige Tage

Digitized by Google

darauf kam die viel bedeutsamere Depesche, daß die Festung Kronstadt, der Schlüssel zu Petersburg, sich weder der alten noch der neuen Regierung angeschlossen, sondern als selbständige Republik, mit Lenin an der Spitze, proklamiert habe. An den Fronten finden Verbrüderungsfeste zwischen den deutschen und russischen Truppen statt, an denen die russischen Offiziere und Mannschaften divisionsweise teilnehmen, so daß wir immer mehr mit dem Gelingen eines Separatfriedens rechnen.

Dann folgten wieder die Drohungen Englands, China und Japan in den Krieg gegen Rußland zu ziehen. Ungeheure Aufregung löste hier und auch in der Stadt das Gerücht aus, daß England, um sich für die Schulden Rußlands schadlos zu halten, Turkestan als Faustpfand verlange; da kann es uns noch geschehen, daß wir in englische Kriegsgefangenschaft geraten!

Das kurzlebige Koalitionsministerium in Petersburg, die fortschreitende Machtzunahme der Lenin-Gruppe, die Nachrichten über die Anarchie in Petersburg und von bedrohlicher Hungersnot überall in ganz Inner-Rußland, das Ausbleiben aller Steuerzahlungen, der Beginn des Bürgerkrieges im Süden zwischen den Zarentreuen und den Revolutionären, im Norden der Kampf der Lenin-Gruppe, die Besetzung Wladiwostoks durch die Japaner, der Sturz des Rubels auf die Hälfte seines Wertes, endlich der offene Kampf Lenins gegen die Anhänger Kerenskis in Petersburg, bei dem alle Brücken über die Newa gesprengt wurden, — alles das gab kaleidoskopartig ein Bild der Ereignisse, die sich im großen Rußland abspielten, während wir hier sozusagen aus dem Abteil Turkestan der Entwicklung der Weltgeschichte zusahen.

Gegen Ende Juli wurden die Nachrichten von den russischen Fronten immer bedenklicher; trotz des im ganzen Lande tobenden Bürgerkrieges verhehlten hier die Zeitungen nicht, daß die Armee in einem Zustande der Auflösung sei; schon beim ersten Schuß der Gegner strecken die Russen die Waffen oder ergeben sich in hellen Scharen. Über die Vorschickung von Verstärkungen wird oft tagelang im Soldatenrat beraten, bei vielen Truppenteilen antworten die Soldaten auf Befehle nicht anders als mit Schüssen auf ihre Offiziere. Ganze Divisionen gehen zurück. In einem Berichte des Armeekommandanten Kornilow, der seine Stelle an Brussilow abgetreten hat, heißt es wörtlich: „Die russische Armee ist überhaupt nicht mehr aufzuhalten; die befestigten Stellungen werden schon auf das Gerücht hin, daß die Deutschen zum Angriff

Digitized by Google

übergehen, aufgegeben; alles flutet zurück. Von den Fuhrwerken spannen die Soldaten die Pferde aus, um in regelloser Flucht heimzureisen, dem Gegner unermeßliche Vorräte zurücklassend. Weit im Hinterlande stürmen die Deserteure die Züge, so daß reguläre Truppen nicht befördert werden können. Auf den Kommunikationen herrscht der wahnsinnigste Kampf, um sie passieren zu können, und dieser ganze Rückzug wird von feindlichen Fliegern umschwärmt, die Bombe auf Bombe fallen lassen. Dies ist der letzte Schritt auf dem großen Leidensweg Rußlands." — Wenige Tage darauf kamen die Nachrichten von den ungeheuren Siegen der Deutschen und Österreicher an der russischen Front, die wilden Jubel im Lager auslösten und wieder alle Herzen höher schlagen ließen. Die Hoffnung auf einen baldigen Sonderfrieden war neuerdings aufs höchste gestiegen; wir lebten förmlich in der Erwartung irgendeines ganz außerordentlichen Ereignisses, das den Krieg beendigen würde.

Am 21. August 1917 wurde die Nachricht veröffentlicht, daß der Zar aus seiner bisherigen Gefangenschaft in Zarskoje Selo über Beschluß der Regierung nach Tobolsk erskortiert wurde. Es ist fast ein tragisches Schicksal zu nennen, daß derselbe Zar, der so Ungezählte nach Sibirien verbannt hat, nunmehr selbst das Schicksal der Deportierten teilt.

Eine wesentliche Schwächung der Machtstellung Kerenskis, der inzwischen fünf Ministerposten auf sich vereinigt hatte, bildete die Gegenrevolution Kornilows, der zunächst gewillt war, mit einer Armee nach Petersburg zu marschieren, um die neue Regierung zu stürzen. Wieder jagte ein Extratelegramm das andere; was die Zeitungen brachten, war jeweils schon längst durch die späteren Telegramme überholt. Kornilow hatte von Kerenski die Übergabe der Regierung in seine Hände verlangt, Kerenski mit der Enthebung Kornilows von allen seinen Ämtern geantwortet. Über Petersburg und Umgebung wurde der verschärfte Kriegszustand verhängt und ein eigener Kriegsgouverneur bestimmt. Am 12. September war nach den Telegrammen kein Zweifel mehr: der Bürgerkrieg ist in Rußland entbrannt! Die Zeitungen sind voll von Aufrufen Kerenskis an das Volk, an die Armee und an die Eisenbahnen, sich nicht dem verblendeten Verräter Kornilow anzuschließen. Der Fall Rigas, bei welchem den Deutschen eine ungeheure Beute in die Hände fiel, verschlimmerte die Lage der Regierung, welche zunächst Kornilow und 15 Generale, die sich

Digitized by Google

ihm angeschlossen hatten, in contumaciam zum Tode verurteilte. In Petersburg werden phantastische Preise für Fahrkarten gezahlt, um nach Inner-Rußland entfliehen zu können.

Immer näher rückt Kornilow gegen Petersburg, er ist der Hauptstadt auf fast 50 Kilometer nahe gekommen. Die Kerenski-Regierung stattet ihren Führer mit allen Vollmachten aus, Kerenski wird auch zum obersten Kommandanten der bewaffneten Macht Rußlands zu Wasser und zu Land ernannt. Am übernächsten Tag brachten die Telegramme die enttäuschende Nachricht, daß Kornilow und sein Anhang in Mogilew verhaftet worden sei. So rasch war sein Putschversuch zusammengebrochen! Am 20. September 1917 klangen alle Nachrichten so beruhigend und zuversichtlich, als wäre nunmehr wieder eitel Friede und Ruhe in Rußland eingetreten. Die Bahnen seien, hieß es, wiederhergestellt und wiesen ihren normalen Verkehr auf, der Kriegszustand über Petersburg und Moskau sei aufgehoben, die Zensur abgeschafft. Die provisorische Regierung habe eine vollständige Umwandlung erfahren, an ihre Stelle sei eine Diktatur mit Kerenski an der Spitze getreten. Die Kadettenpartei sei ausgeschieden und habe ihre Plätze den „Bolschewiki" räumen müssen. Nur im Süden will es nicht zur Ruhe kommen, Kaledin hat sich an die Spitze der Kosaken des Dongebietes gestellt und sich selbständig gemacht, er will die ganze Kosakenschaft gewinnen, um die Regierung zu stürzen.

Kibitka und Garten. Der Hunger beginnt

Die Lebensmittelpreise hatten schon zu Beginn des Jahres 1917 sehr fühlbar angezogen, so daß die Aufwendungen für unsere Küche den größten Teil unserer monatlichen Bezüge verschlangen. Wenn man sich daher einen Garten anlegte, verband man hier das Angenehme der Gartenarbeit mit einer nützlichen Zubuße zu unserer immer bescheidener werdenden Verpflegung.

Wolf, Penizek und ich, wir hatten uns schon frühzeitig ein kleines Stück Boden längs einer der Lehmmauern durch Bewässerung bebaubar gemacht und viel Fleiß und Mühe aufgewendet, unseren Garten bestmöglich anzulegen. Die vorhandene Lehmmauer hatten wir durch kleine Zu- und Umbauten ergänzt und als Abschluß einen im einheimischen Stil gehaltenen Vorbau errichtet, der den Eingang zu unserer Kibitka mit den vertieft gelegenen Schlafplätzen bildete; architektonisch war uns dies recht gut ge-

Digitized by Google

lungen. Stein für Stein hatten wir selbst geformt, den ganzen Bau ebenso wie die kleinen durchbrochenen Fensterchen gemauert und das hufeisenförmige Tor selbst gewölbt, für dessen durchbrochenes Holzgitter mir eine Moscheentür in Andischan als Vorlage gedient hatte.

Mit der gleichen Liebe, mit der wir unseren Garten aus dem Nichts geschaffen und zu einem reizenden Stückchen Land gewandelt hatten, mit der gleichen Liebe hatten wir an diesem Gemäuer gebaut, das uns eine große Freude machte. Wolf und Penizek durften für sich das Verdienst in Anspruch nehmen, die Hauptarbeit im Garten geleistet zu haben, ich hatte dafür den Entwurf und die Ausführung der Kibitka übernommen, wobei mir auch Penizek reichlich geholfen hat.

Am 20. Mai war der eine der kleinen Festtage, da wir unsere eben beendete Kibitka eröffneten. Auch diesmal hatten wir alle Schätze hinausgebracht, um wie damals in Dschisak unsere engeren Freunde einzuladen. Die Umgebung unseres „maurischen Palastes" war blitzblank gemacht, alle Beete unseres Gartens tadellos gehalten, kein Gräschen Unkraut war zwischen den Melonen, dem Mais, der Baumwolle, den Flaschenkürbissen. Der kleine Erker, von dem die Stufen in den versenkten Teil führten, war mit schönen Teppichen belegt, durch das durchbrochene Eingangstor sah man auf eine große kirgisische Stickerei, die die Hinterwand bedeckte. Unter dem Säulenfenster war ein seltener Samarkander Fensterteppich aufgehängt, die ganze Rückwand der Kibitka schmückte Wolfs Takonteppich und ein schon beim Bau vorgesehener Eckteil war für die Teekannen und Messingkrüge, deren Wolf einige herrliche besaß, vorbereitet. Das Schönste war die prachtvolle Aussicht auf die Alaisker Berge im Süden unseres Lagers.

Das zweite Fest war zur Zeit des Höchstbetriebes unseres Melonengartens, als wir unsere Freunde zu einer Kostprobe bitten konnten. Noch viel üppiger als bei der Eröffnung war damals unser Garten. Die Flaschenkürbisse hatten schon den ganzen Erker umrankt, die langhalsigen eigenartigen Früchte hingen an allen Zweigen, die Maisfelder waren wahre Dschungel von fast drei Meter Höhe geworden.

Der Erfolg der selbstgezogenen Melonen übertraf weit unsere eigenen Erwartungen, sowohl was die Größe als die Güte dieser einzigartigen Früchte betraf. Wir hatten Kantalukmelonen, Dschisaker Melonen und insbesondere eine dritte Gattung mit ganz

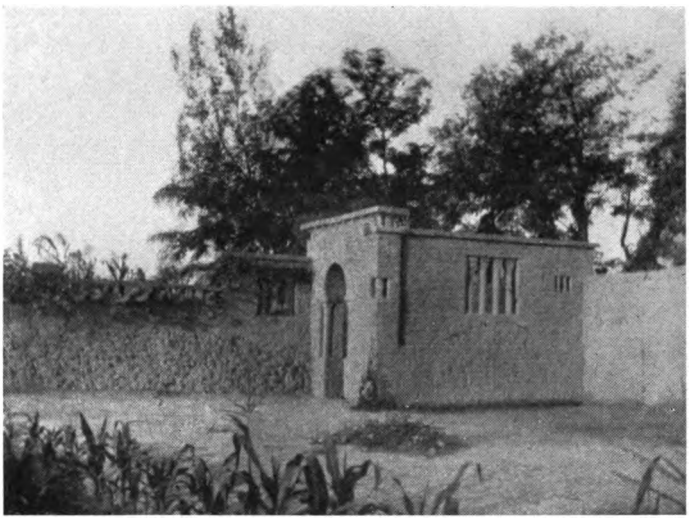
Digitized by Google

weißem Fleisch, das erlesenste Obst, das ich je genossen habe. Die Freude an diesem üppigen Garten und seinem Erträgnis mußte uns für alle Enttäuschungen entschädigen, die wir hier nur zu oft erleben. Insbesondere gegen Abend, wenn alles in herrlichstes Mondlicht getaucht ist, kann man seine gedrückte Stimmung vergessen und sich vortäuschen, daß man hier in ein Stückchen Märchenland versetzt sei; nur allzugern gibt man sich wenigstens für kurze Zeit der beruhigenden Wirkung dieser Selbsttäuschung hin. Auf diesem kleinen Stückchen Erde fühlt man sich frei, ist man sein eigener Herr.

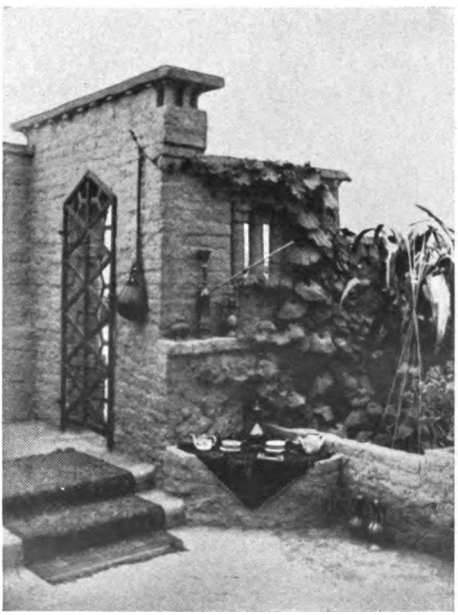
Unser Garten maß bloß 480 Quadratmeter, wovon 266 bebaut waren, die restliche Fläche entfiel auf die Wege und notwendigen Bewässerungsgräben. Dieses kleine Stückchen Land lieferte uns 670 Melonen, 1100 Kolben Mais, Baumwolle für zwei Kopfkissen und 15 Kilogramm sartische Bohnen, außerdem bei 50 zierliche Flaschenkürbisse. Vom 20. Mai bis zum 13. September konnten wir die Nächte im Freien schlafen, bei der fast tropischen Hitze im Sommer eine wohltuende Erquickung. Das Erträgnis unseres Gartens kam uns sehr zustatten, denn die uns zugewiesenen Lebensmittelmengen wurden immer mehr herabgesetzt, anfangs des Jahres hatten wir noch 40 Dekagramm Brot im Tag; bald aber wurde hier im Lande Mehl ein immer schwerer zu beschaffender Artikel und die Herabsetzung des Brotes auf täglich 20 Dekagramm war eine Maßregel, die uns alle recht hart traf. Im Zusammenhang damit drückte uns das Bewußtsein, daß die systematische Unterernährung nicht noch weiter getrieben werden könne. Zu meinem Entsetzen mußte ich feststellen, daß mein Körpergewicht von früher 72 Kilogramm schon im Vormonat unter 57 Kilogramm gefallen war. Fettstoffe fehlten in unserer Nahrung fast vollständig, Zucker wurde mit 20 Dekagramm im Monat begrenzt. Dazu kam, daß die Gartenarbeit, das Klima und die Hitze das Ihrige dazu beitrugen, den Körper zu schwächen.

Auf dem Basar sind Lebensmittel gegen Geld fast überhaupt nicht mehr erhältlich, wir tauschen sie gegen entbehrliche Kleidungsstücke ein; hier können wir ja fast wie die Neger leben und sind auch schon von der Sonne kupferbraun gebrannt. Die Folgeerscheinungen der Unterernährung in ihrer gefährlichsten Form beginnen sich zu zeigen. Rotter ist an Typhus gestorben, fünf andere Kameraden liegen mit Flecktyphus im Spital; Mottl, der noch vor wenigen Tagen unter uns gewohnt und scheinbar an

Digitized by Google



Unsere „Kibitka“ in Skobelew. Außenansicht.



Eingang und versenkter Schlafplatz unserer „Kibitka“ in Skobelew.

Digitized by Google

Tafel VIII

Turkestanische Gebrauchsgegenstände und kunstgewerbliche Arbeiten aus der Sammlung des Verfassers.

(Erläuterungen siehe Seite 321.)

Digitized by Google

Malaria erkrankt war, ist heute (22. September) an schwarzen Blattern gestorben. Die Nachricht war niederschmetternd und löste ungeheure Erregung aus. Wir konnten aber doch sofortige Vornahme von Schutzimpfungen erreichen. Es fehlte jedoch zunächst das erforderliche Serum in so großer Menge; den Vorzug der Impfung genossen daher die Kameraden der unmittelbaren Umgebung des armen Mottl. Nachmittags wurde er auf dem hiesigen Friedhof verscharrt: es ist dies die einzig richtige Bezeichnung für seinen letzten Weg, an dem niemand von uns teilnehmen durfte.

Diese gefährlichen Anzeichen der Folgen unserer ungenügenden Verpflegung lassen uns auch schon Umschau danach halten, die eigene Lage zu verbessern und uns durch Arbeit gute Bezahlung und Verpflegung zu sichern. Wir haben aus dem Mannschaftslager einen Oberlehrer namens Ruby kennengelernt, der schon auf einer Arbeitspartie in den Alaiskerbergen beim Tengisbeipaß war, und Baumeister Fischer aus Reichenberg, welcher dort die Straßentrassierungen geleitet hatte. Wir denken daran, uns auf einige Monate dorthin als Arbeiter zu verdingen.

Turkestan und die Oktober-Revolution in Rußland

Die blutige Niederwerfung der Aufstände, die eine Folge der erzwungenen Mobilmachung der Einheimischen gewesen war, hatte nur für kurze Zeit scheinbare Ruhe im Lande geschaffen; vielleicht waren aber gerade die furchtbaren Grausamkeiten, die damals verübt worden waren, schuld daran, daß sich immer wieder in den verschiedenen Teilen Turkestans die einheimische Bevölkerung erhob, um zu versuchen, das russische Joch abzuschütteln und eine gewisse Selbständigkeit zu erringen.

Die schweren Unruhen des Vorjahres im Semiretscher* Gebiet hatten zur Folge gehabt, daß ein großer Teil der aufständischen Kirgisen mit ihren Herden über die chinesische Grenze zog; als diese nun nach Erlassung der allgemeinen Amnestie durch die neue Regierung wieder in ihre Weidegründe zurückkehren wollten, wurden sie von den Russen mit Waffengewalt daran gehindert. Ein Zurückkehren in die chinesischen Gebiete war ihnen dort durch die feindliche Haltung der Grenzbehörden unmöglich gemacht

* Siebenflüsseland (im Nordosten Turkestans).

Digitized by Google

— auch in der Stadt Kaschgar * wurde nach Bekanntwerden der Revolution in Rußland die Sperrung der chinesischen Grenze verfügt, die Karawanenstraßen wurden streng bewacht, die meisten Russen aus Kaschgar vertrieben —, und als die Kirgisen, bettelarm und ohne Waffen, zurückkamen, um von den Russen wieder ihre Besitzungen zu übernehmen, wurden sie zu Hunderten samt Frauen und Kindern niedergemacht, damit ihre Grundstücke den Russen verblieben. Die Zeitungen berichteten darüber ganz offen; in einer Ansiedlung allein mußten 432 Kirgisen das Leben lassen. Kürzlich sind einige dieser nunmehr heimatlosen Menschen bis nach Skobelew gekommen; ihr Aussehen spottete jeder Beschreibung: ganz verwahrlost, abgemagert bis zum Skelett, notdürftig mit einigen Lappen bekleidet, die Füße wundgegangen auf ihrem Bettelweg!

Auch in unserer unmittelbaren Nähe, bei Fetschenko, kam es zu überaus gefährlichen Unruhen, die das Aufgebot der ganzen hiesigen Garnison verlangten. Den Umsturz in Inner-Rußland beantwortete der Westen Turkestans, das selbständige Chanat Chiwa, mit offenem Aufstand. Ihm schlossen sich zu Tausenden die wilden Horden der Steppenturkmenen an, eines der verwegensten Reitervölker, das im Kampf zähe Ausdauer mit berüchtigter Grausamkeit verbindet.

Die sich immer mehr steigernde Schwierigkeit in der Beschaffung der Lebensmittel, die vielfach durch die Verpflegskomitees im Wege ganz ungerechtfertigter Requisitionen bei den Einheimischen gelöst wurde, hatte unter den Sarten und Kirgisen furchtbare Erbitterung hervorgerufen, aber auch unter den Russen in Taschkent und Skobelew zu wilden Plünderungen der Mehl- und Lebensmittelmagazine durch die erregten Menschenmengen geführt, wobei die Mitglieder der Kommission nur mit knapper Not ihr Leben retten konnten.

Die hiesigen Soldaten, empört über die Verminderung ihrer täglichen Brotration von $1^1/_2$ auf 1 Pfund Brot, drohten, sofort ihren Dienst einzustellen und nach Hause zu gehen; sie wollten hier nicht hungern, während in ihrer Heimat, dem fruchtbaren Semiretscher Gebiet, das Getreide auf ihren Feldern zugrunde ginge, weil niemand dort wäre, um es einzuführen.

Die Not an Getreide hatte hier in Turkestan darin ihre Begründung, daß der wertvolle Ackerboden wo nur möglich zum

* Hauptstadt der Provinz Chinesisch-Turkestan.

Digitized by Google

Baumwollanbau verwendet wurde, während das reiche Orenburger Gebiet in normalen Zeiten die Versorgung von Turkestan mit Korn und Weizen übernommen hatte.

Eine Verschärfung der Verpflegsschwierigkeiten wurde auch dadurch heraufbeschworen, daß die Kerenski-Regierung in Unmengen neues Geld herausgab; die Notenpresse kam aber mit dem Drucken nicht nach und die Versorgung der Städte mit Papiergeld klappte nicht. So war die Regierung gezwungen, hier Geldsurrogate herauszugeben, deren Annahme bei den Einheimischen, die dafür ihre Vorräte abliefern sollten, auf den schärfsten Widerstand stieß; ja vielfach wurden diese kleinen Papierwische, von 4 auf 6 Zentimeter, die keinerlei Nummer, Unterschrift oder Datum trugen und 20 oder 40 Rubel Wert haben sollten, glatt abgelehnt. Anderseits wurden die berüchtigten Kerenski-Tausendrubelnoten verbreitet, die nicht anders als mit großer Aufzahlung gewechselt wurden, denn man hamsterte allgemein Zarenrubel.

So war die Lage in Turkestan, als gegen Ende September immer mehr und mehr die Nachrichten aus Inner-Rußland eintrafen, nach welchen Kerenski allmählich den Boden unter den Füßen verliere und in Petersburg die Bolschewiken die Diktatur und das Direktorium nicht anerkennen, sondern selbst die Regierung in die Hand nehmen wollen. Sie verlangen sofortige Abschließung des Friedens, Aufteilung des gesamten Ackerlandes in Rußland, Aufhebung aller Vorrechte der Adeligen und Reichen sowie die Übergabe der Regierung in ihre Hände — Schlagworte, die ihnen nur allzu bereit die breiten Massen zuführen. Kerenski dagegen muß in Aufrufen die Bevölkerung darauf vorbereiten, daß für den kommenden Winter eine bedenkliche Lebensmittelnot zu erwarten sei. Ihre Vorboten zeigen sich schon in den Hungerrevolten, die aus den meisten russischen Städten gemeldet werden.

In Taschkent spielte sich am 26. September 1917 sozusagen eine Sondergegenrevolution ab: der Arbeiter- und Soldatenrat hatte ein Massenmeeting zur Beurteilung der Frage einberufen, ob er nicht selbst die Regierung in die Hand nehmen solle; der Vorschlag fand ungeteilten Beifall, der provisorischen Regierung wurde das schärfste Mißtrauen ausgesprochen und eine neue Regierung mit einem Oberleutnant an der Spitze gebildet. Auf Befehl des Truppenkommandanten von Taschkent General Tscherkes wurde diese neueste Regierung samt und sonders verhaftet; darüber ent-

Digitized by Google

stand allgemeine Empörung und in dem ihr folgenden Tumult wurden die Verhafteten wieder befreit und Tscherkes vor die Versammlung geschleift. Er rechtfertigte sein Vorgehen damit, daß bei der bedrohlichen Haltung der Sarten Rußland jeden Tag ganz Turkestan verlieren könne, wenn nicht im Innern Ordnung aufrechterhalten werde und die bestehende Regierung im Amte bleibe. Die aufgepeitschten Volksmassen ließen aber keinen Einwand gelten und schlugen General Tscherkes mit einer Wasserflasche nieder: der Oberleutnant wurde Führer der Regierung, ein Feldwebel Kommandant der Truppen, die Mitglieder der provisorischen Regierung verließen fluchtartig Taschkent, ein Teil ging nach Samarkand, der größere nach Skobelew, das vorübergehend Sitz der Turkestaner Regierung wurde. Die neuen Machthaber setzten sich in Taschkent mit Gewalt sofort in den Besitz von Telephon und Telegraph sowie von allen Munitions- und Waffenlagern und begannen, um die hungernden Massen zu beruhigen, mit Plünderungszügen in die umliegenden Kischlaks der Einheimischen. Kerenski gab Befehl nach Skobelew, die frühere Regierung in Taschkent um jeden Preis, innerhalb 24 Stunden, wieder zur Herrschaft zu bringen, und wenn nicht anders möglich, mit den schärfsten militärischen Maßnahmen, mit Hilfe von Kanonen und Maschinengewehren.

Aber auch dieser „Zwischenfall" schien wieder vorüberzugehen, ebenso wie der groß angelegte allrussische Eisenbahnerstreik, der die zweite Oktoberwoche gewährt hatte. Allzubald wurde bekannt, daß die Kerenski-Anhänger in Taschkent mit den Usurpatoren zu verhandeln begannen, ebenso wie es die hiesige Regierung tat. Letzten Endes läuft ja hierzulande alles darauf hinaus, daß ein Vorwand zu Plünderungszügen nach Lebensmitteln gegeben ist, und die bedauernswerten Einheimischen, obwohl am Taschkenter Putsch gänzlich unbeteiligt, waren die willkommenen Opfer, an denen man seine Wut austobte.

*

Der 9. November 1917 war in unserem Lager der Tag, der die ungeheuerste Aufregung brachte: die Extratelegramme berichteten bereits, daß in Petersburg der Arbeiter- und Soldatenrat die ganze Macht an sich gerissen und die provisorische Regierung gestürzt hätte. Alle Truppen hätten sich der neuen Regierung unter Führung Lenins angeschlossen; der Zuzug von Truppen, die sich nicht

Digitized by Google

mit den Bolschewiken solidarisch erklärten, würde mit Waffengewalt verhindert. Kerenski hatte schon, als die Lage für ihn bedenklich erschien, den Sitz seiner Regierung von Petersburg nach Moskau verlegt, er selbst war aus Petersburg geflohen und erteilte seine Befehle von Gatschina aus.

Bald folgten weitere Nachrichten, die wieder große Erregung, aber auch neue Friedenshoffnungen bei uns auslösten. Auf der einen Seite die großen Erfolge der Unsrigen an der italienischen Front, auf der anderen die Verhältnisse in Rußland, die nunmehr ernstlich zum Frieden zu drängen schienen: Die Truppen Kerenskis seien — so hieß es — von den Bolschewiken vor Petersburg aufs Haupt geschlagen worden. Ein blendender Aufruf der Bolschewiken wendet sich an das russische Volk zur Mitarbeit an der Revolution und am Kampfe gegen die Kerenski-Anhänger, die Feinde der wahren Revolution wären und das Vaterland an den Rand des Abgrundes gebracht hätten. Friede, Brot und Land verspricht die neue Revolution!

Die hiesigen Zeitungen (15. November 1917) brachten dann spaltenlange Berichte über den Sieg der Bolschewiken; fast alle Städte Turkestans schlossen sich durch Begrüßungstelegramme der Bolschewikenregierung an. Hier in der Stadt aber herrscht gegenwärtig geradezu idyllische Ruhe, es ist nicht einmal zu Demonstrationen gekommen, offenbar weil die hiesige „Regierung", die aus den Kerenski-Anhängern besteht, noch zuwartet und nur vorsichtig tastend langsam zu den Bolschewiken hinüberneigt.

In Taschkent allerdings, wo gleich nach Bekanntwerden des Sieges der Bolschewiken zunächst die Usurpatoren vom letzten Putsch abgesetzt und gefangengenommen wurden, kam es zu wütenden Kämpfen, über deren Verlauf wir von unseren Taschkenter Kameraden Nachricht erhielten. Durch das Eisenbahnerstreikkomitee wurde auch hier jedes Herannahen von Truppen zur Hauptstadt des Landes mit der Waffe verhindert, und nur jene wurden durchgelassen, die sich zu den Bolschewiken bekannten. Die Bahnlinie gegen Tschernjajewo, die Abzweigung gegen Samarkand und die Bahn gegen Namangan wurde zerstört, die Brücke über den Syr Daria unbrauchbar gemacht; wir sind also wirklich hier in der Ferghana, in diesem letzten Winkel Zentralasiens, vollständig abgeschnitten und nur mehr durch den Telegraph mit der Außenwelt in Verbindung!

Digitized by Google

Taschkent ist vollständig blockiert, die früheren Regierungstruppen haben sich mit Geschützen, Maschinengewehren und Panzerautos in der Festung eingeschlossen, die von den Rotarmisten belagert wird. Artillerie- und Maschinengewehrfeuer bestreicht die ganze Stadt, der Bahnhof, die Spitäler und Kasernen sind schwer beschädigt, in den Straßen sind Maschinengewehre aufgestellt, an Barrikaden tobt der erbittertste Kampf. Leider sind nach Berichten auch mehrere Hundert der Unsrigen in den Kämpfen ums Leben gekommen. Raub und Plünderung sind an der Tagesordnung. Angeblich halten 12.000 Kosaken die Eisenbahnlinie bei Kasalinsk besetzt, um auf Taschkent loszugehen.

Die Nachrichten über die entsetzlichen Kämpfe in Petersburg und Moskau treten für uns in den Hintergrund gegen die uns unmittelbar berührenden in Turkestan.

— Das große Friedensmanifest Rußlands an alle Völker vom 7. November und das neue Programm der Bolschewikenregierung (mit den wesentlichsten Punkten: sofortiger Friedensschluß ohne Kontribution und Annexion, Aufteilung des Bodens, Übernahme aller Industrien durch den Staat im Sinne des Marxismus) wurde hier erst am 24. November bekannt. Der Eindruck, den das Friedensmanifest in unserem Lager machte, war kaum zu beschreiben, ein Alp war von uns allen gewichen, und wenn auch noch die Nachrichten über den erfolgten Waffenstillstand ausständig waren, so war doch jeder von uns überzeugt, daß diesmal wirklich der Friede nahe sei. Wir sind ja auch eigentlich nicht mehr bewacht, die Posten haben andere Sorgen, als an ihren Plätzen zu stehen. Das eine Tor des Lagers ist weit offen, das andere mit einem schwachen Draht vermacht, der einzige russische Wachesoldat erinnert mehr an den Torhüter am Eingang einer großen Fabrik. Es gibt kein anderes Gespräch mehr als den Frieden und die Heimfahrt, wiewohl es auch noch ein paar Monate bis dahin währen wird. „Ist aber wieder Ruhe im europäischen Rußland eingetreten, wird uns doch niemand ernstlich hindern, in die Heimat zu kommen, vielmehr werden die Russen froh sein, die vielen Esser los zu sein" — so denken wir!

— Am 25. November erschien der Wortlaut des Gesetzes über die Aufteilung des Bodens. Ganz auf kommunistischer Grundlage wird jeder Privatbesitz zugunsten des Staates enteignet; alles, was bebaubar ist, wird Staatseigentum, es gibt keinen Kauf, keine Belehnung, keinen Verkauf und keine Pfändung von Grundbesitz.

Digitized by Google

Jedem wird sein Stück Boden zugewiesen, und wer sein Grundstück nicht selbst zu bebauen in der Lage ist, verliert seinen Anspruch darauf. —

*

Das Friedensmanifest hat hier im Lande hinsichtlich des Begriffes „Annexion" eine sehr interessante Auslegung gefunden. Die vier großen Provinzen Turkestans: Samarkand, Syr Daria, Transkaspien und Ferghana, haben sich zusammengetan und auf einer von 500 Abgeordneten beschickten Versammlung in Kokand ihre Meinung über ihre Zukunft dahin abgegeben, daß sie sich zu einer Föderativrepublik vereinigen, wobei jede der vier Provinzen ihre Selbständigkeit behalten solle. Für ganz Turkestan wird ein eigenes Parlament auf fünf Jahre gewählt, das einen Vertreter bei der Regierung in Petersburg hat. Weiter soll Turkestan das Recht bekommen, eigenes Geld herauszugeben und Zölle einzuheben. Die Eisenbahnen bleiben so lange in russischem Besitze, bis sie von der neuen Föderativrepublik abgelöst werden.

*

Der 2. Dezember war wieder ein Tag hellster Freude in unserem Lager, als wir die ersten verläßlichen Nachrichten vom Beginne der Friedensverhandlungen bekamen. Diesmal war es also doch wahr, und selbst die ärgsten Zweifler und Pessimisten unter uns konnten es gedruckt lesen, daß Österreich die Vorschläge zum Beginne von Verhandlungen angenommen habe. Alles rannte zusammen und wollte mit eigenen Augen die Freudenbotschaft lesen. Dabei gab es übrigens ein ganz merkwürdiges Ereignis: wir gelangten in den Besitz dieses für uns so wertvollen Extratelegramms durch einen von Taschkent kommenden Kameraden, der es von dort selbst mitbrachte, bevor es noch hier bekannt war. Die russischen Soldaten bestürmten dann uns darum, und als sich der hiesige Höchstkommandierende von der Echtheit überzeugt hatte, ließ er es in Skobelew vervielfältigen. So geschah es also, daß tatsächlich die Russen hier erst von den Kriegsgefangenen die Friedensbotschaft erhielten! Hier hätten die Zeitungen wahrscheinlich die Nachricht kaum veröffentlicht, wie sie ja alle Siege der Bolschewiken zurückhielten. Da aber nunmehr bekanntgeworden war, daß Kerenski, die Aussichtslosigkeit seiner Bemühungen einsehend, alle Ämter und Würden niedergelegt und sich

Digitized by Google

ins Ausland begeben hätte, konnten wir erwarten, daß sie ihre Taktik bald werden aufgeben müssen.

Unbekümmert um die neue Verfassung, die von der jetzigen Regierung nunmehr für Turkestan ausgearbeitet wird und an der auch die Einheimischen beteiligt sein sollen, gehen auch die Autonomiebestrebungen sichtlich vorwärts, was uns wegen unseres weiteren Schicksals auf das lebhafteste berührt. Für den 8. Dezember wurde die feierliche Proklamation Turkestans als Föderativrepublik in Kokand angekündigt. Als Chan soll ein Muselmane, als sein Stellvertreter ein Russe gewählt werden. Den russischen Offizieren wird freigestellt werden, in die neu zu errichtende sartische Armee als Instruktore einzutreten oder nach Inner-Rußland abzureisen. Was uns betrifft, heißt es, so können wir entweder hier eine Beschäftigung ergreifen oder nach Inner-Rußland abgehen. Welche Fülle von Kombinationen lösten alle diese Nachrichten für uns aus!

Und in der Tat kam wenige Tage später die Nachricht, daß die muselmanische Tagfahrt in Kokand die Autonomie Turkestans erklärt und eine neue Regierung, zu zwei Drittel aus Mohammedanern und zu einem Drittel aus Russen bestehend, eingesetzt habe. Ein neues Ministerium werde folgen und das russische Militär bis zum 17. Dezember Turkestan verlassen. Die Verfügung über die Kriegsgefangenen behalte sich die neue Regierung vor. Der neue Staat werde den Namen führen: *turkestan-i-muchtariat* („autonomes Turkestan") und einen Teil des Südoststaatenbundes bilden, dem sich das neue Kosakenreich, das Kaledin aufstellen will (er hat in flammenden Worten die Kosaken zur Befreiung aufgerufen!), die Ukraine und einige Teile von Südsibirien anschließen werden! Unsere Zukunft verspricht also recht bewegt zu werden, falls wir nicht vorher heimfahren können!

*

Dank den vielen Ereignissen und Nachrichten war auch im Lager die Zeit bis zum Jahresende rascher vergangen als sonst. Als die Erntearbeit in unseren Gärten gegen Mitte Oktober beendet war, setzte ich vor allem meine Beschäftigung mit den orientalischen Sprachen fort, die mir viel Freude macht. Auch eine andere, recht umfangreiche Arbeit habe ich in der Zwischenzeit fertiggebracht: ich habe meine Tagebücher, beginnend mit dem ersten Tage des Krieges bis jetzt, in Miniaturschrift unter der Lupe steno-

Digitized by Google

graphiert; die Blätter schneide ich in Streifen, klebe diese aneinander und rolle sie über ein Zündholz. Diese kleinen Zylinder werden in vorher gespaltene Hölzer eingeleimt, die als Gepäckträger dienen. Da man doch jetzt schon daran denken muß, sich für die Heimfahrt zu wappnen, habe ich auch für das sichere Heimbringen der mir wertvollen Photographien, Filme und Bilder gesorgt. Diese werden in gespaltene Furnierbrettchen eingeleimt. Wir haben ja durch die vielen Inspizierungen und Visitierungen zugelernt und im Verbergen eine Übung, die jedem Berufsverbrecher zur Ehre gereichen würde.

Mit der Kleidung haben wir auch gründlich haushalten gelernt; in der heißen Zeit genügt eine Schwimmhose oder das luftige sartische Ackergewand. Man kann sechs Monate barfuß leben, denn das letzte Paar Schuhe muß unbedingt für die Rückfahrt aufgehoben werden!

Nur über die Lebensmittelkrise war schwer hinwegzukommen. Die Preise schnellten immer mehr in die Höhe, unsere Bezüge aber blieben immer die gleichen, die Gagen kamen stets verspätet zur Auszahlung, und dann in den ominösen Kerenski-Tausendern, die man nur mit Verlust wechseln konnte. Schließlich begannen auch diese Bezüge auszubleiben und wir erhielten Naturalfassung von Lebensmitteln, die wir uns von drei zu drei Tagen erbetteln mußten. Fleisch war kaum erhältlich, Kohle fehlte ganz, auch das Brot wäre schon Mitte Dezember zu Ende gewesen, hätten wir nicht durch tüchtige Wirtschaft noch immer einige geheime Vorräte; mir nützte noch besonders das schöne Erträgnis meines Gartens. Was aber sollen die anderen tun? Wenn die Lebensmittel einmal ganz ausbleiben, werden wohl auch die schönsten Reservatbefehle unserer österreichischen Lagerkommandanten, die uns verbieten, irgendeine Arbeit anzunehmen, nicht verhindern, daß wir uns unser Dasein durch eigene Arbeit verdienen, wenn sie auch nicht „offiziersmäßig" ist. Wir sind ja unser Leben auch unseren Familien schuldig!

Für die Weihnachtsfeiertage erhielten wir vom neugewählten Komitee — ein ganz junger Fähnrich ist unser Militärkommandant geworden — ganz unerwartet 60 Dekagramm Weißmehl pro Mann, was größte Begeisterung auslöste. Für die ausgebliebenen Bezüge hat Exzellenz Waitzendorfer, ein in Przemysl gefangengenommener General, der seit 12. November in unserem Lager ist,

Digitized by Google

durch Aufnahme eines zu Hause rückzahlbaren Darlehens zunächst Ersatz geschaffen.

Die Weihnachtsstimmung war diesmal eine bessere, hatten wir doch allen Grund zur Annahme, daß sich unsere Lage bald bessern würde. Ich blieb aber auch diesmal allein, so begann das vierte Jahr der Gefangenschaft; meinem getreuen Diener Dunzendorfer konnte ich mit einigen Eßvorräten eine kleine Freude machen.

Seitdem die Wachen sich um uns so wenig kümmern, kann man auch heimlich über die Mauern und in die Sartendörfer gehen, um sich ein wenig die Umgebung anzusehen. Wir kamen nach Schura, wo wir bei einer der eigenartigen einheimischen Mühlen unseren Mais mahlen ließen. Wolf und Lauda waren gar schon bis an den Fuß der Gebirge nach Wuadil vorgedrungen. In den ersten Tagen des neuen Jahres wollen wir nun auch einmal versuchen, in die Berge zu gelangen.

Der letzte Befehl unseres österreichischen Kommandos in diesem Jahre war die Einladung, sich für den Heimtransport zu Coupégruppen von vier und acht Mann zusammenzuschließen! Wie schön, wenn es so weit wäre!

Digitized by Google

1 9 1 8

Beim Aksakal von Wuadil und in Schach-i-Mardan

Der Neujahrstag des Jahres 1918 war angebrochen. Es war ein wunderschöner, recht kalter Wintertag, der sich von den anderen lediglich durch ein besseres Mittagessen unterschied. Meine engeren Freunde und ich waren ganz damit beschäftigt, die Vorbereitungen für unseren ersten Ausflug in die Berge zu treffen, den wir uns zurechtgelegt hatten.

Seitdem wir von Dschisak nach Skobelew gezogen waren und das gigantische Gebirgspanorama gesehen hatten, das den südlichen Horizont einer mächtigen Felsenkulisse gleich abschließt, die ihre wilden Zacken und Grate bis zum Himmel ragen läßt, war es immer unser sehnlichster Wunsch gewesen, wenigstens einmal unseren Fuß in diese herrliche Gebirgswelt setzen zu können. Eine über 200 Kilometer lange Kette von schnee- und eisbedeckten Gebirgskämmen, die fast alle die höchsten Gipfel Europas um ein bedeutendes überragen, lag vor uns. Da auf geradem Wege die Erlaubnis zu einem solchen Ausflug in die Berge nicht zu erreichen war und auch unser Versuch, uns als Arbeitspartie für den Tengis-Bei zu melden, auf unüberwindliche Schwierigkeiten stieß, machten wir's den anderen Kameraden nach und verließen heimlich unser Lager.

7. Jänner 1918. In einem unbewachten Augenblick, während die wenigen Lagerwachen anderweitig beschäftigt wurden, flogen vier Rucksäcke über die Lehmmauern unseres Lagers und unmittelbar darauf waren wir vier, Odörfer, Penizek, Fritz Singer und ich, schon auf dem Weg in die Steppe hinaus, um unsere auf drei Tage angelegte Wanderung von Skobelew über Wuadil nach Schach-i-Mardan durchzuführen. Unsere Unternehmung war so recht ein kleines Abenteuer, das wir sicher nicht rasch vergessen werden. Die vielen schönen Bilder, die wir auf dieser Wanderung

Digitized by Google

zu sehen Gelegenheit hatten, gaben uns erst den richtigen Eindruck vom zentralasiatischen Bergland.

Zwischen Skobelew und dem Beginne der Berge liegt die Steinsteppe, deren Überquerung ungefähr sechs Stunden erfordert. Für die Trostlosigkeit der Gegend entschädigt reichlich der Blick auf die prächtigen Berge, denen man sich immer mehr nähert. Wir nahmen den Weg in der Richtung auf den tiefen Einschnitt in den Vorbergen, das „Tor von Wuadil". Bei einem sartischen Friedhof mit hübschen Grabmälern in malerischer Lage hielten wir die erste Rast, um von diesem erhöhten Punkt das ungeheure Gebirgspanorama zu genießen, das sich vor uns entrollte. Weit im Osten die roten Höhen von Kisilkiah, vor uns die drohenden Felsenberge, deren vordere Kämme mit Schnee bedeckt waren, während die rückwärtigen Züge bereits zahlreiche Gletscher erkennen ließen; ja sogar die vor uns liegenden beiden Kogel, die den Eingang in das Tal von Wuadil beherrschen, entpuppten sich als zwei kahle, steil aufsteigende Felsenkolosse von 600 bis 800 Meter Höhe.

In der kleinen Tschai-Chana vor Wuadil, wo wir zunächst einkehrten, trafen wir den Inhaber und seine Gäste in der landesüblichen Art auf dem Boden hockend, die Füße unter dem niedrigen, mit einer Wattendecke überdeckten Tisch gesteckt, wo in einer Bodenversenkung ein primitives Holzkohlenfeuer in einem Becken (*mangal*) unterhalten wurde. Da die Teehäuser gegen außen vollständig offen sind, die Läden nur bei Nacht vorgestellt werden — Öfen sind bei den Sarten nicht bekannt —, kann man sich bloß auf diese etwas merkwürdige Weise und durch fortgesetztes Teetrinken erwärmen. Wir erzählten dem Chosain auf sartisch unseren Wunsch, morgen nach Schach-i-Mardan zu ziehen, wozu wir eine Arbe mieten wollten. Da er selbst keine solche besaß, wies er uns an die Karawansereien beim Basarende in Wuadil. Während wir uns mit ihm über die Preise unterhielten, erlebten wir die große Überraschung, daß einer der am Boden hockenden Sartenburschen uns plötzlich fragte, ob wir Czernowitz, Radautz und Delatin kennen? Es waren die Orte, in die er bei Mobilisierung der Sarten zu Arbeiten hinter der Front verschickt worden war. Nach fast vierzigtägiger Fahrt mit der Eisenbahn, von der er uns nicht genug erzählen konnte, war dieser gute Junge aus seinem Bergdorf bis nach Galizien gekommen und hatte dort als Zimmermann gearbeitet. Er war übrigens voll des Lobes über die schöne Gegend, ihre Wälder und die gute Verpflegung, die er dort erhalten hatte.

Digitized by Google

In einer halben Stunde hatten wir die Karawansereien und den malerisch gelegenen Basar von Wuadil erreicht, wo, da gerade Markttag war, das lebhafteste Getriebe herrschte. Alle Buden waren geöffnet, hier gab es sogar alle Lebensmittel in Hülle und Fülle, die bei uns in Skobelew schon Seltenheitswert hatten. Bei der Karawanserei wurde uns bedeutet, daß wir uns vorerst beim Dorfältesten (*aksakal*, „Weißbart") zu melden hätten.

Ich packte daher den nächstbesten Sarten zusammen (erst später bemerkte ich, daß er unter seinem Schalat Patronengürtel und Waffen trug, somit zur Ortswache gehöre), damit er uns zum Aksakal führe, dessen Wohnung am oberen Ende des Basares lag.

An der Kreuzungsstelle dreier enger Gassen war fast der ganze Basar in der Höhe von ungefähr vier Meter mit Stangen überdacht, die mit Weinlaub und Geäst bedeckt waren, um im Sommer die große Hitze abzuhalten. Unter uralten Bäumen lagen hier die großen Tschai-Chanas des Ortes; sie waren heute mit Gästen überfüllt. Am höchsten Punkte des Basars, durch ihre vornehme Ausstattung sich von allen anderen auszeichnend, befand sich die Amtsstelle des Aksakals.

Hatten wir uns unter dem Dorfältesten einen würdigen alten Sarten vorgestellt, der durch sein ruhiges sicheres Auftreten bei seinen Mitbürgern Ansehen genießt, Recht spricht und Ordnung schafft, so mußten wir hier eine sehr peinliche Überraschung erleben. Der Aksakal war ein geradezu rabiater tyrannischer Mann in mittleren Jahren, der mit Nagaika und Gebrüll, dem noch eine Menge von Waffen in seiner Bude besonderen Nachdruck verliehen, seine Leute in Schach hielt. Es sah hier ganz kriegerisch aus, überall lagen Gewehre, Revolver und Patronengürtel herum, alles harrte nur der Winke, die Hamid Bej geben würde. Im Hintergrunde hockten noch ein paar Sarten, darunter ein sehr gefälliger Bursche, der sogar etwas russisch sprach; er war das ausübende Organ des Aksakals, der alle Befehle seines Herrn augenblicklich durchzuführen hatte. Der Raum sah ungemein rein und sauber gehalten aus und trug das Gepräge des Wohlstandes, ebenso wie der Aksakal selbst schon dem Äußeren nach ein vornehmer Sarte war mit schön gepflegtem, rötlichem Bart, lebhaften Augen und noch viel lebhafterem Temperament. Dazu kam noch, daß er, wie wir bald nach seiner „Ansprache" bemerken konnten, auch dem Alkohol nicht abhold war. Er trug einen schwarzseidenen Schalat, der seinen prallen Bauch umspannte, ein

Digitized by Google

schönes grünseidenes Gürteltuch, reichgestickte Tibitejka und war stets mit der Nagaika bewaffnet.

Ich hatte mir vorgenommen, in meinem besten Sartisch die freundschaftlichsten Beziehungen mit ihm anzuknüpfen; aber kaum, daß wir vor ihn gebracht worden waren, wurden wir mit einer Flut von Gebrüll in unverständlicher Sprache empfangen, aus dem wir vorerst nicht klug werden konnten. Er lehnte es strikte ab, auf Sartisch zu verhandeln, so daß meine schönsten Redensarten, die ich mir zurechtgelegt hatte, wirkungslos an seiner Wut abprallten. Seine laute Stimme war weithin hörbar, so daß bald die Basarbesucher zusammenströmten und nunmehr in dichten Scharen, als gäbe es hier ein Volksfest, einen Knäuel von Zuschauern vor dem Theaterpodium bildeten, auf welchem der Aksakal stand und tobte, während wir als vollkommen friedliche Bürger vor ihm den Verlauf der Ereignisse abwarteten. Mit immer steigender Erregung verlangte Hamid Bej eine „Bumaga" (Erlaubnisschein). Singer, der einzige von uns, der leidlich Russisch sprach, versicherte, daß jetzt, da doch der Krieg zu Ende wäre, dies nicht mehr notwendig sei und daß wir auch in Skobelew frei ausgehen dürften.

Der Kreis der Sarten wurde immer dichter, das Gedränge um uns beängstigend. Ich bemühte mich einstweilen, dem Sartenjungen klarzumachen, daß wir doch gar nichts anderes vor hätten, als den Wallfahrtsort Schach-i-Mardan zu besuchen und dies nur pflichtschuldigst dem Aksakal melden wollten. Hamid Bej blieb aber unerbittlich; fast wäre es dazu gekommen, daß er uns nach Skobelew zurückgeschickt hätte.

Da besann er sich eines anderen und rief uns plötzlich zurück. Inzwischen hatte er mit seinem kleinen Sekretär gesprochen, und nun klärte sich alles auf: Hamid Bej wollte nicht von uns einen Erlaubnisschein, sondern ein Blatt Papier (russisch ebenfalls Bumaga), damit er uns darauf schriftlich die Erlaubnis zu einem Ausflug (*tamascha*) nach Schach-i-Mardan geben könne!

Dann gab es noch eine letzte gefährliche Klippe. Hamid Bej, scheinbar schon ganz beruhigt, wollte noch eines von uns wissen; seine Frage blieb uns aber allen unverständlich, da sein Kauderwelsch weder russisch noch sartisch war. Da stürzte der Aksakal nach rückwärts, riß aus einem an der Wand befindlichen Gehänge einen Revolver und ging damit auf Fritz Singer los, dem er ihn mit einer Frage vorhielt. Endlich war des Rätsels Lösung gefunden:

Digitized by Google

er wollte wissen, ob wir solche Waffen besäßen! Wir verneinten dies, wie es auch den Tatsachen entsprach. Trotzdem wurden aber ordnungshalber unsere Rucksäcke von den Karauls visitiert. Alles war nunmehr in Ordnung und die Situation gerettet.

Hamid Bej, zufriedengestellt, war wie umgewechselt; er ließ uns eine richtige sartische Sapiska (*bujuruk*) schreiben, während Singer eine russische verfaßte, auf welcher unsere vier Namen verzeichnet waren. Noch merkwürdiger war, daß man sich dann an uns wandte, ob wir nicht auch einen Stempel zum Aufdrücken des Amtssiegels mithätten!

Endlich war auch diese Schwierigkeit überwunden, aber noch immer sollte es nicht möglich sein, friedlich unseres Weges zu ziehen; Hamid Bejs Wut hatte sich in verwunderliche Gastfreundschaft umgewandelt, so daß er uns plötzlich in seiner ungestümen Weise anfuhr, ob wir auch genügend getrocknete Früchte bei uns hätten; wir verneinten dies bescheiden, worauf der Aksakal in einer großen Schüssel die herrlichsten getrockneten Aprikosen bringen ließ und uns damit reichlich beschenkte. Dasselbe wiederholte sich mit Zucker, den wir nach unserer Angabe auch nicht hatten, worauf einer seiner dienstbeflissenen Pagen eine Glasschüssel mit schönstem Würfelzucker brachte, aus der Hamid Bej uns wie ein Landesvater beteilte.

Mittlerweile aber hatte sich unter der dichten Schar der zusehenden Sarten ein heftiger Streit entsponnen — wir erfuhren erst später, daß wir die Ursache waren —; ein Sarte hatte nämlich laut seinem Unwillen Ausdruck gegeben, daß Hamid Bej, einer der reichsten Männer in der ganzen Gegend, uns Kriegsgefangene so reichlich mit kostbaren Eßwaren beschenkte, während er den eigenen Leuten nichts gäbe. Es entstand sofort riesiger Tumult; zwei Sarten würgten einander, man rief dem Aksakal etwas zu, worauf Hamid Bej, feuerrot vor Wut, in seine Überschuhe sprang und eine schwere Nagaika von der Wand riß, um Ordnung zu schaffen. Vorerst entlud sich seine Wut gegen den Menschenknäuel, der sich balgend noch einige zehn Schritte aufwärtsbewegte. Aber nicht genug an dem: als man vor Hamid Bej zwei Sarten, offenbar die Hauptschuldigen, geführt hatte, warf er die Nagaika hin, riß eine Winchesterbüchse vom Haken und stürzte sich von seinem Podium herab auf die beiden Opfer; fast schien es, als würde es jetzt zu Tätlichkeiten kommen und Hamid Bej in seiner Wut den einen der Sarten über den Haufen schießen. Der

Digitized by Google

Delinquent wurde mit Kolben und Faustschlägen in die Brust und unters Kinn unter fortwährendem Gebrüll des Aksakals so böse behandelt, daß er schließlich einige Schritte weit am Boden hinkollerte und dann weggebracht werden mußte.

Wir mußten Zeugen dieser widerlichen Szene sein, da wir doch den Aksakal nicht verlassen wollten, ohne wenigstens einen der beiden Erlaubnisscheine in Händen zu haben. Als Hamid Bej keuchend und pustend vor Erregung sein Podium wieder bestiegen hatte, ließ er sich auf einem unserer Rucksäcke nieder, um sich den Schweiß von der Stirne zu trocknen, so daß wir füglich nicht gleich weg konnten. (Ich hatte den Zwischenfall benutzt, um rasch vom Sartenjungen den Bujuruk einzusehen; zu meiner Freude war es tatsächlich ein auf vier Personen lautender Erlaubnisschein nach Schach-i-Mardan und zurück!) Keiner von uns wagte, das Gespräch mit dem Aksakal wieder aufzunehmen, ehe er selbst beginnen würde; schließlich bedeutete er uns, daß der eine Schein bei ihm bleibe, der andere nach Schach-i-Mardan als Vorbote für uns vorausgeschickt werde. Der kleine Sartenjunge war übrigens so freundlich, uns vor der Tschai-Chana nebenan zu warnen, da sie eine ausgesprochene Räuberhöhle wäre. Wir bekamen sogar dann einen Führer mit, der uns in eine benachbarte, wohl sehr bescheidene Karawanserei am Rande des Wildbaches führte. Bald war auch ein Arbakesch (Arbenkutscher) gefunden, der uns am nächsten Tag, morgens um 6 Uhr, erwarten sollte.

Unsere immerhin beträchtliche Marschleistung und die aufregenden Szenen beim Aksakal lösten eine Reaktion aus, die in dem einzigen Wunsch bestand, jetzt tüchtig zu essen und zu ruhen. Der einfache Raum unseres „Hotels" war ein leeres Gemach mit rauchgeschwärzter Balkendecke, die in der Mitte durch eine geschnitzte Holzsäule mit bescheidener Laterne gestützt wurde. Die Einrichtung bestand lediglich aus einem auf der Längsseite ausgebreiteten hübschen Teppich auf einer Unterlage aus Kirgisenfilz; in einem Winkel war eine Decke für uns vier vorbereitet. Wir stärkten uns gründlich, dann folgte der landesübliche Tee, der auch die innere Erwärmung zu besorgen hatte, da von unserem *„uschak"* (Diener) ein Feuer nicht zu erreichen war. Die Zeit verging uns aber sehr rasch, denn die große Szene beim Aksakal hatte in ganz Wuadil unsere Anwesenheit bekanntgemacht; von allen Seiten kamen Sarten, um uns zu besuchen, jeder wollte berichten, wie gut es ihm in Galizien ergangen sei. Bei den

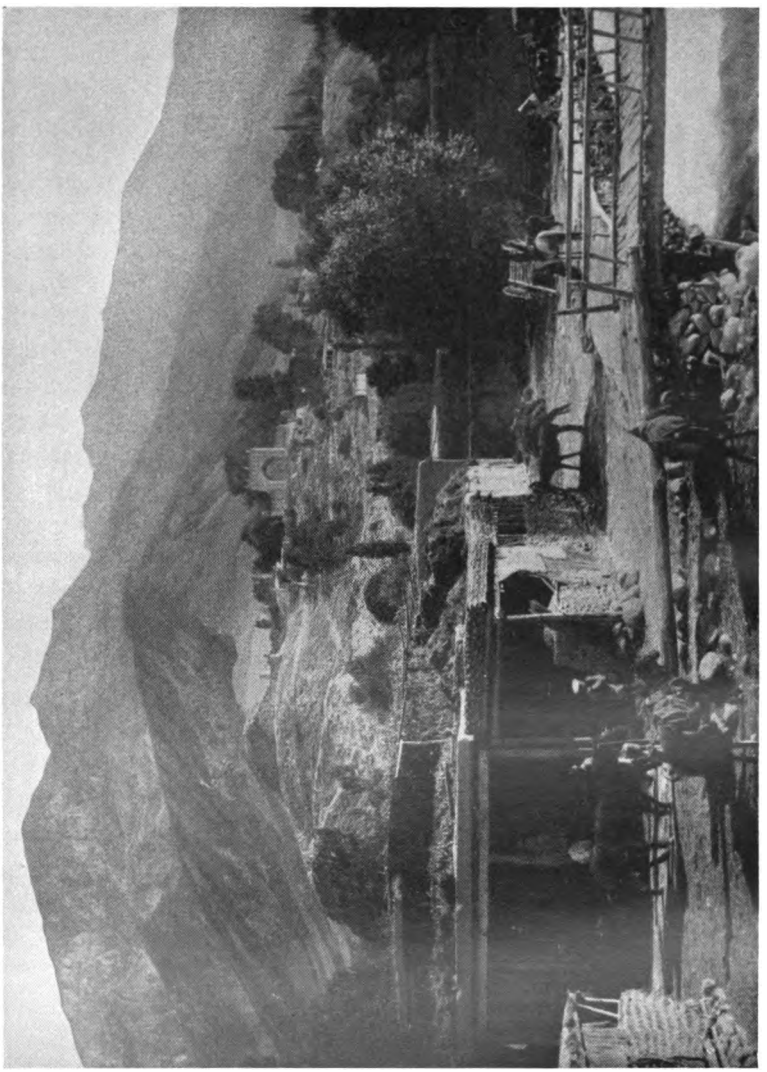
Digitized by Google

Moschee in Skobelew.

Mehl- und Reisbasar in Skobelew.

Digitized by Google

Tafel X



Schach-i-Mardan. Am Berghang die Wallfahrtsmoschee.

Digitized by Google

Mädchen dort scheinen sie nicht wenig Glück gehabt zu haben, jedenfalls hatten sie dieselben noch in sehr angenehmer Erinnerung. Ein Sartenjunge prahlte sogar in bestem internationalem Kauderwelsch und mit bedeutungsvoller Miene: „Manga dawai jachschi Kuß!“ (Sartisch, Russisch und Deutsch gemischt: „Gib mir einen guten Kuß!“) Als Hauptmahlzeit hatten wir uns den Burdak bereiten lassen, Hammelfleisch mit Zwiebel, den uns der Uschak auf einer schönen flachen Tonschüssel nebst den sartischen Broten und selbstredend ohne Besteck servierte. Nach der einheimischen Sitte langten wir alle mit dem Wirten aus der gleichen Schüssel zu; unter diesen Verhältnissen schmeckt auch ein solches Mahl vortrefflich. Die Zuneigung der Einheimischen hatten wir uns auch bald durch kleine Gastgeschenke erworben, die wir für diesen Zweck mitgebracht hatten. Ehrlich müde rollten wir uns in unsere Decken auf der gemeinsamen Liegestatt. Draußen fiel bei hellem Mond die Temperatur unter Null, so daß es in unserer Tschai-Chana bald ebenso kalt war wie im Freien.

8. Jänner 1918. Glück und Wetter waren uns auch heute treu geblieben. Nur die Beschaffung der Arbe stieß auf die merkwürdigsten Schwierigkeiten. Wir mußten die Hilfe Hamid Bejs in Anspruch nehmen, um einen Wagen aufzutreiben, und als der Mittelsmann, ein gefährlich aussehender Kerl in dunkelbraunem Lodenschalat, das Geld im voraus verlangte, um die Arbe stellig zu machen, war die einzig wirksame Drohung die sofortige Beschwerde bei Hamid Bej, wenn er vertragsbrüchig würde. Dieses Mittel wirkte. Wieder verging eine kostbare Stunde, bis endlich der hohe zweirädrige Karren vor unserem „Hotel“ hielt. Da erklärte der Besitzer plötzlich, daß er den Weg hin und zurück heute nicht mehr machen könne, so daß zwei Tage zu bezahlen wären, oder er würde abends leer von Schach-i-Mardan mit der Arbe zurückfahren. Das war uns doch zu bunt; da es inzwischen schon 10 Uhr geworden war, bestiegen wir unser Fuhrwerk, fest entschlossen, den Kutscher auf alle Fälle noch heute mit uns zurückzubringen. Die für das Pferd bestimmten Kleebündel, zusammen mit unseren eigenen Decken, bildeten eine leidliche Unterlage, dann begann, zu zweit Rücken an Rücken gelehnt, die abenteuerliche Fahrt auf diesem exotischen Fuhrwerk.

Der Ort Wuadil zieht sich noch 2 bis 3 Kilometer talaufwärts. Die dunkelbraunen Felsenwände rücken immer drohender zusammen und bilden schließlich eine wilde Schlucht. Die Straße führt ohne

Digitized by Google

irgendein Geländer etwa 20 Meter über der Sohle des brausend dahintosenden Koksu den Abhang entlang, während in der Tiefe das bläuliche Wasser gurgelt und rauscht. Nur hie und da bezeichnen größere Felsbrocken den Rand der Straße. Nach dem gestrigen Basartag in Wuadil war der Weg stark bevölkert, man sah kleine und große Karawanen, dabei auch Kara-Kirgisinnen mit ihrem eigenartigen hochgetürmten, weißen Kopfputz (*kalak*), in dem sie Schmuck und Geld verwahren. Wiederholt wurden wir von den Einheimischen gefragt, ob wir irgendeine Arbeit in Schach-i-Mardan hätten, denn daß man in dieser Jahreszeit ohne sichtlichen Zweck eine Reise dorthin tue, schien den Einheimischen nicht verständlich. Gegen Mittag erreichten wir eine malerische Moschee innerhalb eines sartischen Friedhofes mitten in der Talenge, in die von der Gebirgsseite der Wind eiskalt hineinblies. Bald senkte sich die Straße steil abfallend zum breiteren Talboden.

Kurz darauf hatten wir das Glück, ein besonders eigenartiges Bild aus dem Leben der Einheimischen zu sehen. Während sich unsere Arbe langsam talab senkte, überholte uns von rückwärts ein Reiter mit fliegendem Schalat, die einläufige Jagdflinte quer umgehängt. Bald folgte ihm eine kirgisische Jagdgesellschaft von sechs Leuten, wovon die rechts Reitenden jene prächtigen Jagdfalken auf der Hand sitzen hatten, wie wir sie von Dschisak her kannten. Die edlen Tiere trugen Schellen an den Füßen und die üblichen Falkenhauben. Hinter den beiden Falkenträgerpaaren folgten zwei Kirgisen mit rückwärts durch den Gürtel gesteckten, 2 Meter langen Gerten, die sie vermutlich für das Herabholen des Wildes verwenden. Die ganze Gesellschaft bog dann in ein Seitental ab, um dem Jagdvergnügen nachzugehen. Nach zweistündiger Fahrt erreichten wir eine zweite Einengung des Tales, eine tiefschwarze Schlucht, hinter der sich ein weiter Talkessel mit geradezu überwältigender Aussicht auf das Alaigebirge öffnete, das ganz in Schnee und Eis erstrahlte. Zur Linken lief ein mäßig hoher Gebirgszug von fast purpurroter Farbe, der einen noch wirksameren Gegensatz zu dem Winterbild des übrigen Ausblickes bildete. Hier war auch schon überall Neuschnee, die Straße wohl aufgetaut, an den schattigen Stellen aber vereist. Erst in der Höhe, die wir jetzt erreicht hatten (1500 Meter), begannen schüttere Waldbestände des einzigen hier vorkommenden Nadelbaumes, der „*artscha*“ *, sich zu zeigen. Immer enger wurde der Ausschnitt

* Juniperus Kokandica, eine Wacholdergattung.

Digitized by Google

aus dem Gebirgsmassiv, der sich dem Blicke bot, und immer höher und prächtiger wurden die beiden Gipfel vor uns, deren rechter eine gefährliche Eiswand erkennen ließ. Endlich kam eine kleine Weitung des Tales, anschließend an den Gipfel mit der Eiswand erschien ein gefährlich gezahnter, „abweisender" Grat, wie Singer ihn nannte, und inmitten einer idyllischen Hochgebirgslandschaft, ganz verschneit, tauchte plötzlich am Berghang wie ein Märchenschloß die große Moschee von Schach-i-Mardan auf, wohl an dem schönsten Punkt der ganzen Gegend errichtet. Hier war eine andere Welt, und die Schönheit dieses Ortes erfüllte uns mit ehrfürchtiger Freude. Wir konnten uns an diesem prächtigen Denkmal alter Kultur und an aller Erhabenheit der uns umgebenden Natur nicht sattsehen!

Während unser Arbenkutscher, der kaum angekommen schon zur Rückfahrt drängen wollte, sein Pferd fütterte, stiegen wir rasch den Berg zur Moschee hinan und machten mit dem Scheik derselben, einem würdigen alten Sarten, einen kurzen Weg durch diesen berühmten Wallfahrtsort, in dem ein kunstsinniger frommer Schah vor mehreren hundert Jahren sein Grabmal erhalten hat. Zu Füßen des Bergkegels, auf dem die Moschee steht, liegt der kleine Ort Schach-i-Mardan, der mit seiner Umgebung ganz den Eindruck einer biblischen Landschaft macht.

Die Heimreise auf der immer bergab führenden Straße ging rascher vor sich, als uns lieb war; wir bedauerten auch lebhaft, daß unser Pferd vom Klee gar nichts übriggelassen hatte, so daß das Fahren weidlich hart wurde. Die untergehende Sonne warf noch wundervolle Lichter auf die Bergspitzen; bald erstrahlte ein weißer Gipfel in rosigem Schein, bald glänzten wieder die roten Berge wie Purpur, es war ein ganz eigenartiges Bild, das mit jedem Augenblick wechselte. In Liangar, auf halbem Wege, gab es eine große Überraschung, als wir plötzlich mit lebhaftem Hallo aufgehalten wurden: Eine andere Gruppe unseres Lagers, Gründler, Lang und Wolf mit Palffy als Dolmetsch, ist unserem Beispiel gefolgt und will in den nächsten Tagen sogar den Karakasikpaß (4730 Meter) besteigen. Auch sie hatten ein ähnliches Abenteuer wie wir mit Hamid Bej zu bestehen, der sie schließlich auch gastfreundlich bewirtete.

Unser Arbakesch hatte große Eile, bald jagte unsere Arbe im Galopp, und als wir gegen $^1/_2$8 Uhr in Wuadil ankamen, waren wir gründlich durchgerüttelt. Unsere Tschai-Chana war

Digitized by Google

geschlossen, Wuadil lag im tiefsten Schlaf, ja selbst beim Aksakal, wo wir pflichtschuldig unsere glückliche Heimkehr melden wollten, waren schon alle Läden zu; drinnen allerdings schien es sehr hoch herzugehen. Zwischen den Ritzen der grünen Läden konnte man ein hell erleuchtetes Gemach erkennen, wo gezecht und gesungen wurde. Der gute Aksakal hielt wieder eines seiner Festgelage ab; es war der einzige Lärm in der Stille der Nacht.

Von den übrigen Tschai-Chanas war nur mehr jene offen, die uns als Räuberhöhle geschildert worden war. Wir wollten uns bloß ein gutes Abendessen kochen lassen und uns etwas erwärmen, um dann die Nacht zum Heimmarsch nach Skobelew zu benutzen. Wir traten ein.

Diese Tschai-Chana war wohl wesentlich schöner als die bescheidene Spelunke von gestern, gut eingerichtet, an der Querseite war eine Kochstelle mit offenem Feuer, in der Mitte des Raumes reichliches Holzfeuer, um das alle Gäste saßen. An der Rückwand waren die schönen Truhen mit den hier üblichen Metallbeschlägen für die Besitztümer des Chosains, im Vordergrund lagen Berge unentkörnter Baumwolle. Von nebenan klang der Lärm des Festes beim Aksakal herüber, während wir uns hier häuslich einrichteten und uns reichlich Tschai geben ließen. Da erschien plötzlich der Arbenbesitzer von heute morgen und stellte ziemlich unwirsch an uns das Ansinnen, für die Arbe 35 Rubel nachzuzahlen, da wir sie auch für die Heimfahrt benutzt hätten. Ich ging jedoch darauf nicht ein, berief mich auf Hamid Bej, und nach längerer recht unfreundlicher Auseinandersetzung zog der Sarte unverrichteter Dinge ab. Als wir nach unserem vorzüglichen Mahl eben beim Teetrinken waren, erschien an der Schwelle neuerlich der frühere Arbenunternehmer, diesmal mit einem doppelläufigen Gewehr bewaffnet und vom Arbakesch begleitet. Er setzte sich wieder zu mir, nahm sein Gewehr herunter, das er in der Rechten haltend neben mich pflanzte — ganz nach Karl May — und begann seine Forderung zu wiederholen. Offenbar meinte er, seinen Worten mit dem Gewehr mehr Nachdruck zu verleihen oder uns einschüchtern zu können. Wir ließen aber nicht locker, und als mir die Sache schließlich zu arg wurde, machte ich ihm klipp und klar den Vorschlag, mit mir unverzüglich nebenan zum Aksakal zu gehen, der ja, wie man hörte, noch wach wäre, damit wir dort die Angelegenheit regeln könnten. Dieser Hieb saß und es blieb dem geriebenen Sarten nichts anderes übrig, als doch seiner Wege zu

Digitized by Google

gehen. Er nahm sein Gewehr und verschwand. Gestärkt und ausgeruht wollten wir uns nun aufmachen, um in aller Bequemlichkeit während der Nacht über die Steppe zu pilgern und möglichst unbemerkt unser Lager zu erreichen. Da erlebten wir aber eine neue Überraschung. Als die in der Tschai-Chana anwesenden Sarten und Kirgisen von unserer Absicht erfuhren, waren sie alle entsetzt und überboten sich förmlich, uns vor einem solchen Abenteuer zu warnen. Wir hielten ihre Warnung vorerst für einen schlauen Geschäftstrick, um uns für die Nacht in ihrer Tschai-Chana zu behalten; als aber ihre Vorstellungen immer eindringlicher wurden, und selbst diejenigen Sarten, die nicht zur Tschai-Chana gehörten und in unseren Verhandlungen mit dem Arbenbesitzer sich sehr für uns eingesetzt hatten, alles aufboten, um uns von unserem Entschluß abzubringen, hielten wir es doch für geraten, diesen Wink zu beherzigen und unseren Plan zu ändern. Mag sein, daß sie uns vielleicht vor jenem Sarten schützen wollten, der das doppelte Arbengeld von uns erpressen wollte!

Wir entschieden uns, eine zweite Nacht in Wuadil zu bleiben. Platz war hier hinreichend, das gut unterhaltene Feuer ließ eine erträglich warme Nacht erwarten.

Kaum daß wir uns zur Ruhe gelegt hatten, schien auch das Fest beim Aksakal sein Ende erreicht zu haben. Von dort kamen nämlich bald einige „*bai-batscha*“ (Lustknaben) in unsere Tschai-Chana herüber, wovon der eine ein wirklich bildhübscher Junge von etwa 12 bis 14 Jahren war, säuberlich in Seide gekleidet und stark geschminkt, mit großen dunklen herausfordernden Augen, der ziemlich deutlich um den Inhaber der Tschai-Chana und die Gäste herumzuscherwänzeln begann, wobei er kichernd und lachend sein Spiel trieb. Der Wirt ging jedoch auf das kokette Treiben des Buben nicht ein, und die anderen wieder waren der Ruhe sehr bedürftig.

Spät nachts kam noch einmal unser „Freund“, der Mann mit der 35-Rubel-Forderung, der sich offenbar überzeugen wollte, ob wir hier geblieben wären oder tatsächlich den nächtlichen Marsch über die Steppe angetreten hätten.

9. Jänner 1918. Wir hatten leidlich gut geschlafen und waren am Morgen für den Rückweg gründlich ausgeruht. Wir hielten es für geraten, möglichst bald aus dem oberen Teil von Wuadil und der Nähe des Aksakals fortzukommen, brachen daher früh auf und hielten erst Rast für den Morgentee in der gleichen Tschai-Chana

Digitized by Google

wie am Herweg. Über den Bergen waren gestern abend Nebelschwaden gelegen, heute aber wurden sie nach und nach immer klarer, und beim Masar auf dem Sartenfriedhof genossen wir noch einmal die wundervolle Aussicht auf die Berglandschaft, aus der wir kamen. Bald nach unserem Aufbruch vom Masar kamen wir bereits in die kurze Schlucht, nach der die letzten 10 Kilometer bis Skobelew über die vollkommen vegetationslose Steinsteppe führen. Im Norden vor uns erschienen in der klaren Winterluft die langen schneebedeckten Züge der Namanganer Berge, die schon dem Tianschangebiet angehören.

Unbemerkt, wie wir das Lager verlassen hatten, kamen wir auch wieder nachmittags dorthin. Alles war gut vorübergegangen, unsere Abwesenheit den Russen nicht aufgefallen; wir hatten insgesamt 110 Kilometer zurückgelegt und kamen reich an Eindrücken wieder in das Alltagsleben unseres Lagers zurück, von unseren Kameraden mit tausend Fragen bestürmt.

4. Hungersnot. Warum so viele sterben mußten

Wir hatten zwar gelernt, unsere Ansprüche an Ausmaß und Güte des Essens weit herabzusetzen, doch hatten wir die ersten Monate des Jahres 1918 eine Verpflegskrise, die bis an die Grenzen des Möglichen ging.

Schon Anfang des Jahres bestand unsere mehr als frugale Verpflegung täglich aus zweimal Graupensuppe mit 3 Dekagramm Fleisch, einer kleinen Handvoll Kascha und einem halben Pfund bitteren Hirsebrotes. Zu dieser Zeit wurde sowohl in Taschkent als auch in Skobelew in aller Form der Ausgang in die Stadt verboten, jedoch keineswegs aus Gründen der Verschärfung unserer Gefangenhaltung, sondern einzig deswegen, weil es, wie offen einbekannt wurde, ausgeschlossen schien, die hier untergebrachte Mannschaft (fast 3600 Mann) auf die Stadt loszulassen, wo sie entweder betteln, stehlen oder plündern würde. In anderen Städten war es schon zu derartigen Hungerrevolten der Kriegsgefangenen gekommen.

Da bei Orenburg noch immer heftige Kämpfe zwischen den weißgardistischen Kosaken und den Bolschewiken tobten, war die Eisenbahn unterbrochen und jede Zufuhr von Lebensmitteln aus dem dortigen reichen Gubernium ausgeschlossen.

Für die allernächste Zeit wurde uns eine Verringerung des halben Pfund Brotes auf die Hälfte, auf 10 Dekagramm, an-

Digitized by Google

gekündigt. Zwei Wochen lang war auch der Verkehr nach Taschkent vollständig eingestellt, so daß Skobelew von den äußerst knappen Lebensmittelvorräten zehren mußte, die hier noch vorhanden waren.

*

25. Jänner 1918. Die Russen, außerstande, uns die seit 1. Dezember bereits schuldigen Bezüge flüssig zu machen, waren gezwungen, uns in die Mannschaftsverpflegung zu nehmen. Heute aber wurden uns auch diese wenigen Lebensmittel vorenthalten. Wir erhielten nur mehr schwarzes Mehl mit Kleie für die Herstellung des Brotes. Wenn die von uns selbst im Lager eingerichtete Wirtschaft nicht so klaglos funktionieren würde, so hätten wir morgen nichts mehr zu essen. Böse Nachrichten kommen aus dem Mannschaftslager. Zwei Kriegsgefangene, die in ihrem Hunger und ihrer Not ein Pferd stehlen wollten, sind auf der Flucht aus dem sartischen Gehöft erschossen worden.

Unsere eigene Bäckerei, die Albert durch fast $1^1/_2$ Jahre so vorzüglich geführt und die uns einst tausende Stücke von Weißgebäck geliefert hatte, wird morgen nicht mehr backen. Der Artikel Brot hat aufgehört. Aber nicht genug an dem, auch die Fassung anderer Verpflegsartikel erscheint vollkommen aussichtslos.

Noch schlechter geht es unserer armen Mannschaft, die jetzt im Tag nur mehr eine leere Suppe und ein halbes Pfund Brot bekommt. Unsere Bemühungen, durch kleine Geldzuwendungen unseren armen Leuten wirksam zu helfen, scheitern an der Tatsache, daß die Russen uns die Bezüge schuldig bleiben. Selbst wenn wir 500 Offiziere etwas Geld zusammenschießen, so wäre dies bei mehr als 3000 Mann nur ein Tropfen auf einen heißen Stein.

Im Mannschaftslager gibt es Leute, die von ihren Pritschen nicht mehr aufstehen, sondern dort den ganzen Tag apathisch liegen, ihr Brot und ihre kärgliche Suppe essen und abwarten, bis der Tod sie erlöst. Dadurch, daß ungefähr 500 Mannschaftsleute sich irgendwelche Erwerbsquellen finden konnten, sind alle Arbeitsmöglichkeiten erschöpft und infolgedessen die anderen dreitausend rettungslos verloren. Wenn jetzt im Lager eine Epidemie ausbräche, würde es in wenigen Wochen bis auf den letzten Mann ausgestorben sein.

Die Stimmung bei unseren Leuten ist eine entsetzliche.

*

Digitized by Google

12. Februar. In unserem Lager hat sich ein eigener Ausschuß für die Unterstützung unserer Mannschaft gebildet, um bei den russischen und bucharischen Kaufleuten ein größeres, seinerzeit von Österreich aus rückzahlbares Darlehen aufzunehmen. Dreihundertsechzig unserer Kameraden haben sich bereitgefunden, höhere Beträge zu garantieren, so daß im Falle der österreichische Staat seinerzeit diese Sonderzuwendung nicht anerkennen sollte, wir Zeichner für diese 100.000 Goldkronen persönlich aufkommen würden.

In einer eigenen Sitzung erläuterte eingehend Dr. Weißkopf vom rechtlichen Standpunkt die Art dieser Darlehensaufnahme, wobei auch die Möglichkeit betont wurde, daß wir in der Heimat vorerst die Beträge würden rückerstatten müssen, bevor im Dienstwege diese Angelegenheit vom Staat aus geregelt sein dürfte. Leider erfuhren wir da, daß Exzellenz Waitzendorfer bei dieser Aktion nicht mithalte und alle diesbezüglichen Schritte abgelehnt habe, obwohl mit jedem Tage die Nachrichten über die Hungersnot im Mannschaftslager schrecklicher werden; er behauptet, er könne die Verantwortung nicht übernehmen, für Mannschaftspersonen in Feindesland Geld aufzunehmen. Das war die Ansicht eines österreichischen Generals, der sich bisher immer nur hatte über das Mannschaftslager berichten lassen, ohne noch selbst dort gewesen zu sein! Um so mehr wollen wir im engeren Komitee jetzt alles aufwenden, um diese Aktion so bald als möglich durchzuführen, um wenigstens zu retten, was noch zu retten ist. Mit 100.000 Kronen wäre unseren armen Leuten doch wenigstens für einen Monat über das ärgste hinweggeholfen, weiß man doch hier ohnehin nicht, was der nächste Monat bringen werde.

13. Februar 1918. Es ist nicht mehr abzusehen, wie unsere Gefangenschaft hier enden wird. Brot hat aufgehört. Die Zubußen gehen langsam und sicher ihrem Ende entgegen. Vom vorgestrigen letzten Laib Brot habe ich mir 5 Dekagramm für heute aufgehoben. Wir fassen keine Kohle, Bäume werden unbarmherzig gefällt, um die Zimmer wenigstens bei Tag auf 6 oder 8° zu bringen. Gott sei Dank, dauert der Winter nur wenige Wochen!

14. Februar 1918. Wir sollen nunmehr unsere Dezemberbezüge bekommen, von denen uns allerdings 70 Prozent für die seinerzeit gefaßten russischen Verpflegsartikel in Abzug gebracht werden.

Digitized by Google

Über die grauenhaften Zustände im Mannschaftslager haben uns heute Odörfer und Singer berichtet. Die Marodenvisite ist ein entsetzlicher Anblick. Hier ist auch die aufopferungsvollste Tätigkeit unserer Ärzte, Dr. Herzig, Dr. Graf und Dr. Haller, der schon seit Dschisak sich um unsere Mannschaft unvergängliche Verdienste erworben hat, vollkommen machtlos. Auch alle Medikamente gehen zu Ende und die Ärzte stehen wiederholt vor der furchtbaren Gewissensfrage, wen von den Todeskandidaten sie mit der letzten Arznei retten sollen! Bei der heutigen Marodenvisite meldeten sich nicht weniger als 200 Leute, die vor Hunger fast nicht mehr sprechen konnten und die typischen gelben Tränensäcke unter den hohlen Augen, den Stempel des Hungertodes, trugen. Fünfundvierzig dieser Ärmsten konnten ins Spital gebracht werden, die anderen mußten auf ihre Pritschen zurückwandern, um abzuwarten, bis der Tod eines Kameraden für den nächsten Kranken Platz macht! Dr. Graf meinte, daß von den heute ins Spital Eingelieferten kaum fünf bis zehn mit dem Leben davonkommen würden.

Trotz der ablehnenden Haltung Exz. Waitzendorfers strengen wir uns fieberhaft an, unseren Plan durchzuführen, aber es werden noch einige Tage vergehen, bevor die Leute einmal eine ordentliche warme Suppe bekommen.

15. Februar 1918. In der Frage der Aufnahme eines Darlehens für unsere Mannschaft ist leider eine sehr beklagenswerte Wendung eingetreten. Exz. Waitzendorfer läßt sich von seinem Standpunkt nicht abbringen, daß er nicht berechtigt sei, für die Leute Geld aufzunehmen; er könne — erklärte er — vor der Ankunft des dänischen Kapitäns Brun, der gegenwärtig der offizielle Vertreter der österreichischen Kriegsgefangenen ist und in Taschkent sich befindet, nichts tun. Durch Bassi ließ uns sogar Exz. Waitzendorfer wissen, daß wir dereinst zu Hause auf eine Befürwortung unserer Rückersatzansprüche seitens Waitzendorfers nicht zu rechnen hätten. Wir waren empört. Lieber sollen täglich zehn, also in einem Monat dreihundert Österreicher zugrunde gehen, bevor Waitzendorfer die Verantwortung übernimmt, daß er, um dreihundert Menschenleben oder mehr zu retten, auf Staatskosten 30,000 Rubel riskiert hätte! Die Geldgeber hatten nämlich die Bedingung gestellt, daß der Schuldschein für den gesamten Betrag die Unterschrift des österreichischen Generals tragen müsse, da ein Schuldschein mit den 360 Unterschriften von uns wohl ein Unding wäre. So werden denn unsere Leute doch zugrunde gehen müssen! Wenn dies aber zu Hause

Digitized by Google

bekannt wird, dann Gnade Gott Waitzendorfer, der hier nur die schöne Redensart hatte: „Der Krieg fordert eben seine Opfer. Der Soldat muß auch in der Gefangenschaft zu sterben wissen; sehen Sie, meine Herren, das ist eben der Krieg!“

16. Februar 1918. Waitzendorfers Standpunkt war Tagesgespräch im Lager; es war nur gut, daß er nicht alles hörte, was gesprochen wurde. Was war gegen unseren Plan die bescheidene Summe von 25 Rubel, die jeder Offizier auf die von Waitzendorfer für uns requirierte Gage für die dreitausend armen Teufel zur Verfügung stellte?

17. Februar 1918. Nachmittags war, ich möchte sagen, eine denkwürdige Sitzung des Hilfsausschusses für die Mannschaft. Hier bekamen die militärischen Spitzen in öffentlicher Versammlung sehr deutlich zu hören, wie ganz anders wir sogenannten „Zivilisten“ denken, wie armselig uns der Mangel an Verantwortungsgefühl Waitzendorfers vorkommt, der es nicht übers Herz gebracht hatte, seinen Namen auf den Schuldschein zu setzen, um so viele unserer Leute zu retten! Scharfe Worte fielen, und sehr freimütig gaben wir unserer Ansicht Ausdruck.

*

Am 25. März 1918 ist Exz. Waitzendorfer sang- und klanglos, ohne sich vom Lager zu verabschieden, mit seinem Adjutanten, seinem Diener und reichlichem Gepäck abgereist: er wurde gegen einen hohen russischen General nach Österreich ausgetauscht! Wir griffen uns an den Kopf! Was aber wird die Mannschaft denken, wenn sie davon erfährt?

*

Wie ganz anders ist hier eine deutsche Kommission für ihre Kriegsgefangenen eingetreten. Die Abgesandten haben den Russen das Leben gründlich sauer gemacht. Der eine apostrophierte den russischen Verpflegsverwalter Madanow, dem allein die bodenlose Mißwirtschaft im Lager zugeschrieben wird, mit den Worten: „Also Sie sind der Mörder, der unsere Soldaten verhungern läßt?“ Reis und andere Lebensmittel wurden sofort gekauft, Geld stand zur Verfügung, ja, die Abgesandten erklärten, daß Geld keine Rolle spiele, es dürfe hier kein Deutscher Hungers sterben!

*

Digitized by Google

Der Delegierte des amerikanischen Vereines christlicher Jünglinge brachte eine kleine Zubuße in der Form von 8000 Rubel für die Mannschaft, außerdem wurde von Taschkent aus eine Aufbesserung von 3 bis 5 Kopeken pro Kopf und Tag bewilligt, eine Ziffer, die gerade einem schwachen Löffel Reis entspricht. Wir fragen uns oft, ob denn unser Staat wirklich so wenig Wert auf das Zurückkommen seiner Kriegsgefangenen lege, die bei ihrer gegenwärtigen Entkräftung allerdings weder an der Front noch als Arbeiter ihm Dienste leisten können.

Für uns Offiziere gibt es nur eine Rettung: arbeiten und sein Brot verdienen, selbst wenn es mit der niedrigsten Arbeit wäre! Darin bestärken uns auch die aussichtslosen Berichte, die wir vom dänischen Kapitän Brun erhalten haben. Der von ihm nach Moskau geschickte Kurier kam ohne Geld zurück; er hatte nicht einmal bis an seinen Bestimmungsort kommen können.

Turkestan einen Tag ein freies Chanat

Hatte es auch anfänglich den Anschein gehabt, als ob die Autonomiebestrebungen der Provinzen Turkestans mit Zustimmung der neuen russischen Regierung erfolgt wären, so zeigte sich bald, daß sie auf heftigen Widerstand stießen. Schon Anfang des Jahres munkelte man davon, daß überall neue Sartenaufstände zu gewärtigen wären, auch in unserer Umgebung begannen wieder kleinere und größere Schießereien, nächtliche Alarmierungen von Truppenteilen, die plötzlich abzurücken hatten, ohne daß Genaueres über die Ereignisse im Lande bekannt geworden wäre. Was aber vorging, ließ sich doch nicht verschweigen; die in Kokand neu errichtete mohammedanische Regierung stellte am 14. Jänner 1918 an die Russen ein zehntägiges Ultimatum, Turkestan aufzugeben und alle russischen Truppen aus dem Lande zurückzuziehen. Unter der Hand wurde noch von den Sarten das Gerücht ausgesprengt, daß sie von seiten Afghanistans reichlich mit Waffen und Munition ausgerüstet würden, um endgültig das russische Joch abzuschütteln. Als nächste Folge wurde über Turkestan der Kriegszustand verhängt. Bedrohliche Nachrichten aus Namangan, wo es wieder zu einer Erhebung der Einheimischen gekommen war, die sich sogar vorübergehend in den Besitz der dortigen Festung setzen konnten, fanden ihre Bestätigung. Die Absendung von Hilfstruppen war keine einfache Sache. In den Zeitungen war zu lesen, daß ein

Digitized by Google

größeres Militäraufgebot in Namangan böses Blut machen würde, und da hier von den Truppen niemand dahin wollte, hatte schließlich das Los entscheiden müssen, wer abzugehen hatte.

Anfangs Februar war Skobelew wieder einmal ganz abgeschnitten; während die Zeitungen aussprengten, daß bereits die gefürchteten Kosaken, die nunmehr in Turkestan eingebrochen waren, mordend und plündernd bis vor Kokand gekommen seien, um sich den Weg in das Semiretscher Gebiet zu erkämpfen, und daß die Bahn bei Andischan schon unterbrochen wäre, war die Wahrheit, daß durch die gefährlichen Aufstände in der Tat die Bahn nach Andischan und auch nach Kokand teilweise zerstört war, so daß die Züge nur mehr bis zur nächsten Station Gortschakow verkehren konnten. Wir saßen also in einer richtigen Mausefalle!

*

12. Februar 1918. Die Lage wird immer kritischer. Über Skobelew und die ganze Ferghana ist der verschärfte Kriegszustand verhängt worden. Die gesamte männliche Bevölkerung im Alter von 18 bis 50 Jahren wurde heute in die Festung gerufen und dort bewaffnet. Jeder kriegsgefangenen Mannschaftsperson bot man 200 Rubel, falls sie im Bedarfsfalle auf Seite der Bolschewiken zu kämpfen bereit wäre. Wer nur halbwegs ein Gewehr zu tragen imstande war, erhielt ein solches. Es war auch nicht mehr zu verheimlichen, daß die Gefahr nicht von den Kosaken, sondern von den Einheimischen drohe.

Abends kamen weitere unfreundliche Nachrichten: die Sarten hätten in Kokand die Festung gestürmt, die von hier entsendeten Truppen seien nicht über Gortschakow hinausgekommen und die Bahnlinie sei vollkommen zerstört, Telegraph und Telephon abgeschnitten. Die Frauen in der Stadt, hörten wir, seien verzweifelt, weil sie diesmal nicht mit in die Festung genommen und einem unbestimmten Schicksal überlassen würden. Wie damals in Dschisak kümmerte sich auch heute niemand um uns. Nachts hörte man Motorräder, Signalpfeifen und Einzelfeuer; es lag etwas in der Luft, und wir legten uns mit dem Gedanken nieder, daß in wenigen Stunden der Kampf losgehen werde, dessen Ausgang diesmal wohl ganz und gar unbestimmt war.

*

17. Februar 1918. Einige Tage hindurch, die voll von Spannung waren, hatte es Ruhe gegeben. Nun wurde bekannt, daß in

Digitized by Google

Kokand gefährliche Aufstände der Sarten gegen die Bolschewiken ausgebrochen seien, an denen auch die russische Bourgeoisie auf Seite der Einheimischen teilnähme. Von hier wurde der Kommandant der Druschina, Ossipoff, den bedrängten Bolschewiken zu Hilfe gesendet, ebenso eine Gruppe von Parlamentären, um mit den Aufständischen zu verhandeln. Es wurde bekannt, daß auf der ganzen Bahnstrecke das russische Personal verjagt worden war und dabei nur das nackte Leben retten konnte. Gegen 400 Flüchtlinge waren schon in Gortschakow angekommen, und auch in Alt-Marghellan, wo Räuberüberfälle und Plünderungen an der Tagesordnung sind, erwartete man, daß die Sarten mit dem Bolschewikenregime aufräumen würden.

Die bedrängte Lage hatte die Russen sogar veranlaßt, sich die Kriegsgefangenen wohlgewogen zu erhalten, sonst wäre es wohl nicht erklärlich, daß wir heute in dieser Hungerszeit zu unserer freudigen Überraschung $^1/_4$ Pfund Brot pro Mann und Tag zugewiesen erhielten!

*

20. Februar 1918. Die Ereignisse, in deren Mittelpunkt wir jetzt stehen, nähern sich einem Zustande, der vielleicht einzigartig in der Geschichte Rußlands ist. In unserer Gegend scheint die Macht Rußlands zu zerrinnen und es ist mehr als wahrscheinlich, daß wir in wenigen Tagen freie Bürger eines freien Staates sein werden! Die Kokander Sarten geben nicht nach; da sie das Mittel in der Hand haben, durch Sperrung der Lebensmittelzufuhr Skobelew vollständig dem Hungertod auszuliefern, werden die Russen hier einlenken müssen. Die von hier nach Kokand geschickten Parlamentäre sind noch nicht zurückgekommen, die Sarten in Kokand haben die Oberhand.

Vormittag gab es eine richtige Sensation, als plötzlich drei Offiziere aus unserem Lager berufen wurden, um als Deputation der Kriegsgefangenen zusammen mit Vertretern der hiesigen russischen Regierung nach Kokand zu fahren, damit sie mit der provisorischen sartischen Regierung verhandeln. Gleichzeitig sollten mit dem Sonderzuge hundert Kriegsgefangene als Arbeitsmannschaft mitfahren, um die Geleise wieder instand zu setzen. Da geschah nun etwas ganz Merkwürdiges: Die Russen beteilten die Mannschaft sofort mit Gewehren. Unsere braven Leute erklärten aber: „Ja, wozu Gewehre, wenn wir die Geleise herrichten sollen?“ Darauf entschlossen sich die Russen, ihre Abordnung nach Kokand aufzugeben

Digitized by Google

und lieber hier die Weiterentwicklung der Ereignisse abzuwarten. So kehrten denn auch unsere drei Unterhändler, Hanka, Kolarz und Ortutay wieder unverrichteter Dinge zurück. Hanka war dazu ausersehen worden, da er gut sartisch sprach, Kolarz und Ortutay wieder konnten genügend russisch.

21. Februar 1918. Aus Kokand waren gestern Delegierte angekommen und hielten bis in die heutigen Morgenstunden in der Sobranje mit der hiesigen Regierung Beratungen ab. Die Sarten stellten den Bolschewiken wohl sehr harte Bedingungen, doch blieb den Russen hier keine andere Möglichkeit, als beizugeben, wollten sie nicht samt und sonders verhungern. Die Sarten verlangten sofortige Auflösung aller bolschewistischen Komitees, sofortige Übergabe der Festung und sämtlicher Waffen sowie die Anerkennung der mohammedanischen Regierung von Kokand unter Führung von Mir-Adil, welche zu zwei Dritteln aus Muselmanen und zu einem Drittel aus Russen besteht. Die sartische Regierung wird — so erklärte sie — alle Geschäfte, einschließlich der Verpflegung der Kriegsgefangenen, die dann freie Bürger sein werden, übernehmen und ihnen, wenn sie wollen, sofort Pässe zur Ausreise in ihre Heimat übergeben.

Ungeheurer Jubel brach hierüber im Lager aus!

In der Stadt wurden überall Proklamationen der neuen Regierung angeschlagen, die in kurzen Zügen das mit der hiesigen bolschewistischen Regierung getroffene Übereinkommen darstellten. Eine Hauptbedingung der Sarten war, daß die Russen bis 3. März alle Soldaten beurlaubten und die Waffen den Sarten übergäben. Von den anderen Russen dürfen — so wurde verkündet — nur diejenigen verbleiben, die hier ansässig sind. Die Festung soll nachmittag in aller Form der neuen mohammedanischen Regierung übergeben werden. Schon wenige Stunden nach Bekanntwerden dieses Traktats war der Trödelbasar von Russen überschwemmt, die allen Hausrat, Möbel und Kleider verschleuderten, um sich fluchtbereit zu machen. Anderseits brachten bereits Arben Hab und Gut von russischen Flüchtlingen aus der Umgebung, die wieder hieher eilten.

Die Russen machten auch uns gegenüber gar kein Geheimnis daraus, daß sie im Falle der größten Not in unser Lager flüchten würden, um wenigstens das nackte Leben zu retten.

Spät abends wurden plötzlich Hanka, Kolarz und Ortutay wieder dringend gesucht, um sofort an neuen Verhandlungen teil-

Digitized by Google

zunehmen; ja, sie sollten auch dafür sorgen, daß unsere Mannschaft sich doch bewaffnen ließe, diesmal sogar mit Gewehren und Maschinengewehren, um die Eisenbahn instand zu setzen. Die Russen köderten unsere Mannschaft mit der Aussicht, daß jene, die an der Eisenbahnarbeit teilnehmen und den Bolschewiken bewaffnete Unterstützung gegen die Kokander leisten, als Belohnung in Gruppen zu fünfzig in ihre Heimat abgeschoben würden.

So weit ist es heute in Rußland gekommen, daß man sich an die Kriegsgefangenen um Hilfe wenden muß! Auch dieser zweite Versuch mißlang.

22. Februar 1918. Bei den gestrigen Verhandlungen hat Hanka die Russen klar gefragt, warum sie nicht selbst, da sie doch 1000 bewaffnete Soldaten hier und 300 im Bergwerksort Kisil-Kiah hätten, gegen Kokand vorgingen? Der Soldatenrat erklärte dies aber für untunlich, da die Truppen nicht so richtig organisiert seien. Gerüchtweise hörten wir, daß die Russen die Hilfe unserer Kriegsgefangenen nur deswegen wollten, um wenigstens einen einzigen Zug durch Kokand durchzubringen, damit sie von hier nach Inner-Rußland fliehen könnten.

In der Stadt herrscht trotz der Gefahr zuversichtliche Stimmung. Nach Gerüchten hätten die Russen die ganze Gewalt der provisorischen Kokander Regierung übertragen; Plakate besagen bereits, daß alle militärischen Kommanden liquidiert haben. Trotzdem haben aber die Bolschewiken ihre offiziellen Vertreter desavouiert und sich entschlossen, statt die hiesige Festung zu übergeben, sich in die Krepost zurückzuziehen und es auf einen Kampf ankommen zu lassen.

Tatsächlich sah man den ganzen Vormittag die Soldaten mit Weib, Kind und Gepäck in die Festung strömen, auf der schon drei Geschütze und ein Maschinengewehr aufgezogen waren. Nachmittag wurde scheinbar auch dieser Entschluß geändert, und als man um 6 Uhr abends einen allgemeinen Angriff der Sarten erwartete, besannen sich die Bolschewiken eines Besseren und nahmen alle Bedingungen an. Die Festung wird morgen von den Soldaten, bis sie wieder ihre eingebrachten Vorräte herausgebracht haben, übergeben werden. Den ganzen Abend war in der Stadt großes Gewoge. Die Sarten hielten öffentliche Versammlungen ab, ebenso die Russen; große Kundgebungen zu Ehren der neuen sartischen Regierung fanden statt; kurz, es herrscht eitel Freude und

Digitized by Google

Friede. Wir sind theoretisch freie Bürger des neuen Chanates Ferghana, wie es nun heißen soll!

Von den Sarten wurden wir überall begrüßt und freundschaftlichst angesprochen. Alle sagten uns voraus, daß wir nunmehr bald nach Hause kommen würden — für uns wohl die schönste Aussicht, die uns die neue mohammedanische Regierung bieten konnte.

Unser Rangsältester im Lager, Bassi, der sich tatkräftigst für uns einsetzt, hat auch gleich mit dem hiesigen neuen Vertreter der provisorischen Regierung Fühlung genommen und unsere Wünsche bekanntgeben lassen, die hauptsächlich auf die Auszahlung der seit Dezember rückständigen Bezüge, auf die Verbesserung der Verpflegung und auf einen möglichst raschen Abtransport, gleichgültig, ob über Rußland, Persien oder die Türkei, abzielen.

Ich selbst soll in den nächsten Tagen meine sartischen Kenntnisse verwerten, um im gleichen Sinne für uns und unsere Mannschaft bei den neuen Behörden vorzusprechen.

23. Februar 1918. Wir Kriegsgefangene freie Bürger des autonomen Turkestan! Ein seltsames Gefühl, ein schöner Traum, der kaum 24 Stunden gedauert hat.

Noch bevor die Sonne zum ersten Male hinter den Bergen des freien Turkestan versank, waren wir alle wieder Kriegsgefangene der Russen, obendrein mit strengstem Verbot, unser Lager zu verlassen. Alles, was die Einheimischen erreicht hatten oder erreicht zu haben glaubten, war durch ein zweites Dschisak zunichte gemacht worden. Die hiesige Krepost war, als ich zeitlich morgens mit Otto Klein draußen war, noch immer in angriffsbereitem Zustand. Bei allen Geschützen standen russische Soldaten, die offenbar doch nicht geneigt waren, die Festung der sartischen Regierung zu überlassen. In der Stadt dagegen war wie gestern idyllische Ruhe, fast Festesstimmung, dazu noch wegen des Basartages überall reges Leben und Treiben. Die Sarten in schönen Gewändern tauschten die Willkomms- und Segenswünsche für die neue Regierung aus: *„turkestan-i-muchtariat mubarak bulsun!“* („Das autonome Turkestan sei von Allah gesegnet“). Die Soldaten in der Stadt trugen bereits Zivilkappen zu ihren militärischen Mänteln und waren durchaus unbewaffnet; eine sartische Miliz machte friedlich Ordnungsdienst. Mitten in diese gehobene Stimmung schlug wie ein Blitz aus heiteren Himmeln eine Reihe von Ereignissen ein, die sich in wahnwitzigster Eile überstürzten und in weniger als zwei Stunden die gesamte Lage von Grund aus ver-

Digitized by Google

КЪ НАСЕЛЕНІЮ ФЕРГАНЫ.

فرغانه مضاغاتی نی خلق لاریغه

Резолюція Скобелевской Городской Думы и Комитета Общественныхъ Организацій гор. Скобелева, принятая на засѣданіи 20—7 февраля с. г. послѣ доклада по вопросу о событіяхъ въ Ферганѣ членовъ Автономнаго Правительства и Совѣта Миръ Адиля Мирза Ахмедова и Кушбегіева и Предсѣдателя Ферганскаго Областного Совѣта мусульманскихъ Организацій Дадабаева.

Городская Дума и Комитетъ Общественныхъ Организацій гор. Скобелева считаетъ необходимымъ немедленно передать власть Автономному Правительству Туркестана, до сконструированія органовъ его власти на мѣстахъ — въ Ферганской области учредить Временный Областной Общественный Совѣтъ Ферганы.

Составъ Совѣта опредѣляется:

1. Наличное въ гор. Скобелевѣ число членовъ Автономнаго Правительства и Народнаго Совѣта.
2. 3 Представителя отъ Самоуправленій Области.
3. 2 Представителя отъ Общественныхъ Организацій области.
4. По 1-му Представителю отъ Областного Совѣта Солдатскихъ и Рабочихъ Депутатовъ и отъ Областныхъ Профессіональныхъ рабочихъ Союзовъ.
5. По 1-му Представителю отъ Областныхъ партійныхъ Организацій.
6. Равное съ европейскимъ представительство мусульманъ области.

Дума и Комитетъ Общественныхъ Организацій полагаетъ, что Автономное Правительство немедленно приступитъ къ организаціи органовъ своей власти въ области, при сконструированіи которой, Общественный Совѣтъ Ферганы незамедлительно слагаетъ свои полномочія.

Исполнительный Органъ Управленія Областью избирается Общественнымъ Совѣтомъ.

Существующій Штабъ войскъ ликвидируется.

О состоявшемся рѣшеніи Думы немедленно оповѣстить населеніе Ферганы.

Резолюція принята единогласно.

Городской Голова **Васильевъ.**

Городской Секретарь **Подолякъ.**

اسکوبیلد اغی شهر دوماسی و جماعه لار کمیتیتی
ترکستان مختاریت و جماعه لار صوایتی نی اعضالاری
مرعادل مرزا احمد اوغلی و قوشیکی اوغلی لاری
و مسلمان لارنی اوبلوستوی ساوتی نی پرسیدا ئیلی
داده بای اوغلی حوقندا دگی حادثه نی حقده معلو
مات برگاندین کیین (۲۰) ۷ نجی فبرالده قرار قیلدی
اسکوبیلداغی شهردوماسی و جماعه لار کمیتینی ضرور
یلدیکه ترکستان مختاریتی غه فرحال حکومتنی اونگاروب
و مذکور مختاریت جالانب ترتب طایغونچه فرغانه
مضاغاتیده واقعه اوبلوستوی عمومی خلق مجلس
ینی یا قیلوغه

مذکور مجلس خانه یه کرادوغانلار

۱ نجی اسکوبلده تورغان مختاریت و جمالر صاوتینی
برچه اعضالاری

۲ نجی اوبلوستداغی دوما خادملاردن ۳ عدد
اعضا

۳ نجی اوبلوستداغی عمومی جماعه لاردن ۲ عدد
اعضا

۴ نجی صالداة و راباچیلر صاوتی و کاسب لار
صیوزیدن بیرمرن اعضا

۵ نجی اوبلوستداغی هرخیل فارتیالن بیرمردان اعضا

۶ نجی روسیه و مسلمان واکیل لاری
برابر بولادور

شهردوماسی و جماعه لار کمیتینی احتمال قیلا
دیکه ترکستان مختاریتی درحال اوبلوسغه حکومت
تعیی قیلا مختاریت نی امرینی بجا کیلتروب تورا دور
غان ✪ و مذکور حکومت تعیّن بولغاجده اوبلو
ستداغی عمومی مجلس خانه برهم برولا دور

آبلوستداغی حکومت ایکلاری عمومی مجلس
سیلاری بویولیچه تعین بولادور ✪ حاضرکی جاری
بولیب تورغان اشطاب اداره سی برهم برولدی

دومانی اوشبو قراری نی [درحال فرغانه خلق
لاریغه اعلام قیلوغه اوشبو قرار برداوش ایلان بولدی

شهرکلا بلدی واسیلیف

دوماکتاری یلخالیاك

Тип. Фер. Обл. Прав. преемница Свод. Сотрудник раб. печ. дѣла

Proklamation vom 22. Februar 1918, worin die Russen der neuen sartischen autonomen Regierung die Macht übertragen. (Übersetzung siehe Seite 322.)

Digitized by Google

Tafel XII

Цѣна 20 к. **Экстренныя**

ТЕЛЕГРАММЫ

газеты „Щитъ Народа“

Подписаніе мирнаго договора.

Петроградъ. 3 марта. Сегодня въ Брестъ-Литовскѣ въ 5 часовъ дня подписанъ между Россіей и центральными державами мирный договоръ на основаніи предложенія отъ 21 февраля со всѣми дальнѣйшими дополненіями.

Петроградъ. 4 марта. Сегодня въ 7 часовъ утра получено официальное извѣщеніе о томъ, что наша делегація подписала вчера 3-го марта въ 5 часовъ дня мирный договоръ съ Германіей и ея союзниками. Делегація сейчасъ должна находится на пути въ Петроградъ. Текстъ мирнаго договора будетъ опубликованъ немедленно по возвращеніи делегаціи. Ратификація текста и окончательное утвержденіе мирнаго договора назначается на 17-е марта и зависитъ отъ всероссійскаго съѣзда совѣтовъ деп. и крест. деп., который, согласно рѣшенію Ц. И. К., соберется въ Москвѣ 12 марта.

Предсѣдатель Сов. нар. ком. Ульяновъ (Ленинъ).
нар. ком. Троцкій.

Тип. Ферг. Обл. Правл. арендуемая Своб. Союзомъ раб. печ. дѣла.

Erstes Extratelegramm von der Unterzeichnung des Friedens von Brest-Litowsk. In Skobelew am 6. März 1918 veröffentlicht. (Übersetzung siehe Seite 323.)

Digitized by Google

änderten; die ganze neue Herrschaft wurde nur so hinweggefegt. Am Bahnhof war plötzlich ein Zug mit etwa 25 Wagen aus der Richtung Kokand eingetroffen, der über und über mit russischen Soldaten besetzt war. Offene Lowris brachten Feldgeschütze und Haubitzen, ebenso Maschinengewehre, die alle geschickt zwischen den Baumwollballen maskiert waren. Von den Wagen waren die einen mit Soldaten und ihrer Beute überfüllt, andere brachten Pferde, Rinder und Hammel, in einem waren Weiber und Kinder verstaut, in zwei Personenwagen befanden sich bis an die Zähne bewaffnete Rotarmisten, an deren Spitze Ossipoff stand. Was war da geschehen?

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Kunde: die Russen hätten Kokand im Sturm genommen, unter den Sarten ein furchtbares Blutbad angerichtet, die Altstadt in Trümmer geschossen und in Brand gesteckt, die gesamte mohammedanische Regierung daselbst niedergemacht. Ungeheure Beute, die ganzen Goldschätze der Kokander Bank seien in die Hände der Rotarmisten gefallen. An Lösegeldern für Nichttötung sollen nicht weniger — so heißt es — als 46 Millionen Rubel den Sarten erpreßt worden sein.

Unmittelbar darauf begann die Ausladung der Geschütze und Pferde, die siegreichen Rotarmisten mit Ossipoff fuhren in Wagen zur Stadt, alle Soldaten waren scheinbar bemüht, ihre Beute möglichst rasch in Sicherheit zu bringen.

Daß nunmehr auch hier ein Umschwung eintreten werde, war wohl zu erwarten; wie er aber geschah, war wohl nicht vorauszusehen. Während scheinbar alle friedlich nach Hause zogen, folgten den heimkehrenden Siegern kleinere aufgelöste Patrouillen, die, sobald sie den Basar erreichten, sofort alle Sarten über den Haufen schossen. Die ahnungslosen friedlichen Sarten auf dem Basar mit ihren geringen Habseligkeiten waren, wie damals in Dschisak, die unglücklichen, für die Russen willkommenen Opfer. Unsere Kameraden, die zufällig am Basar waren, wurden heimgejagt, damit die Russen unbeobachtet ihr Werk vollenden könnten. Bis zur einbrechenden Dunkelheit wurde das Schießen immer ärger; freilich erwiderten auch Sartenpatrouillen das Feuer, was erst recht die Russen in ihrem Glauben bestärkte, mit Fug und Recht jeden Einheimischen niederknallen zu können. Dann folgte ein Abend wie jener im Juli 1916 in Dschisak. In allen Straßen Skobelews gab es Feuergefechte, abends schickte die Artillerie aus der Festung ihre todbringenden Grüße in den Basarteil. Geschrei, Gemurmel,

Digitized by Google

unbestimmtes Getöse drang bis zu unseren Kasernenmauern herüber, die wir bei Gefahr, augenblicklich niedergemacht zu werden, nicht überschreiten durften.

Alle Mitglieder der hiesigen sartischen Regierung, soweit sie nicht am Platze blieben, wurden verhaftet und in die Festung eingebracht.

Nach kaum 24 Stunden war die Sache der Sarten verloren! Auch diesmal hatte ihre Indolenz, vor allem aber der Mangel an Organisationstalent und nicht zuletzt ihre Leichtgläubigkeit gegenüber den russischen Versprechungen das schreckliche Unheil über sie gebracht.

Der Umschwung, für uns ebenso unerwartet wie deprimierend, vor allem, weil er uns in die Zeit strengster russischer Kontrolle zurückversetzte, hat auch die Hoffnung auf baldige Rückkehr stark herabgesetzt. Die Bolschewiken werden sicher jetzt größere Sorgen haben, als sich um unseren Abtransport oder unsere Verpflegung zu kümmern.

Als dieser häßliche Tag vorüber war, da schimmerte der Mond fahl und gespenstisch durch die dichten Nebelschleier, die auf der ganzen Gegend lagen. Nächtliches Hundegebell, hie und da ein Schuß, Gruppen von Soldaten, die spät nachts an unserem Lager betrunken vorbeizogen — dann war wieder Ruhe und Stille.

Was sich in Kokand abgespielt hatte, ist durch mitgekommene Kameraden hier bekanntgeworden. Wir erfuhren vor allem den Grund, weshalb die Verhandlungen mit der neuen sartischen Regierung hier hingezogen und scheinbar alle Bedingungen angenommen worden waren: die Russen waren in Kokand durch fünf Tage in sehr bedrängter Lage gewesen, hatten sich aber doch mit einem Maschinengewehr gegen 14 tapfere Anstürme der Sarten auf die Festung gehalten, ohne daß ihnen die Munition ausgegangen wäre. Da war es nun den Taschkentern gelungen, mit einer Verstärkung von 600 Mann, worunter auch viele Kriegsgefangene waren, sich bis Kokand durchzukämpfen und den Sarten in den Rücken zu fallen. Auch hier hatte man mit den gleichen Vorschlägen die kriegsgefangene Mannschaft gewonnen. Bei den gegenwärtigen fürchterlichen Ernährungsverhältnissen war die tägliche Bezahlung von 12 Rubel, die militärische Verpflegung und die Aussicht, nach siegreichem Ausgange des Kampfes heimfahren zu dürfen, zu verlockend gewesen. Man darf darob die Kriegsgefangenen nicht verurteilen, der Hunger ist eben ein zu böser Gast!

Digitized by Google

Der Bergwerksort Kisilkiah

Schon seit Jahrzehnten war Kisilkiah wegen seiner großen Kohlenvorkommen die Hauptversorgungsstätte der ganzen Ferghana und der Eisenbahnen mit diesem Brennmaterial. Nach der letzten Revolution wurde die frühere Bergwerksgesellschaft enteignet, die Anlage „nationalisiert", denn nach dem neuen Gesetze können Bodenschätze nur Staatseigentum sein. Da jedoch die Russen über keinerlei Fachleute verfügten, mußten sie die früheren Direktoren nunmehr als Angestellte in den Dienst nehmen. An der Spitze jeder Abteilung stand wohl als Strohmann ein Russe, in Wirklichkeit aber wurde der Betrieb von den früheren Angestellten weitergeführt. Zahlreiche Kriegsgefangene hatten dort lohnende Beschäftigung gefunden, konnten sich sogar viel ersparen, einzig die mangelnden Sicherheitsvorkehrungen waren eine fühlbare Gefahr in diesem Dorado des Verdienens.

Meine Fahrt dahin sollte den Zweck haben, im benachbarten Orte Utschkurgan nach billigen Lebensmitteln Umschau zu halten, wozu die Beziehungen von Kisilkiah zu Utschkurgan uns zustatten kommen sollten.

*

5. März 1918. Ich hatte den Auftrag nach Kisilkiah gerne übernommen, und heute pilgerten wir zu zweit, Swoboda und ich, bei herrlichstem Frühlingswetter zum Bahnhof der schmalspurigen Eisenbahn, die in das Kohlenrevier Kisilkiah führt. Die Bahn ist grotesk, das Heiterste, was ich auf diesem Gebiet erlebt habe. Ganz abgesehen von den völlig beliebigen Fahrplänen, nach welchen sich kein Zugsführer richtet, war schon die Zusammensetzung des Zuges an und für sich komisch: einige kleine Lowris, ein halboffener Personenwagen, dem das Dach fehlt, ein Aussichtswagen, einige Kastenwagen mit Kühen und Rindern, andere mit Sarten, Kirgisen und Russen überfüllt! Vor diesen Zug ist eine kleine keuchende Kaffeemühle gespannt, der jeden Augenblick der Atem ausgeht, — das ist die Industriebahn nach Kisilkiah! Es gibt keine Bahnschranken, keine Signale und keine Revision; geht es einmal während der Fahrt nicht weiter oder ist eine schlecht gestellte Weiche überfahren worden, dann haben alle Passagiere auszusteigen und die Wagen selbst zurückzuschieben! Soweit man nicht durch fortgesetztes Achtgeben, ob nicht der Zug im nächsten Augenblick ent-

Digitized by Google

gleise oder irgendwo anfahre, beschäftigt war, konnte man die Fahrt vom „Aussichtswagen" genießen. Man durchfährt zuerst eine vegetationslose Steinwüste, erreicht nach 15 km ein mächtiges, heute fast ausgetrocknetes Flußbett, nach einer weiteren halben Stunde kommt man in das gelblichrote Hügelgelände, dem die Gegend ihren Namen verdankt (*kisil-kiah*, „roter Berg"). Die fast purpurroten Berge zur linken Hand haben schon beträchtliche Höhe; die Bahn biegt dann plötzlich in scharfem Bogen nach Süden in das Innere der Hügelwelt, hinter der während der ganzen Fahrt die mächtigen weißen Bergkämme des Alaigebirges hervorragen. Da erscheint unvermutet auf einer Vorkuppe, in malerischer Lage ganz modern erbaut, eine Villenanlage nach Art eines kleinen Schweizer Hotels, das Direktionsgebäude am Eingange der Industriestadt Kisilkiah. Bald werden auch die rauchenden Schlote, die von ewigem Kohlenstaub ganz verrußten Arbeiterhäuser und Baracken sichtbar. Vor uns liegt endlich das eigentliche Kohlengebiet mit seinen Maschinen- und Werkstättenanlagen, Fördertürmen, Kohlengeleisen und mit seinem lärmenden Getriebe von Maschinen, Dampfpfeifen, Glocken- und anderen Signalen in einer kleinen Talmulde ausgebreitet. Wir hatten die Endstation Kisilkiah erreicht.

Ein wahrhaft phantastischer Anblick: Mitten in den wüsten asiatischen Bergen ein europäisch anmutender Kohlenbetrieb, dazu das unglaubliche Völkergemisch, das hier auf diesem kleinen Fleck Erde zusammengedrängt ist: Sarten, Kirgisen, Armenier, Afghanen, Perser und endlich die vielen österreichischen Kriegsgefangenen, die hier schon bald die Hauptrolle spielen. Kisilkiah mit seinen 2000 Einwohnern ist eine kleine Stadt für sich, gleichsam hineingeweht in dieses entlegene Tal Zentralasiens.

Alles ist schwarz von Kohle. Auf der Straße liegt knöchelhoch der Kohlenstaub. Alle Gesichter, die man sieht, sind schwarz, besonders jene der Tragtiere, deren Augen ganz drollig aus den verrußten Gesichtern blicken. Nur die Umgebung selbst ist hell, fast blendend hell sind die gelben und roten Berge, sie bilden eine phantastische Theaterkulisse, die ihren Abschluß in den strahlenden Schneegipfeln der hohen Berge hat. Für uns armselige Kriegsgefangene aus Skobelew bildete aber den Gipfelpunkt des Erstaunens die Kost, die hier die Arbeiter bekommen. Täglich $1^1/_2$ Pfund Brot und $^1/_2$ Pfund Fleisch, zweimal im Tage Suppe und Gemüse; das ist ja nach unseren Begriffen das Land der Träume! Unsere braven Leute, die ja nur zu gut unsere traurige Lage in

Digitized by Google

Skobelew kannten, bewirteten uns in großzügiger Weise, zum Abendessen bekamen wir sogar einen richtigen Schweinsbraten und geröstete Kartoffel wie in längst vergangenen guten Tagen!

Der eigentliche Zweck unserer Reise war nicht zu erreichen; der Mann, mit dem wir wegen des Einkaufes in Utschkurgan verhandeln sollten, war nicht zu finden, so daß wir noch am selben Abend mit dem letzten Zug die Rückfahrt antreten wollten. Dies scheiterte aber an dem Mangel irgendeines Fahrplanes. Der Lokomotivführer hatte offenbar heute eine Stunde früher in Skobelew sein wollen und war ohne weitere Ankündigung mit seinem Züglein plötzlich auf und davon gefahren! Da wir also verurteilt waren, hier zu bleiben, schlugen wir die Einladung unserer Kameraden nicht aus, uns noch hier weiter umzusehen. Schließlich ließen wir uns verleiten, das Kino aufzusuchen, das von einem wahrhaft bunten Gelichter aus allerlei Völkern dicht gefüllt war. Die Darbietungen in dem Raume, der einer Apachenkneipe glich, waren den Zusehern vollkommen angepaßt. Im stärksten Gegensatz zur äußeren Aufmachung war nur die Art und Weise, in welcher hier das Geld sinnlos hinausgeworfen und mit den anwesenden fragwürdigen Frauenspersonen verzecht wurde. Die Filme paßten in den Rahmen: ein vieraktiges Schauerdrama mit den Verirrungen zweier Fürstentöchter, in dem die Kindesabtreibung fast bis ins Detail vorgeführt wurde, Verstoßung der mißratenen Töchter, Wechselfälschungen des vornehmen Sohnes und dergleichen mehr. Der zweite Film, erfreulicherweise viel kürzer, war eine gute Ausraubungskomödie, offenbar darauf angelegt, belehrend zu wirken.

Als wir reichlich spät unsere Holzpritschen aufsuchen wollten, — zwei Plätze von Heuern, die eben Nachtschicht hatten, standen uns zur Verfügung —, kam eine alarmierende Nachricht. Auf Utschkurgan hatten räuberische Sartenbanden, den Basartag ausnützend, einen erfolgreichen Überfall gemacht und die vom Basar abziehenden Kaufleute um ihre Waren erleichtert. Die Bahn war unterbrochen und der nach Skobelew abgegangene Zug hatte eilig wieder umkehren müssen.

6. März 1918. Die Nacht zwischen den Kohlenarbeitern war ganz gut vergangen, schmerzlich war nur, daß die zur Arbeit rufenden Dampfsirenen uns bereits um 4 und $^1/_2$5 Uhr energisch weckten. Rasch mit unserer einfachen Bekleidung fertig, gingen wir noch im bitterkalten dunklen Morgen durch die ganze Industrieanlage,

Digitized by Google

wo schon alles zum Leben erwacht war und die elektrischen Bogenlampen ihr bläulichweißes Licht durch die Nebelschwaden und den Regen warfen, zum Bahnhof, um für die Rückfahrt sicher des Zuges habhaft zu werden.

Die wenigen Plätze im einzigen abschließbaren Abteil des winzigen Personenwägelchens waren schon längst besetzt; es blieb nichts anderes übrig, als auf einem offenen, durch aufgestellte Bretter geschützten Lowri zu fahren, in den Wind und Regen recht empfindlich hereinpfiffen. Für den Anfang hielt der heiße Tee noch warm, den uns unsere Kameraden gastfrei angeboten hatten, bald wurde aber die Kälte sehr unangenehm fühlbar und wir waren fast froh, daß sich immer mehr Kirgisen mit ihren schweren Schafpelzen hereindrängten und wir zwischen diesen nicht gerade einladenden und vor allem nicht bewohnerfreien Kleidungsstücken wie Heringe eingepreßt waren. Schade, daß nicht auch einige Kirgisen sich zur Erwärmung auf unsere Füße setzen konnten. Dabei kroch der Zug immer langsamer dahin, nicht nur weil der starke Nebel die Sicht hinderte, sondern vor allem, weil Überfälle von rechts und links befürchtet wurden.

*

Unser zweiter Ausflug nach Kisilkiah in der folgenden Woche hatte auch nicht besseren Erfolg, was den Einkauf von Lebensmitteln betraf. Wir kamen wohl in das malerische Utschkurgan, allein nach den letzten Besuchen der Räuber wollte niemand mit seinen Waren herausrücken, und wer dies tat, verlangte wahre Wucherpreise. — Reizend war das Haus eines vornehmen Sarten in Utschkurgan, der uns mit Tee und getrockneten Aprikosen bewirtete. Ich konnte mich mit ihm sowohl sartisch als türkisch verständigen, so daß bald ein anregendes Gespräch im Gange war. Er führte uns dann durch eine Tür in der Rückwand seiner kleinen Bude und plötzlich befanden wir uns auf einem entzückenden Balkon, der unmittelbar auf das Isphairamtal hinausragt und die Aussicht auf eine malerische Landschaft bietet. Tief unten rauscht der Fluß, weiter aufwärts liegt die Reihe der Teehäuser, die ebenfalls ihre Aiwans auf den Fluß hinaus gebaut haben. Für uns stand immer mehr fest, daß wir doch einmal versuchen müßten, weiter in dieses prächtige Tal vorzudringen und wenn irgend möglich den Tengis-Bei-Paß zu erreichen.

Digitized by Google

Friede! Wie er sich für uns auswirkte

6. März 1918. Als wir von Kisilkiah ins Lager zurückgekommen waren, da erwartete uns zu unserer großen Freude die Nachricht, daß die letzten Gerüchte vom Abschluß des Friedens den Tatsachen entsprechen sollen. Nachmittags erhielten wir die telephonische Mitteilung, daß das Telegramm über die Unterzeichnung des Sonderfriedens Rußlands mit den Zentralstaaten bereits eingelangt wäre, aber noch immer wagte niemand daran zu glauben. Erst als später in tausenden und abertausenden Exemplaren die kleinen roten Extraausgaben überall in der Stadt aufflatterten, da war es nun doch sicher, daß wirklich jener denkwürdige Tag gekommen war, auf den wir fast dreieinhalb Jahre gewartet hatten.

Ein ungeheurer Freudentaumel brach in unserem Lager aus, als wir der ersten dieser roten Zettel habhaft werden konnten, immer wollte man wieder lesen und hören, daß Friede zwischen den Zentralstaaten und Rußland sei. Welche Erlösung, welche Entspannung! Zermürbt von den ewigen Sorgen um das Zustandekommen dieses Friedens und vom Kampf um unser nacktes Leben hatte die Mehrzahl von uns die Nachricht dankbaren Herzens empfangen.

Der heutige Tag sollte uns aber noch eine zweite Überraschung bringen. Nach fast dreimonatigem Aufenthalt in Taschkent hatte sich infolge der dringlichen Berichte über die katastrophale Lage der hiesigen Lager der dänische Kapitän B r u n doch entschlossen, sich nach Skobelew zu bemühen. Welche bittere Enttäuschung aber brachte er! Es war eine eisigkalte Abkühlung nach der heißersehnten Friedensbotschaft. Gegen Abend wurde in den einzelnen Pavillons die fast dreistündige Unterredung Kapitän Bruns mit unserem Kommando bekanntgegeben: dieser hätte — so wurde verlautbart — seine Befugnisse, Geld für die Kriegsgefangenen auszugeben, bereits überschritten und ein Telegramm vorgewiesen, nach welchem uns von der österreichischen Regierung nahegelegt würde, mit unseren Bezügen das Auslangen zu finden! Eine einmalige Zuwendung von 20 Rubeln pro Kopf oder 1 Pfund Reis, das war alles! Damit aber die Ärmsten unter uns doch etwas mehr bekommen könnten, hatten diejenigen, die noch über Mittel verfügen, zugunsten der anderen Kameraden verzichtet. Für das Mannschaftslager, in dem noch immer täglich die Leute Hungers starben, brachte Brun 4000 Rubel mit, was auf hiesige Preise umgerechnet

Digitized by Google

einmal ein halbes Pfund Brot oder 60 Dekagramm Kartoffel bedeutet! Niemand von uns bemühte sich, die maßlose Erbitterung zu verbergen, die durch diesen Bericht ausgelöst wurde. Wir können nicht glauben, daß unser Staat, wenn er wahrheitsgetreue Berichte erhalten hat, so handeln könne. Eines ist uns aber allen klar geworden, daß wir auf die Hilfe unseres Staates nicht mehr rechnen können. Wir sind den Unsrigen unser Leben schuldig, und kein Reservatbefehl unseres österreichischen Kommandos wird mich dazu bringen, „in Ehren" zu verhungern, wenn ich arbeiten kann, um mich zu erhalten. Für uns alle bedeutet dieser Bericht das Recht, jetzt nur mehr nach unserem Gewissen zu handeln.

Was aber wird im Mannschaftslager sein, für das Kapitän Brun die letzte Hoffnung unserer armen Leute gewesen ist? Hörten wir ja schon längst unsere Soldaten sagen: „Zuerst schickt man uns vor die Kanonen oder läßt uns in Przemysl verhungern und nun dürfen wir hier elend zugrunde gehen, wenn wir nicht vorher den Seuchen und Mißhandlungen der Russen erliegen!" Das also war der Tag in unserer Gefangenschaft, der uns den Frieden brachte! Wo war der Jubel, den wir einst von diesem Tag erträumt hatten, wenn das Wort „Friede" zur Wahrheit werden sollte?

*

Daß nach dieser Lage der Dinge der Gedanke, um jeden Preis das Heimfahren zu versuchen, uns zu beherrschen begann, darf wohl nicht wundernehmen. Viele hatten ja schon ihr Glück versucht. Unser Türkisch-Lehrer Palffy war einer der ersten gewesen. Er hatte, als einheimischer Derwisch verkleidet, im Winter über den Tengis-Bei nach Afghanistan und Persien zu flüchten versucht, mußte aber trotz seiner ausgezeichneten Kenntnis der orientalischen Sprachen und des ihm zustatten kommenden orientalischen Gesichtsschnittes sein Beginnen nach wenigen Tagen aufgeben, weil selbst seine kräftige Konstitution den unerhörten Strapazen einer Bergwanderung im Winter nicht gewachsen war. Gefälschte Papiere sind überall zu haben und werden ein immer gangbarerer Artikel. Havas und Matolczi sind nach Kokand und wollen sich von dort weiter durchschlagen. Bis Mitte Februar waren insgesamt schon siebzehn von uns auf und davon, neun nach Rußland, vier in die Berge und vier nach Kokand. Bei den Zählungen, die allwöchentlich stattfinden, müssen wir durch Wiedereinspringen an einer anderen Stelle dafür sorgen, daß die Flucht nicht aufkommt. Wenn es nicht anders geht, müssen sich auch unsere Mannschaftspersonen in un-

Digitized by Google

seren Uniformen hinstellen und sich für uns mitzählen lassen, wie wir es auch bei unseren Ausflügen zu tun pflegen.

Im Lager hat die Winterkälte, der Brot- und der Kohlenmangel auch noch andere Dinge gezeitigt. Als wir mangels aller Feuerungsmittel unsere Küchen fast nicht mehr hätten weiterführen können, war kein Baum mehr vor unseren Hacken sicher, und alles, was halbwegs verbrennbar war, verschwand, eines Nachts sogar das eine Kasernentor! Die Fluchtversuche nahmen immer mehr zu, schließlich kam es so weit, daß fast jeden Morgen die erste Frage war, wer neuestens „abgereist" wäre? Die hiezu notwendigen Papiere wurden immer kunstvoller hergestellt, Stampiglien oder Unterschriften konnte man sich besorgen. Freilich kamen viele Flüchtlinge aus Taschkent wieder zurück. Sehr bedrückend war aber die Nachricht, daß die österreichischen Grenzbehörden oft die größten Schwierigkeiten bereiten, unsere Flüchtlinge aufzunehmen, angeblich, weil man dort fürchte, daß sie kommunistische Ideen nach Österreich brächten. Die Versuche, von hier wegzukommen, hatten oft eine geradezu geniale Konzeption. So ist Dr. Weißkopf bis Taschkent und von dort als wahnsinniger Rabbiner weitergekommen! Dr. Kammerlander dürfte mit seinem Plan den Vogel abgeschossen haben: es gelang ihm, sich seinen eigenen authentischen Totenschein zu beschaffen! Er selbst fuhr dann als sein Offiziersdiener weg, welcher der Witwe Dr. Kammerlanders die letzten Habseligkeiten überbringen sollte! Einen Vorteil für die Zurückgebliebenen hatte allerdings das Abgehen dieser vielen Kameraden, die alles aufs Spiel setzten, um in die Heimat zurückzukommen: bei der mangelhaften Kontrolle konnten wir den Russen lange die sehr bedeutende Zahl der Flüchtlinge verheimlichen und faßten daher die ohnehin so sehr bescheidenen Verpflegsartikel auch noch für jene, die schon längst nicht mehr im Lager waren. Anfangs April waren schon h u n d e r t s i e b z i g aus unserem Lager fort, allerdings waren erst von zwanzig von ihnen Nachrichten über den Erfolg ihrer Unternehmung eingelangt. Von Varga, Czinkoczky und Vertes kam die erste verläßliche Nachricht zurück, daß die große Gefahr bei allen diesen abenteuerlichen Fahrten durch Rußland keineswegs die r u s s i s c h e n Behörden wären, vielmehr unsere e i g e n e n Leute, jene ehemaligen Kriegsgefangenen, die jetzt in der roten Armee dienen und die, wenn sie einen Offizier entdecken, an ihm Rache dafür nehmen, daß er eben Offizier gewesen ist! —

Digitized by Google

Wenn ich mich selbst diesen Verlockungen gegenüber, sich irgendwie durchzuschlagen, negativ verhielt, so war für mich maßgebend, daß ich mich in kein Abenteuer einlassen wollte, aber auch, daß meine Konstitution nur allzuviel zu wünschen übrig ließ. Als ich nun eines Tages, vor Entkräftung ohnmächtig geworden, von meinen Kameraden aufgelesen wurde, nahm ich dies für einen Fingerzeig, mich nicht in diese Gefahren zu begeben. Für mich heißt es eben abwarten, bis das Ende meiner Kriegsgefangenschaft erreicht ist. Und wieder ging ich mit meinen Freunden daran, für ein neues Jahr den Garten zu bebauen!

Wanderung durch das Isphairamtal

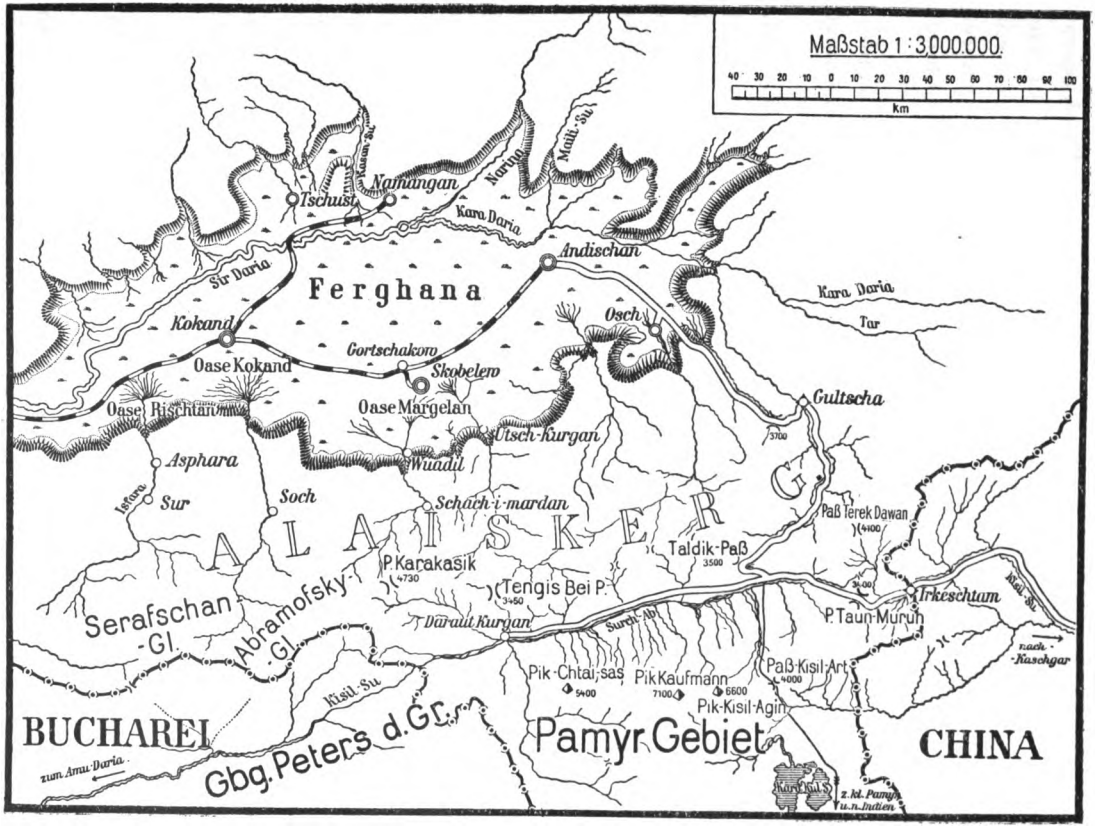
Unter den Pässen, die aus der Ferghana über das Alaisker Gebirge in das Kisil-Su-Tal und von dort sowohl über die Bucharei nach Afghanistan und Persien als auch im Osten nach Kaschgar, der Hauptstadt von Chinesisch-Turkestan, führen, gehört der Tengis-Bei, der bloß 3400 Meter Höhe hat und durch mehrere Monate des Jahres überschritten werden kann, zu den wichtigsten. Zugleich ist er verhältnismäßig leicht zu überwinden, denn knapp unterhalb der Paßhöhe, noch in 3000 Meter Seehöhe, liegt eine gute Unterkunftstätte für die Karawanen, wenn die eisigen Winde, die vom Pamyrhochlande herüberstreichen, oder Unwetter ein Fortsetzen des Weges unmöglich machen. Die kleine Straße ist bis nach Liangar von den Russen mit unseren Kriegsgefangenen, oft in sehr kunstvoller Anlage, ausgebaut worden. Von dort an ist zumindest diese Pamyrstraße nur auf dem Papier vorhanden. Die Arbeiten bis Liangar hatte der Reichenberger Baumeister Fischer geleitet.

Auch diesmal gingen wie damals nach Schach-i-Mardan Odörfer, Fritz Singer, Penizek und ich auf diese interessante Wanderschaft, Wolf und Görgey hatten sich uns angeschlossen. Das herrlich warme Frühlingswetter (30°), bei dem wir Skobelew verließen, hatte uns aber die Witterungsunbilden der Berge unterschätzen lassen und trotz aller Anstrengungen mußten wir nach viertägiger Wanderung knapp vor der Erreichung unseres Zieles umkehren.

*

20. März 1918. Versehen mit allem für die Reise Nötigen, hatten wir die Kisilkiahbahn für die Fahrt bis Suchana benutzt,

Digitized by Google



Karte der Umgebung von Skobelew (Ferghana).

Digitized by Google

von wo ein schöner Weg mit wundervollem Blick auf die Schneegebirge nach Utschkurgan führt. Der Ort breitet sich inmitten gutgehaltener Gärten und fruchtbarer Felder aus; die warme Sonne, die es mit uns recht ehrlich meinte, überflutete mit ihren blendenden Strahlen die ganze Gegend. Der schönste Teil von Utschkurgan ist die Brücke über den rauschenden Isphairamfluß, die von vier malerischen, reich mit Teppichen geschmückten Teehäusern eingefaßt ist; flußabwärts haben die meisten Häuser auf schiefen Streben gestützte Aiwans, einige von ihnen merkwürdig anmutende Giebeldächer.

Bald treten die Felswände bedrohlich enge aneinander; während sie selbst fast purpurfarben sind, zeigt der Talausschnitt Berge in ganz winterlichem Kleid.

Unser Weg führte über Alisch und Karajagatsch, leider bald unter schwerem Gewitter und Regen, so daß wir sehr glücklich waren, mit Einbruch der Dunkelheit die recht primitive Tschai-Chana von Maidan zu erreichen. Unser selbstbereitetes Abendessen teilte der Chosain mit uns, der dann mit wahrer Begeisterung gegen dreifache Aufzahlung Silberrubel bei uns einhandelte.

21. März 1918. Nach bitterkalter Nacht gab Görgey die weitere Wanderung auf und kehrte um; wir anderen wollten aber doch trotz Sturm und Ungemach den Weg fortsetzen. Hinter Karaul, das schon in etwa 1000 Meter Seehöhe liegt, steigt die Straße in prächtig angelegten Serpentinen an der Berglehne hinan mit immer wechselnder Aussicht auf die phantastischen Gebirgsformen. In Tschikoi gab uns eine an den Felsen geklebte Tschai-Chana für kurze Zeit Schutz. Durch immer neue Bilder wurde das Auge gefesselt, so daß wir darüber das schlechte Wetter fast vergaßen: bald waren es die dräuenden Felsenwände, deren Kämme tief in Wolken lagen, bald die blendend weißen Schuttkegel, die durch Bergabstürze der Marmorfelsen entstanden waren. Die Tschai-Chana in Tegermatsch, kaum besser als jene von Tschikoi, bot uns für die Mittagsrast Unterschlupf, aber nicht einmal das Feuer für unsere Mahlzeit vermochte uns genügend zu erwärmen.

Um 3 Uhr brachen wir wieder auf. Das Felsental des Isphairam wird nun immer malerischer, seine Formen mit jedem Schritt gigantischer. Wiederholt führt die Straße über Brücken, die nach einheimischer Art durch Überkragenlassen von Balken gebildet werden, deren rückwärtige Enden mit schweren Felstrümmern beschwert sind. Hier trafen wir einen alten Kirgisen, Kurban Ali, bei seiner

Digitized by Google

Behausung, den unsere kriegsgefangene Mannschaft in besonders gutem Andenken behalten hat; er hatte während der Straßenbauarbeiten fürsorglich die Unseren betreut. In Schipi wagten wir trotz der freundlichen Einladung nicht einzukehren, denn der Tschai-Chana-Wirt und sein Sohn waren beide über und über mit Aussatz behaftet. Erst in Surmatasch gab es eine gegen Wind und Wetter geschützte, mit der Rückseite an eine Felswand gebaute Tschai-Chana. Wir beschlossen, hier die Nacht zu verbringen und taten gut daran.

Sehr eigenartig war das Lager einer großen Kirgisenfamilie mit Männern, Frauen, Kindern, Pferden und Ziegen, das unter einer stark überhängenden Felswand aufgeschlagen war und als einzigen Schutz eine kleine Felsspalte besaß; die Kleintiere hatten, wie wir später sahen, in winzigen Felsenlöchern ihre mehr als primitiven Stallungen.

In der Tschai-Chana kamen bald neue Gäste an, Kirgisen aus der Steppe, und Tadschiken (Iranier), die nach ihrer Winterarbeit in den Ferghaner Baumwollentkörnungsanlagen nunmehr mit ihrem erarbeiteten Geld und Lebensmitteln in ihre Bergheimat, das Karategin („schwarze Berge") im oberen Kisil-Su-Tal, ziehen. Auch mit ihnen konnten wir uns leidlich verständigen. Allgemein staunten die Einheimischen über unseren Plan, zu dieser Jahreszeit den *„dawan"* (Paß) überschreiten zu wollen.

22. März 1918. In Surmatasch (1660 Meter) war es über Nacht plötzlich Winter geworden; bis tief herab verschneit lagen die Berge, als wir mit einigermaßen gemischten Gefühlen am Morgen unsere Wanderung fortsetzten. Die Tadschiken zogen es vor, besseres Wetter abzuwarten. Wieder führte uns der Weg über kühne Serpentinen, durch phantastische Schluchten und über unheimliche Brücken, unter denen der Isphairam gurgelt und zischt. Die überwältigende Schönheit dieser wilden Gegend, erhöht durch den winterlichen Schnee, hielt trotz des trüben Wetters unsere gute Stimmung aufrecht. Als wir aber Liangar (2170 Meter) erreichten, das in einer großen Talweitung liegt, und das Wetter immer ärger wurde, hielten wir es doch für geraten, heute hier haltzumachen. Die Tschai-Chana, in trostlosem Zustand, ließ sich nicht verschließen, und obwohl uns ein lieber Kirgisenjunge unentwegt Holz herbeischleppte und wir fortgesetzt Tee tranken, wollte die Erwärmung nicht gelingen. Wie bestaunten wir hier die Abhärtung dieser Naturmenschen gegen die Unbilden der Witterung! Während ein

Digitized by Google

kleiner Kirgisenjunge, einzig und allein mit einem vorne ganz offenen Schafpelz bekleidet, lustig im Schnee sich barfuß herumtummelte, fror uns trotz unserer warmen Kleidung und Feuer in der Tschai-Chana zum Erbarmen.

Am Spätnachmittag gesellte sich eine zweite Tadschikengruppe zu uns, kaum notdürftig bekleidet, die Füße bloß in Felle gewickelt, die ebenfalls ihre schweren Traglasten über die Berge zu den Ihrigen ins Karategin schleppen wollten. Zu arm, sich ein Tragtier zu kaufen oder zu mieten, binden sie ihre Lasten, oft 40 Kilogramm und mehr, mit Stricken auf den Rücken und ziehen über den Tengis-Bei. Sie sind ein prachtvoller Menschenschlag mit schönen edlen Zügen und sind von einer bewundernswerten Zuversicht erfüllt, ihre geliebten Heimatdörfer zu erreichen, deren Schönheit sie in den glühendsten Farben schildern.

Auch eine Kirgisengruppe mit schönen Jagdfalken hielt vorübergehend Rast, sie alle aber zogen noch weiter bis Dschitingi, der letzten Tschai-Chana vor der Paßhöhe.

Unser kleiner *uschak* brachte immer wieder Holz, das feuchte Artschaholz verursachte aber ein starkes Brennen in den Augen, zumal der einsetzende schwere Schneesturm dem Rauch keinen Abzug ließ.

Die Nacht war fürchterlich. Mit Schrecken sahen wir das Thermometer auf 10^0 Kälte fallen und unsere Holzvorräte beängstigend schwinden. Wir wechselten alle zwei Stunden die Feuerwache, damit wenigstens zwei von uns sich für kurze Zeit in alle Decken hüllen konnten, aber der *schamal* (Schneesturm) peitschte durch alle Ritzen den Schnee bis in unser Feuer. Erst gegen Morgen ließ das Unwetter nach, und während wir noch vor wenigen Stunden gefürchtet hatten, diese Nacht nicht zu überleben, meldete endlich Odörfer, daß bereits die ersten Sterne am Himmel sichtbar wären. Welche Erlösung, als der Morgen heranbrach!

23. März 1918. Rasch kam wieder der Mut und die Zuversicht zurück, allein die Nacht im Artscharauch hatte bei uns allen außer dem bösen Brennen in den Augen einen vollständigen Schleier vor ihnen, der erst langsam wich, zurückgelassen.

Bald war der Tag angebrochen, und nun sahen wir erst, in welch herrlicher Umgebung wir uns befanden. Wie eine unermeßliche Polarlandschaft erschien die Felsengegend im Schnee. Gerne verließen wir die wenig gastliche Stätte, um bergwärts weiter-

Digitized by Google

zuwandern. An der Ansiedlung Aiderbek vorbei folgt die Straße in ungezählten Windungen dem Isphairam durch Schluchten und Engen, zwischen dunklen Felswänden und Artschabeständen. Nach $3^1/_2$ Stunden kamen wir zur prächtig gelegenen Ansiedlung Tschatrawat. Gigantische Felsenberge steigen hier fast senkrecht auf; gegen Osten öffnet sich zwischen zwei mehrere hundert Meter hohen Wänden ein schmales Seitental, durch das ein Nebenfluß dem Isphairam zuströmt. Das Wetter hatte sich vollkommen ausgeheitert und uns in die beste Stimmung versetzt. In der Tschai-Chana war mit den Kirgisen bald Freundschaft geschlossen, wir langten gerne von der ausgezeichneten Pferdefleischsuppe zu, die in ihrem Kessel brodelte. Auf unsere Frage nach Steinbockgeweihen brachte uns ein Kirgise ein einzelnes, fast versteinert aussehendes Horn von ganz ungewöhnlicher Größe; es maß 116 Zentimeter. Nach längerem Handeln erhielt ich es als Gastgeschenk. Da wir am Rückweg hier vorbeikommen mußten, nahm ich diese seltene Beute mit Freuden an.

Der herrliche Tag lockte zu sehr, die Wanderung fortzusetzen, als daß wir unseren ursprünglichen Plan, hier zu übernachten, ausgeführt hätten.

Im engen Felsental, das wir nun durchzogen, waren Höhlen mit wunderbaren Eisgebilden von bläulicher Farbe, als wäre ein leuchtender Wasserfall mitten in seiner Bewegung erstarrt.

Der Rauhreif auf den Artschabäumen verschönte noch mehr das Landschaftsbild. Erst nach der großen Tschai-Chana von Dschitingi veränderte es sich völlig. Große Schneeflächen mit geringem Strauchwuchs bilden eine Hochebene, von der erst der eigentliche Aufstieg zum Paß beginnt. Hier in der dünnen Luft und der eisigen Kälte mußte jeder Schritt erkämpft werden, und so oft wir vermeinten, die Paßhöhe zu sehen, mußten wir enttäuscht feststellen, daß noch immer neue Höhen zu erklimmen waren. Leider zogen bald wieder schwere Wolken auf, die einen Schneesturm erwarten ließen; unsere Energie begann zu erlahmen, und vor allem war jede Aussicht, heute den berühmt schönen Ausblick auf das Pamyrhochland zu genießen, aufzugeben; die Kälte wurde unerträglich, nach wenigen Minuten war man sosehr bis ins Innerste durchfroren, daß nur sofortiges Umkehren sichere Rettung vor einem Unglück bringen konnte. Odörfer und Singer waren noch um etwa eine halbe Stunde weiter vorgedrungen, aber auch ohne die Paßhöhe zu erreichen.

Digitized by Google

Am Wege hatte es einen lustigen Zwischenfall gegeben: Einige Kirgisen waren damit beschäftigt, auf den Berghängen gefälltes Holz mit Stricken talab zu schleifen. Als sie unser ansichtig wurden, ließen sie allsogleich ihre Arbeit im Stich und liefen laut *„ai dad! ai dad!“* („Zu Hilfe! Zu Hilfe!“) rufend davon, sosehr hatten sie unsere schwarzen Schneebrillen und die über das Gesicht gezogenen Schneehauben erschreckt; offenbar hielten sie uns für Wegelagerer oder Straßenräuber! Erst als wir unsere Brillen abnahmen und gar in ihrer Sprache mit ihnen redeten, konnten sie sich beruhigen.

Mehr laufend als gehend, getrieben vom bösen *schamal* (Eiswind), kamen wir talab, aber auch in Dschitingi konnten uns Tee und Feuer nicht genügend erwärmen; erst als in der Abenddämmerung die Tschai-Chana von Tschatrawat sichtbar wurde, da fühlten wir uns glücklich und geborgen.

Diesmal teilte eine große Kirgisenfamilie, mehrere Männer, eine etwa 25jährige Frau mit ihrem Säugling und ein 12jähriges Mädchen, mit uns und den Inhabern die Tschai-Chana. Holz gab es in Hülle und Fülle, sogar zu recht billigem Preise, da ließ sich's nach den überstandenen Anstrengungen gut leben. Wir führten auch diesmal einen Feuerdienst ein, an dem sich auch die anderen Gäste beteiligten. Tschatrawat im Wintermondenschein, eingerahmt von den hohen weißen silbrig übergossenen Bergen, die Tschai-Chana mit dem lodernden Feuer und ihren seltsamen Gästen, das war ein unvergeßliches Bild!

24. März 1918. Die junge Kirgisenmutter, ganz Naturweib, stillte morgens friedlich neben uns ihr Kind, dann begann sie ihre wunden Füße zu pflegen und war ungemein dankbar, als wir ihr von unseren Medikamenten gaben; sie hatte auch sonst keine Scheu vor uns und nahm am Gespräch teil. Das kleine schwarzlockige Mädchen starrte uns während des Frühstücks unverwandt an, denn wir Wundermenschen hatten immer wieder ein neues Stück Zucker für sie.

Beim Abschied von unseren Wirten tauschten wir wieder Silbergeld gegen die vierfache Summe Papiergeld um. Dies war das Signal für die anderen Kirgisen, Silbergeld einzuwechseln, dem sie nachjagten wie der Teufel einer armen Seele. Endlich hatten wir unsere Geldgeschäfte abgewickelt und zogen hinaus in den strahlenden Wintermorgen. Penizek und Wolf wollten in zwei Tagen Skobelew erreichen und gingen allein ab; wir anderen drei wollten die schöne Talwanderung in vollen Zügen genießen und gerne einen Tag mehr dafür aufwenden.

Digitized by Google

Wir kamen diesmal von den Bergen her in die Schneelandschaft von Liangar, das in der Wintersonne heute tausendmal schöner war als das letzte Mal. Wie herrlich war dieses Wandern am Wintermorgen! Zu allem Schönen kam für uns das Gefühl vollkommener Freiheit und unbedingter Sicherheit. Auf dem ganzen Talweg trafen wir *„aschna"* (gute Bekannte), die ihrem freundlichen *salam* (Gruß) noch *„aman-i-san"* („Du sollst gesegnet sein") hinzufügten; einmal waren es die Kirgisen, die wir beim Aufstieg getroffen hatten, das andere Mal die Tadschiken, die nur zu sehr mit ihrer Warnung recht behalten hatten: *„dawanda schamal jaman, kar kup"* („Am Paß ist böser Wind [und] viel Schnee!").

Jeder bergwärts Wandernde erkundigte sich bei uns über die Verhältnisse am Paß, und auch wir konnten mit Überzeugung alle wie die Tadschiken vor dem Passe warnen.

Ein besonders prächtiges Bild bot sich uns, als in den Höhen der Paßwind den Schnee über die in der Sonne leuchtenden Felsenkämme hintrieb.

Dem kleinen Kirgisenjungen, der in Liangar so tüchtig zum Feuern Holz gebracht hatte, gaben wir gerne als *„silou"* (Gastgeschenk) eine Tibitejka aus unseren Vorräten, sein Vater wieder war glücklich, uns lebend wieder vom Passe zurückgekehrt zu sehen.

In Surmatasch machten wir vor unserer Nächtigung einen kleinen Abstecher in ein Seitental. Wir überschritten auf einer Furt den kleinen Nebenfluß des Isphairam; als wir aber weiter talaufwärts wollten, stießen wir auf ein unerwartetes Hindernis. Bei einer mächtigen überhängenden Felswand, ähnlich jener im Haupttal draußen, hatten Bergkirgisen ihr Lager aufgeschlagen; die Männer waren in den Bergen, von der Familie befanden sich nur eine alte Frau und eine Anzahl Kinder hier; als jene unser ansichtig wurde, brach sie in wütendes Geschrei aus, fuhr auf uns los und verstellte uns ganz energisch den Weg. Sie verteidigte mit bewundernswertem Mut das Seitental als kirgisischen Boden, in dem kein Fremder etwas zu suchen hätte. Wenn wir in das Kisil-Su-Tal oder in die Ferghana wollten, so sollten wir uns weitertrollen; hier seien sie zu Hause. Ja, sie wollte sogar mit Wurzeln und Steinen nach uns werfen, als wir nicht gleich umzukehren begannen.

Die Ansiedlung selbst war ganz sehenswert. Das Lager bestand aus ausgebreiteten Decken auf dem nackten Fels unter der Wand, im Hintergrunde waren große Vorräte armdicker *„guldschan"*-

Digitized by Google

Wurzeln aufgestapelt, die den Kirgisen in Hungerszeiten als Mehl- und Brotersatz dienen. Die Wurzeln werden an der Sonne getrocknet, dann mit einer Art Krempel in Fasern gerissen und im Mörser zu Pulver zerstampft. Die Wurzel, deren Pulver roh oder gekocht gegessen wird, hat einen widerlichen Geschmack nach verdorbenem Knoblauch.

Am Rückweg vom Seitental fanden wir wiederholt ausgegrabene und zum Trocknen vorbereitete Guldschanwurzeln.

25. März 1918. Wir hatten in unserer an den Felsen angebauten Tschai-Chana in Surmatasch so trefflich geschlafen, daß wir erst morgens gewahr wurden, welch furchtbarer Schneesturm während der Nacht getobt haben mußte. Mit der Fortsetzung unserer schönen Talwanderung kamen wir bald in niedrigere Lagen, wo der Schnee rasch weggeschmolzen war, als die Turkestaner Sonne sich fühlbar zu machen begann. Ein gründliches Waschen im eiskalten Isphairam bot eine besondere Erfrischung. Außer den uns schon wohlbekannten Raubvögeln sahen wir hie und da auch Alpendohlen mit feuerroten Schnäbeln und grauschwarze den Amseln ähnliche Vögel mit auffallend kurzen Schwänzen, die nach Fischen in den Isphairam tauchten.

Von den verschiedenen Transportarten, die wir hier beobachten konnten, möchte ich besonders zwei erwähnen, die zeigen, wie die Kirgisen ihren Besitz an Tieren vor den großen Strapazen der Paßüberquerung im Winter schützen. So sahen wir bei einer Karawane ein junges Kalb und zwei kleine Hammel auf ein Kamel aufgepackt, dann wieder zu Fuß wandernde Kirgisenfrauen und -mädchen, die kleine Karakulschafe, kaum einige Wochen alt, sorglich in Tücher eingewickelt an ihrer Brust trugen.

In Tegermatsch war bereits wieder Frühlingswetter, nur die bald hier, bald dort niedergehenden Steinlawinen erinnerten daran, daß hier noch vor wenigen Tagen ein böses Winterwetter getobt hatte.

Bei der Tschai-Chana in Tschikoi, die neben der elenden Hütte eine einladende sonnige Tschaibank besitzt, hielten wir wieder Rast, um Tee zu kochen; auch hier roch alles nach Guldschan, das gegenwärtig das Brot vertreten muß. Ein ganz wild aussehendes Kirgisenmädchen mit struppigem, pechschwarzem Haar, das zottig um ihr Gesicht flatterte (wir hatten das Kind, dessen Kleidung lediglich aus verschiedenen an den Körper gebundenen Lumpen

Digitized by Google

bestand, zuerst für einen Buben gehalten), ungefähr 10 bis 14 Jahre alt, brachte vom Isphairam das bräunliche Wasser herauf, das wir für den Tee benötigten. Wir erfuhren hier, daß bei dem großen Nährwert der Guldschanwurzel eine Teeschale voll des Guldschanmehles als Mittagsmahlzeit für die aus sechs Köpfen bestehende Kirgisenfamilie genügt. Das gesunde Aussehen der Leute schien ihren Worten recht zu geben.

Den berüchtigten Ort Karaul mit der russischen Grenzwache konnten wir unbehindert durchziehen, ohne daß sich jemand um uns gekümmert hätte. Maidan erreichten wir um 4 Uhr nachmittags. Hier war schon längst durch Kirgisen, die bei uns Silber eingehandelt hatten, bekanntgeworden, daß wir eine *tamascha* auf den Paß gemacht hatten, und abends kamen allerlei Gäste zu uns zu Besuch.

26. März 1918. Ein wundervoller Frühlingstag grüßte uns heute, als wir aus der Tschai-Chana in den Morgen hinaustraten; nur die letzten Berge im Hintergrunde des Talausschnittes trugen noch Schnee. Der Weg über Austan nach Utschkurgan bot keine Schwierigkeiten, im Isphairam konnten wir uns gründlich erfrischen, bevor wir zu den schönen Tschai-Chanas am oberen Ortseingang kamen.

Unmittelbar vorher hatten wir eine Kirgisin ganz in Seide gekleidet und über und über mit Schmuck behangen auf prächtig gezäumtem Roß des Weges ziehen sehen, der eine einfach gekleidete zweite Frau zu Pferd folgte; vermutlich wurde das Mädchen zum Brautmarkt oder ihrem Manne zugeführt. Das Bild war schön und farbenprächtig; besonders auffallend waren die langen reichgestickten Schabracken der Pferde, von welchen teppichartige Streifen mit langen Fransen und Troddeln fast bis zum Boden reichten.

Nach unserer langen Wanderung glaubten wir uns berechtigt, vor der Rückfahrt uns an den herrlichen frischen Fladenbroten und der Schaumspeise Mischalla zu erfreuen, dann war noch der Weg bis zur Bahn zurückzulegen. Eine letzte Ausweisleistung vor einer russischen Patrouille ging auch glatt vorüber; ja sogar mit der grotesken Vizinalbahn von Kisilkiah, die wir in Suchana bestiegen, hatten wir Glück, sie brachte uns ohne Unfall oder Entgleisung in $2^1/_2$ Stunden nach Skobelew zurück.

Digitized by Google

Taschkent

Als die Lage in Turkestan sich einigermaßen beruhigt hatte, wurde zwar unsere tägliche Brotration auf ein halbes Pfund (20 Dekagramm) erhöht, aber trotzdem stiegen infolge der beängstigenden Entwertung des Rubels die Lebensmittelpreise ins Schwindelhafte. Unsere Lage wurde immer schlechter, die Bezüge blieben monatelang aus und reichten auch nicht annähernd für die bescheidenste Verpflegung. Gastheimb, der seinerzeit mit Exzellenz Waitzendorfer von hier weggefahren war und dann in Taschkent im Bureau von Kapitän Brun eine Anstellung erhalten hatte, konnte auch keine wirksame Hilfe für uns erreichen. Das einzige war, daß jeder von uns ein in der Heimat rückzahlbares Darlehen von 26 Rubel, das $1^1/_2$ Pfund Reis entsprach, aufnehmen konnte.

Eines schönen Tages trat Werner, der Rangälteste in unserem Lager — Bassi, sein Vorgänger, hat auch sein Heil auf der Flucht versucht — an mich mit dem Vorschlag heran, nach Taschkent zu fahren, um bei Kapitän Brun Geld zu beschaffen. Ich hatte, offen gestanden, zu dieser Sendung gar keine sonderliche Lust, konnte mich aber ihr nicht entziehen. Schon die Willkürakte der roten Soldaten auf der Eisenbahn, besonders aber das Leben und Treiben in Taschkent, von dem ich schon mehr als genug gehört hatte, waren nicht dazu angetan, mir zu gefallen. In der Zivilkleidung, die ich bei meinen Kameraden entlehnt hatte, sah ich wohl schrecklich bescheiden aus, aber gerade für diese Fahrt war es besonders zweckmäßig, möglichst wenig vornehm aufzutreten.

15. Mai 1918. Bevor sich unser Zug noch in Bewegung setzte, begannen die für die jetzigen Verhältnisse typischen, recht unfreundlichen Zwischenfälle. Zunächst verlangte ein Rotarmist, daß sofort alle Plätze von den Sarten geräumt werden müßten, weil eine kranke Frau unterzubringen wäre. Aus dem Nebenabteil war schon auffallendes Stöhnen zu hören gewesen, endlich wurde eine Frau hereingeschleppt, an der Anzeichen von Cholera oder Flecktyphus zu bemerken waren. Ihr Gesicht war fast grün, hatte große dunkle Flecken, die Hände waren gelb wie Wachs, die Lippen dunkelblau. Dann folgte bald der zweite, weniger erfreuliche Akt, eine Visitierung aller Passagiere nach Waffen durch eine Gruppe von Rotarmisten. Der durchgehende Zug nach Taschkent war sehenswert. In den Wagen erster Klasse waren alle Stoffe der Polsterungen gestohlen, die Federn mit Sackleinwand über-

Digitized by Google

spannt, in der zweiten sah es nicht besser aus, die Wagen dritter Klasse waren bis an die Decke mit dem unmöglichen Gepäck der Sarten überfüllt, die vierte Klasse war nur mehr ein Knäuel entsetzlich schmutziger, verlauster und übelriechender Sarten und Kirgisen, die noch auf den Trittbrettern und Puffern wie Trauben aus dem Wagen heraushingen. Besonders unangenehm war, daß alle Soldaten, die einstiegen, ihre Dämchen mitbrachten und kategorisch für sie ganze Bänke freimachen ließen, selbst wenn dafür ein Dutzend Sarten an die Luft gesetzt werden mußte.

16. Mai 1918. Die Nacht über war der Zug in Tschernjajewo gestanden. Auch hier wieder gab es jene widerlichen Szenen russischer Willkür gegen die Einheimischen, die ich so haßte. Ein Teil der Sarten hatte sich für die Nacht aus den Viehwagen auf das Waggondach geflüchtet und nun machten sich die Rotgardisten den Spaß, sie mit wilden Flüchen und mit der Nagaika von dort herunterzujagen und zu verprügeln. Auf der Weiterfahrt entstand plötzlich lebhaftes Schießen. Vorerst war nicht zu erfahren, worum es sich handelte, die Rotgardisten stürzten aus den einzelnen Wagen, da stellte sich heraus, daß einige ihrer Kameraden sich's für die Weiterfahrt auf den Waggondächern bequem gemacht hatten und von dort aus auf die zahlreichen Störche und Kraniche Jagd machten, die in der Syr-Daria-Gegend die Auen bevölkern.

Mit dreistündiger Verspätung erreichten wir den Riesenbahnhof von Taschkent: Perron und Wartesäle waren übervoll mit Fahrgästen und solchen, die es werden sollten; denn hier wartet man Stunden, ja Tage auf die Fahrtmöglichkeit. Die Straßenbahn hat hier weibliche Motorführer in einer Art Militäruniform, die Schaffner dagegen sind ausschließlich Männer, da Schaffnerinnen wohl kaum mit den vielen Sarten und Kirgisen fertig werden würden, die wie Bienenschwärme die Wagen beklettern und zum großen Teil kostenlos mitfahren.

Mein erster Besuch bei Kapitän Brun, dem offiziellen Vertreter der österreichischen Kriegsgefangenen in Turkestan, hat wohl sehr ernüchternd auf mich gewirkt. Ich wurde zwar auf das freundlichste empfangen, mußte mich aber bald davon überzeugen, daß mit diesem dekorativen Posten nicht die Mittel verbunden sind, uns zu helfen. Kapitän Brun erklärte, überhaupt kein Geld zu haben, und meinte, daß vielleicht bis Montag irgendwelches beschafft werden könne. Ich hatte also die wenig trostreiche Aussicht, hier vier Tage zuwarten zu müssen.

Digitized by Google

Die schönen Anlagen in Taschkent kamen mir, der schon ganz entwöhnt war, unter Menschen zu gehen, fast merkwürdig vor. Überall sieht man hier noch elegante Kleidung, insbesondere die Damen und Dämchen tun sich darin hervor. Sie erscheinen in Reithosen und Stöcken am Korso, der den ganzen Tag belebt ist. Die Herren tragen die jetzt gebräuchliche Kleidung der Russen mit Blusenhemd und weißen Beinkleidern; auch sie bemühen sich, möglichste Eleganz zur Schau zu tragen.

17. Mai 1918. Überall trifft man hier Bekannte oder erfährt vom Schicksal unserer Flüchtlinge. Der arme Boykow ist auf der Fahrt irrsinnig geworden, in Aktjubinsk ist das Weiterfahren wegen der Kämpfe der Bolschewiken gegen die weiße Garde unmöglich, dort stauen sich die Kriegsgefangenen und müssen ein neues Leben beginnen.

Eine recht merkwürdige Erscheinung gibt es in Taschkent: um bei den Einheimischen Eindruck zu machen, lassen die Bolschewiken den ganzen Tag ein Panzerauto unter markerschütterndem Gehupe herumfahren und jeden Nachmittag einen Aeroplan über der Alt- und Neustadt kreisen. Die Sarten haben für dieses moderne Kriegswerkzeug eine treffliche Bezeichnung gefunden: *„schaitankusch“* (Teufelsvogel).

Über Zureden meiner hiesigen Kameraden entschloß ich mich, mit ihnen doch einmal den Abendkorso zu besehen. Das Treiben, das sich hier auf den Boulevards und auf dem Square beim Kaufmannsdenkmal zwischen 7 und 10 Uhr abspielt, ist ganz überraschend und würde jedem europäischen Badeort mittlerer Größe alle Ehre machen. Kaffeehäuser, Bars und Teehäuser mit allen Arten Erfrischungen sind vorhanden und überall hört man Wiener Musik, die von kleineren Gruppen unserer Kriegsgefangenen besorgt wird. Auf Schritt und Tritt werden den Passanten in großen Körben die herrlichsten Rosen um billiges Geld angeboten. Unvermutet feierte ich ein rührendes Wiedersehen mit Pschoch, diesem Original, der in Dschisak unsere Menagerie so tüchtig mit lebendem Futter versorgt hatte. Heute ist er hier Blumenmädchen und läuft als Sarte gekleidet umher! Es war mir eine herzliche Freude, ihm die Hand zu drücken.

Unsere Leute haben hier sehr einträgliche Erwerbsquellen, manche haben es zu erheblichem Wohlstand gebracht und verdienen oft bis 500 Rubel in der Woche. Wie schlecht es uns in Skobelew geht, ist hier wohlbekannt; es war ein rührender Beweis

Digitized by Google

von Anhänglichkeit, daß ein ehemaliger Offiziersdiener unseres Lagers, Jedlicka, mir für einen Kameraden bei uns 100 Rubel mitgab, damit er sich ein besseres Essen kaufen könne, er sei — erklärte er — auch bereit, alle Monate etwas zu schicken, wenn es notwendig sei! Ein Soldat, der seinen Offizier beschenkt, das verdient wohl festgehalten zu werden!

20. Mai 1918. Aus den Nachrichten über die Schicksale unserer Flüchtlinge geht immer klarer hervor, daß die Fluchtmöglichkeiten sich ganz bedeutend verschlechtert haben, trotzdem aber habe ich kein Mittel, meine Kameraden in Skobelew zu warnen, von denen jeden Tag eine neue Gruppe mit dem Morgenzug hier ankommt. Die einen versuchen es in „bestmöglicher" Kleidung, die anderen wieder glauben, durch eine fast raubmörderartige Aufmachung das Wagnis sicherer bestehen zu können. Auch Papiere für die Flucht werden hier massenweise erzeugt, augenblicklich sollen Dokumente, die hier die israelitische Kultusgemeinde ausstellt (wobei man sich den Namen aussuchen kann), am erfolgreichsten sein. Wehe aber dem, der über Taschkent nicht hinauskommt, er wird sein Geld nur allzu rasch los.

Der fieberhafte Vergnügungstaumel, der die hiesigen russischen Herren, insbesondere aber die Damen und Dämchen erfaßt hat, macht den Eindruck, als wollte hier alles noch rasch das Leben ausgenießen, bevor diese ganze Herrlichkeit wie ein Kartenhaus zusammenbricht. Ganz Taschkent, so hörten wir wiederholt, befindet sich in der Erwartung irgend etwas Undefinierbaren, fehlt doch jetzt jede Verbindung mit Europäisch-Rußland; man weiß nicht einmal, was in Petersburg und Moskau vor sich geht, und ob das Gerücht, daß Mihail Mihailowitsch neuerlich zum Zaren ausgerufen worden ist, der Wahrheit entspricht. Im Süden sollen die Engländer am Kaspischen Meer gelandet sein, auch Kutschka, der letzte Eisenbahnpunkt an der persischen Grenze, soll in ihren Händen sein. Im Nordwesten bringen schwere Kämpfe mit den Kosaken den Bolschewiken täglich bedeutende Verluste, im Semiretscher Gebiet und an der chinesischen Grenze hört man wieder von neuen Aufständen. Im Herzen dieses von allen Seiten bedrohten Landes, in Taschkent, da ist das Sodom und Gomorrha, das die Parole auf seine Fahne geschrieben hat: Leben! Leben! Leben!

21. Mai 1918. Mein Zuwarten hier war doch von Erfolg, wenn auch nur von einem bescheidenen, gekrönt: es war für mich eine

Digitized by Google

lebhafte Befriedigung, daß ich für unsere Mannschaft im allerletzten Augenblick 16.900 Rubel und für unser Lager 4100 Rubel erhalten konnte. Ich quittierte sie und wollte ins Lager zurück. Da kam mir ein Beamter des Bureaus Brun nach und bot sich an, mich zu begleiten, da es gegenwärtig zu gefährlich wäre, mit einem so hohen Geldbetrag allein zu gehen. Man wisse ja doch, daß alle, die als Abgesandte zu Brun kommen, hier für ihre Lager Geld holten. Ich folgte gerne auch dem weiteren Rate, für die Rückfahrt alles Geld gesichert in den Kleidern zu vernähen, weil man nie wüßte, ob man bei der Bahnfahrt mehr als das nackte Leben und die Kleider am Leibe retten könne.

In Taschkent hielt mich fürwahr nichts zurück, und um sicher den Nachtzug zu erreichen, war ich schon mehrere Stunden vor Abgang des Zuges auf dem Bahnhof. Das Menschengewühl überall war fürchterlich. Wieder sah es am entsetzlichsten bei den Kirgisenfamilien aus. Immer wieder werden tote Kinder weggetragen; diejenigen aber, die noch halbwegs kriechen können, sind die gefährlichste Landplage von Bettlern geworden. Wie die Ärzte erzählen, tritt hier eine Choleragattung auf, die den Befallenen in wenigen Stunden dahinrafft. Ganze Familien, auch russische, sind fast ausgestorben. Man sah auch auf den Straßen des öftern in offenen Wagen Tote wegführen.

Der Kampf um Fahrkarten und Plätze war ein wütender, mit meinem geringen Gepäck war ich aber bald doch in einen Wagen eingedrungen, wo ich zwischen den Bergen fremder Habseligkeiten, die auch die Gänge und Nebenräume bis zur Decke füllten, einen Sitz fand. Unter den Fahrgästen war eine ältere Dame, die von Aktjubinsk, wo auch ihre Fahrt nicht weiterging, zurückgekehrt war. Für die hiesigen Verhältnisse war der Vorschlag bezeichnend, den ihr der Schaffner gemacht hatte. Sie hatte eine Fahrkarte bis nach Inner-Rußland und bot dem Schaffner 200 Rubel dafür an, wenn er sie weiterfahren ließe. Er lehnte dies jedoch mit der Bemerkung ab, daß e r ihr 300 Rubel gebe, wenn sie aussteige, denn er hätte jemand, der ihm für die Weiterfahrt 1000 Rubel böte. Auch diesmal blieben die Visitierungen und Plünderungen von Lebensmitteln nicht aus, bei denen wie gewöhnlich die Sarten die Opfer waren und zu ungeheuren Steuerstrafen verurteilt oder ihrer Waren beraubt wurden. Erst nach Kokand bekam ich Platz in einem Abteil mit einigen Bucharer Juden und einem Kaufmann aus Alt-Marghellan, Mullah Abbas Chodscha, der ein weitgereister

Digitized by Google

Mann war. Er war sogar zweimal in Wien gewesen, erinnerte sich genau an Schönbrunn und den Wiener Prater, dessen Riesenrad ihm einen besonderen Eindruck gemacht hatte.

*

Nach meiner Rückkehr in Skobelew gab ich dem Lager über meine Reise einen ausführlichen Bericht und über das, was ich über die Flüchtlinge erfahren hatte. Wie es meine Überzeugung war, wies ich darauf hin, daß für eine Fluchtunternehmung sehr viel Geld, vorzügliche Gesundheit, stählerne Nerven und vor allem Glück notwendig wäre. Neben den physischen Anforderungen sind aber oft die psychischen noch viel ärger, zumal wenn man von den eigenen Leuten der roten Garde alles mögliche erdulden muß.

Leider mußte ich bald darauf erfahren, daß mir meine wohlgemeinten Ausführungen so ausgelegt wurden, als hätte ich Auftrag gehabt, vor Fluchtversuchen zu warnen.

Im Angesicht des Pamyrhochlandes Die Ersteigung des Tengis-Bei-Passes

Es ließ uns nicht ruhen, daß wir bei unserem ersten Versuche den Tengis-Bei nicht hatten erreichen und das Pamyrhochland nicht hatten sehen können. In unserem wenig erfreulichen Dasein in Skobelew war wohl nicht viel zu verlieren, und da überdies inzwischen $2^1/_2$ Monate ins Land gegangen waren, durften wir auch in den Bergen auf günstigere Witterungsverhältnisse rechnen.

Meine erprobten Freunde waren daher sofort bereit, als es hieß, ein zweites Mal den Weg ins Isphairamtal zu machen und wenigstens für ein, zwei Wochen dem Leben in unserem Lager den Rücken zu kehren. Dank dem Umstande, daß wir auch bereits alle Unterkunftsstätten am Wege kannten, war die 100 Kilometer lange Talwanderung leicht zu bewerkstelligen und am fünften Tage hatten wir das Ziel unserer Wünsche erreicht, als wir zum erstenmal das Pamyrhochland sahen. Ein Zwischenfall in Utschkurgan ließ uns einen ganzen kostbaren Tag verlieren, aber gerade diesem Umstande war es zuzuschreiben, daß wir für den wichtigsten Tag das denkbar schönste Wetter hatten. Diesmal war Ziernfeld der Dritte im Bunde mit Singer und mir.

4. Mai 1918. Mit Vorräten und allem Nötigen für die weite Wanderung ausgerüstet, holten Fritz Singer und ich Ziernfeld im

Digitized by Google

Mannschaftslager ab, um zunächst mit der Kisilkiahbahn bis nach Suchana zu fahren. Das Wetter hatte sich ausgeheitert und wieder erfreuten wir uns der eigenartigen Fahrt und des idyllischen Wallfahrtsortes Chodscha-Pilal mit seinen uralten Bäumen inmitten der grellgelben öden Hügelberge, an denen man vorbeifährt. Der Weg nach Utschkugan war uns schon gut bekannt; als wir aber am Ortseingange stolz und siegesbewußt unseren mühsam erreichten Erlaubnisschein präsentierten, lehnte ihn der Milizsoldat vollständig ab und wollte uns nicht weiter lassen. Während ich in Utschkurgan verblieb, hatten Ziernfeld und Singer es übernommen, nach Kisilkiah zu gehen, um von dort die Erlaubnis für unseren Ausflug zu erwirken. Stunden auf Stunden verrannen, das Parlamentieren mit dem Grenzposten war vergebens; wie eine Schildwache hütete ich unsere in den Rucksäcken verstauten kostbaren Besitztümer. Das bunte Leben im Teehaus und die vorüberziehenden Karawanen bildeten die einzige Abwechslung. Abends brach noch ein schweres Gewitter los; Singer kam als erster zurück, er hatte in Suchana vergebens telephonisch mit Skobelew die Angelegenheit regeln wollen, Ziernfeld aber konnte wohl vor dem nächsten Morgen nicht hier sein.

*

5. Mai 1918. Die Tschai-Chana, die uns beherbergte, war wahrhaft prächtig, für die Nacht gut zu verschließen, nur an das laute Rauschen des Isphairam mußte man sich erst gewöhnen. Frühmorgens ging es auch schon lebhaft zu. Als wir zum Fluß hinabsteigen wollten, um uns zu erfrischen, schickte uns der Chosain zum Heiligen Teich bei der Moschee, die auf dem gegenüberliegenden Hügel erbaut ist und wo auch die Sarten ihre rituellen Waschungen vornehmen. Mit Ungeduld erwarteten wir unser Schicksal, und als Ziernfeld gegen 8 Uhr erschien und melden konnte, daß seine Bemühungen von Erfolg gekrönt waren, herrschte eitel Freude in unserem Trio. Wir setzten uns nochmals zum Tee zusammen, dann ging's hinaus ins Isphairamtal, das uns jetzt doppelt schön erschien. Diesmal gab es überall niedrige Sträucher mit schwefelgelb blühenden wilden Rosen, deren Büsche weithin leuchteten. Im Schatten der großen Tschai-Chana von Karajagatsch war Mittagsrast. Viele der hier einkehrenden Kirgisen kannten uns schon vom ersten Ausflug, wir tauschten mit ihnen herzliche Grüße und waren bald ihre Gäste. Auf der Wanderung im Tale trafen wir größere kirgisische Auls, die ihre Zeltlager aufgeschlagen

Digitized by Google

hatten, in den Seitentälern sahen wir kleinere und größere feste Ansiedlungen. Maidan war von seinen Bewohnern schon verlassen, auch sie zogen das Leben in der Jurte vor, wir mußten daher weiterwandern und konnten diesmal ganz gesichert in Karaul die prächtige Tschai-Chana beziehen, da wir doch gültige Papiere mit uns hatten. Dieses Teehaus liegt mit der einen Seite frei zur Straße, mit der Rückseite in dem Augebiet des Kulflusses, der hier einige Mühlen treibt. Der „*nonwai*" (Bäcker) hatte eben die ersten frischen Brote fertig, wir kochten Früchtenreis und machten unsere Aufwartung beim Dorfältesten. Auch hier gebrauchten wir die fromme Lüge, als wollten wir nicht den Tengis-Bei besteigen, sondern den berühmten mohammedanischen Wallfahrtsort Schach-i-Mardan besuchen, wohin ein Weg von hier aus abzweigt. Merkwürdigerweise gab uns aber darauf der „Amin" den Rat, doch lieber den Ausflug auf den Paß zu machen, der wegen seiner schönen Aussicht viel lohnender wäre als die Wanderung nach Schach-i-Mardan. Vor dem Abendessen konnten wir im Fluß ein erfrischendes Bad nehmen, um uns für den nächsten Tag zu kräftigen.

6. Mai 1918. Im Glückgefühl, nun frei in die Bergwelt ziehen zu können, hatten wir alle drei prächtig geschlafen. Unser kleiner Wecker rief uns schon um 4 Uhr früh heraus, um 5 Uhr war der Tee bereits gekocht und dann ging es talaufwärts auf Austan und die kirgisischen Ansiedlungen zu. Austan ist sozusagen die letzte Oase in einer Weitung des Isphairamtales und zieht sich in ein rechtes Seitental hinan. Der Talboden wies zum Unterschied von den kahlen Berghängen schon reichen Blumenschmuck auf; blaßgrün blühende Aronstabarten und schwefelgelbe wilde Rosen wechselten mit blutroten und orangefarbigen. Die Felsen an der Straße waren übersät mit strauchartigen, gelbblühenden Schmetterlingsblütlern, die insbesondere auf den Schutthalden wuchsen, wo uns auch die Kirgisen die fast mannshohen Doldenblütler zeigten, jene Rhabarbergattung, deren Wurzeln ihnen das Guldschan liefern. Mit dem Kirgisen in Tschikoi, einem würdigen alten Mann, feierten wir rührendes Wiedersehen, gleich darauf erschien das fast bronzefarben gebrannte Mädchen mit den struppigen schwarzen Locken und kochte Tee für uns.

Ein frischer bergwärts wehender Rückenwind ließ uns die Mittagshitze kaum verspüren, während wir den Weg nach Surmatasch fortsetzten. Von den Serpentinen aus sahen wir wieder die

Digitized by Google

steilen Gipfel mit den Eiswänden, heute waren die Gletscher besonders deutlich zu erkennen. Auch die erste Tschai-Chana war ausgestorben. In der zweiten überschüttete uns der alte Kirgise bei seiner herzlichen Begrüßung mit frommen Segenswünschen. Unsere Mahlzeit bestand aus Reis und Früchten, da Fleisch nicht erhältlich war. Angeblich hat der Aksakal der umgebenden Kirgisenauls für einige Zeit das Schlachten verboten, um mehr Tiere großzuziehen. Ziernfeld und Singer sind die trefflichen Köche unserer kleinen Expedition, die Gastgeber immer unsere Gäste. Jeder Mahlzeit folgt der Tee in ungezählten Auflagen, wir müssen unser eigenes Kochgeschirr verwenden, da bei den Kirgisen alles den Beigeschmack von Guldschan hat. Um 4 Uhr nachmittags ging die Reise weiter, wieder wilde Felsentäler, Berghänge mit glühenden Rosensträuchern, ganz oben auf den Schutthalden die ersten Artschabäume. Sehr malerisch sind die verschiedenen Schaf- und Ziegenherden mit ihren Führern und Führerinnen, recht hübschen Kirgisenjungen und Kirgisenmädchen, die wir bei ihrem Rasten überholten. Selbst die Ärmsten der Mädchen haben buntschillernde Chalate und sind mit wertlosem Schmuck reich behangen. Jede trägt ein oder zwei der jüngsten Herdentiere wie ein kleines Kind. Den Schluß der Herde bildet meist ein Kirgisenjunge mit einem Hund, dem die kostbarsten kleinen kohlschwarzen Karakule anvertraut sind.

Die große Talweitung von Liangar, die wir seinerzeit nur im Schnee gesehen hatten, erwies sich als ein ungeheurer Moränenboden, der wundervolle Matten mit schönem Weideland besaß. Wir hatten an der Wanderung durch diese seltsame Welt eine helle Freude, und immer wieder begegneten wir Kirgisen, die uns schon kannten. Nur in Liangar war es uns eine Enttäuschung, den lieben Kirgisenjungen, unseren damaligen *uschak*, nicht mehr zu finden. Er war mit den Seinen auch ins Alai gezogen, und andere betrieben während des Sommers die Tschai-Chana. Während wir eben nach Fleisch Umschau hielten, kam ein *mirgen* (Jäger) mit seiner abenteuerlichen Flinte und einem ausgeweideten jungen *kiik*, einem wahrhaftigen Steinbock! Diese Gelegenheit konnten wir uns wohl nicht entgehen lassen, und so bestand unser eigenartiges Menü für heute abend in Steinbockfleisch mit Reis. In der Tschai-Chana, wo wir damals ein so klägliches Elendsdasein führten, war heute lebhafter Betrieb; dabei war das Wetter so warm, daß wir gar nicht daran dachten, in der Tschai-Chana für die Nacht die

Digitized by Google

Läden vorzustellen. Auch für die Holzbeschaffung vermißten wir unseren treuen kleinen Uschak. Der Kirgise drückte uns, als wir Holz von ihm kaufen wollten, einfach eine Hacke in die Hand; wir zogen dann aus, einige Artscha zu fällen. Das Aufhacken der Stämme war keine Kleinigkeit, man mußte sich sein Mahl sozusagen erst verdienen. Ziernfeld hatte sich's auch nicht nehmen lassen, in den Isphairam fischen zu gehen; der Steinbockbraten im Kessel war aber sicherer als die Forellen, die es im Isphairam geben soll. Das Kurioseste des ganzen Tages war jedoch die Luntenmuskete, mit welcher der Mirgen den Steinbock zur Strecke gebracht hatte: ein Luntengewehr, wie solche noch heute in Tibet und im indischen Bergland verwendet werden, das von vorne zu laden ist, Pulverpfanne und Hahn für die brennende Lunte und eine herunterklappbare Gabel besitzt, die es ermöglicht, das Gewehr wie ein Geschütz aufzustellen. Die Kirgisen schießen damit die scheuen Steinböcke, die Arkalischafe, im Pamyrhochland Schneepanther, auch Adler und Geier. Uns Europäern erscheint dies fast unverständlich, und als ich mich beim *mirgen* eingehend erkundigte, erhielt ich die folgende merkwürdige Aufklärung: der Kirgise zieht zur Jagd mit Eßvorräten ausgerüstet aus und beobachtet, wo der Steinbock wechselt; hat er dies ausfindig gemacht, so bringt er seine Luntenmuskete geladen und mit brennender Lunte in Stellung. Er wartet nun, bis der Steinbock vorüberzieht, wartet eine Stunde, drei Stunden, einen halben Tag, einen ganzen Tag, bleibt, wenn es sein muß, auch über Nacht; wenn aber der Steinbock kommt — so wurde mir versichert —, dann trifft er ihn sicher.

*

7. Mai 1918. Wir hatten für heute nur einen halben Marschtag vor und wollten uns mit dem Weg bis Tschatrawat, den man in drei bis vier Stunden erreichen kann, begnügen, um alle Kräfte für morgen zu sparen. Zunächst durchzogen wir die Talweitung von Liangar, deren grüne Wiesenflächen sich in der morgendlichen Beleuchtung wundervoll von den im Hintergrund erscheinenden schneebedeckten Felsbergen abhoben. Dann folgte die wildzerrissene Schlucht, die gegen Tschatrawat hinzieht. Das Geröll der Schutthalden ist merkwürdig buntfarbig: dunkler Granit, blendend weißer Marmor, von dem kostbare Blöcke im Flußbett abgestürzt liegen. Dieses Stück Weges gehört zu den genußreichsten der ganzen Wanderung. In Aiderbek waren wieder bekannte Kirgisen,

Digitized by Google

hier konnten wir für den heutigen Tag Fleisch besorgen. Der Älteste unter ihnen hatte ein besonders warmes Herz für uns Österreicher, war doch auch sein Sohn in Czernowitz gewesen. Von unseren praktischen europäischen Kleidungsstücken hatte er es besonders auf meinen Wollsweater abgesehen, für den er mir unbedingt seinen kirgisischen Lodenmantel geben wollte. Auch Steinbockgehörne waren hier billig zu haben. Immer näher kamen wir dem Gebiet der Artschas, die bald bis zum Wege herab anzutreffen waren; hier gab es auch eine eigenartige niedrige Koniferengattung in den Felsenritzen, die fast einem Schachtelhalm glich und uns ganz unbekannt war. Auch seltsames Federvolk trafen wir, so Alpendohlen, diesmal in viel größeren Höhen, dann Schwärme von Kegelschnäblern mit brauenartigen Federringen um die Augen und dunkelpfirsichrotem Kopf, allerlei Gattungen Stare und schwarzweiße Vögel mit kappenartigem Federschmuck.

Mit dem aufsteigenden Tage belebte sich die Straße immer mehr. Unter den Karawanenleuten fiel uns am meisten eine Kirgisin auf, die auf kostbar gezäumtem Pferde mit großem weißem Kalak auf dem Haupt allein ritt, während hinter ihr ein Mann mit einem Kind auf den Schultern zu Fuß ging. Den eigentümlichen Zug, um den sich allerlei Haustiere gruppierten, beschloß ein possierlicher junger Kirgisenhund, der wie ein kleiner Bär einhertorkelte und seinem Unwillen, daß er diesen steinigen Weg zurücklegen mußte, lauten Ausdruck gab. Die erste größere Rast hielten wir mit der Aussicht auf einen wundervollen, wild zerrissenen und zerklüfteten Gipfel von über 4000 Meter, der im Talausschnitt erschien.

Tschatrawat war wohl im Winterkleid durch den Gegensatz der braunen Felswände zum übrigen Schneebild viel eindrucksvoller gewesen; trotzdem aber war es auch heute mit den gigantischen Felswänden der schönste Punkt im Tale.

Die Kirgisen hier waren im besten Sinne des Wortes *aschna* (gute Bekannte), vor allem aber waren sie nach unseren Silberrubeln merkwürdig gierig. Mein Mißgeschick, einen *tschainik* (Teekanne) zu zerschlagen, kostete mich leider ihrer zwei ohne Gegenleistung, und diese zahlte ich erst nach heftigem Kampfe mit dem einen der Kirgisen, der, als ich nicht willig zahlen wollte, eine sehr bezeichnende Handbewegung machte, in dem er mit dem scharfgeschliffenen Messer das Halsabschneiden andeutete. Halsabschneider, das traf allerdings auf ihn zu! Doch sind wir in

Digitized by Google

diesem Lande der Mohammedaner der Gastfreundschaft viel zu sicher, als daß man uns hätte mit Drohungen einschüchtern können. Im Vergleichswege einigten wir uns auf die 2 Silberrubel, darauf schüttelten wir uns kräftigst die Hände, und er bot mir aus seiner eigenen Schale Tee an.

Während ich Singer das Kochen überließ und Ziernfeld sich im Fischen versuchte, machte ich einen kurzen Abstecher in das wilde Seitental, wohin eine Furt und eine primitive Brücke über den Isphairam und den zweiten Bach führt. Rechter Hand war in der Schlucht eine prächtige Eishöhle, in der noch heute schwere Eiszapfen von der Decke hingen.

Unserem Mittagessen wollten wir eine gründliche Rast folgen lassen; da sich aber die Gelegenheit bot, einem vorbeiziehenden leeren Esel unsere Rucksäcke aufzuladen, brachen wir die Rast früher ab, denn diese Erleichterung beim Marsche wollten wir uns nicht entgehen lassen. Der Eseltreiber entpuppte sich später als der Vater des Tschai-Chana-Inhabers in Dschitingi und gehörte mit seiner Forderung auch zu den Halsabschneidern.

Unsere kleine Karawane, wir drei, der Kirgise und sein Esel, brachen daher schon um 4 Uhr von Tschatrawat auf, und bequem gehend hatten wir Dschitingi in kaum $1^1/_2$ Stunden erreicht, während wir im Winter hiezu fast die doppelte Zeit gebraucht hatten.

In der großen Tschai-Chana und in allen ihren Nebenanlagen herrschte das regste Leben. Überall standen oder lagen die Karawanen, neben ihnen die Lasten, die Gruppen von Tadschiken, bepackte und unbepackte Kamele, Pferde und Esel, alle Ställe waren überfüllt, die besten Plätze darin hatten die jüngsten Tiere, ist doch gerade jetzt die Zeit, wo das große Wandern aus der Ebene in die Bergtäler stattfindet. Dschitingi ist der Punkt, wo vor der gefährlichen Überquerung des Passes der letzte Halt gemacht wird.

Unter dem offenen Aiwan brannten die Feuer bei den Kesseln, in denen die Kirgisen ihre einheimischen Gerichte zubereiteten, an anderen Stellen wieder hatten sich Gruppen für die Nacht ein Lagerfeuer gemacht, das ihre gelbbraunen Gesichter phantastisch beleuchtete.

Mitten auf der Straße und zwischen allen Baulichkeiten der Tschai-Chana lagen die großen Ballen der Kamelladungen, die Tadschiken schliefen einfach im Freien bei ihren Traglasten. Von den Ställen her hörte man Wiehern oder die gezogenen Klagelaute

Digitized by Google

der Kamele, dies alles zusammen bot ein ebenso eigenartiges als malerisches Bild. Wir hatten noch Steinbockfleisch mit uns, an dem sich nun auch der Kirgise gütlich tun konnte; dazu bekam er noch ein Stückchen Brot, hatte doch der Arme, weiß Gott wie lang, kein so herrliches Mahl genossen!

Ganz spät abends zogen wir in der sternenklaren Mondnacht noch ein wenig ins Freie, um den Weg für morgen zu sichten. Es war aber ein Ding der Unmöglichkeit, sich zu dieser Zeit im Wirrsal der Felstrümmer zurechtzufinden.

*

8. Mai 1918. Wir hatten unsere Hoffnungen sehr hoch gespannt, doch was uns der heutige Tag gebracht, hat alle unsere Erwartungen weit übertroffen!

Es war ein Tag, der uns für Monate unseres sonst eintönigen Kriegsgefangenendaseins schadlos hielt.

Noch lange bevor uns unser Wecker um 2 Uhr aufrasselte, war schon draußen vor unserer Steinhütte lebhafte Bewegung. Stimmen, Rufe, Pferdegewieher wurden laut. Die Karawanen waren zum Teil noch viel früher auf, während wir vermeinten, mit 2 Uhr morgens die ersten zu sein. Überall sahen wir fieberhaft die Tiere bepacken. Wir erkannten aber bald, welch unendlicher Vorteil darin gelegen war, noch während der Nacht auf den Paß zu ziehen: nur die über Nacht hartgefrorene Schneedecke kann ohne Gefahr des Einsinkens auch mit beladenen Tieren überquert werden.

Auch wir waren rasch auf den Beinen und marschbereit; den größeren Teil unseres Gepäckes ließen wir in der Tschai-Chana zurück, um möglichst leicht geschürzt auf den *dawan* (Paß) zu kommen; nur alle Wintersachen hatten wir vorsorglich in den Rucksäcken mitgenommen. Um $^3/_4$3 Uhr, bei stockfinsterer Nacht, begann der Aufstieg. Wir schoben uns zwischen zwei Karawanen, wurden aber bald immer von neuen überholt, denn wir vermochten nicht in der dünnen Luft dieser großen Höhen derart rasch bergwärts zu steigen wie hier die Einheimischen. Die nächtliche Wanderung entbehrte nicht ihres Reizes. Erst gegen $^1/_2$4 Uhr morgens begann es zu dämmern, der Himmel verfärbte sich und die verschneiten Berge, die wir rechts und links unseres Weges im Halbdunkel aufragen sahen, begannen auf ihren Spitzen die ersten Zeichen des neuen Morgens zu tragen.

Digitized by Google

Hinter einigen verlassenen Hütten kamen wir durch dichten Artschawald, dann war das erste große Schneefeld in langen Windungen zu traversieren. Der Schnee war hart gefroren und gut tragfähig. Der Anfang des Passes, jene Stelle, wo wir im März hatten umkehren müssen, war um $^1/_2$5 Uhr erreicht; zu dieser Stunde erstrahlten die Bergspitzen in herrlichstem Morgenrot, während die darunterliegenden ungeheuren Schneemassen noch in der Dämmerung lagen. Vom großen Steinriegel, den wir damals für die Paßhöhe gehalten hatten, senkt sich der Weg bergab, überschreitet den dort ganz kleinen Isphairam und erreicht einen langgestreckten Sattelboden, der von einem unvergleichlich schönen, ganz vereisten See ausgefüllt ist. Die Landschaft hat sich mit einem Schlage verwandelt: der Sommer hat urplötzlich vollständigem Winter Platz gemacht, nicht nur im Landschaftsbilde, sondern auch in der Temperatur, die durch den eisigen Paßwind, der vom Pamyr kommt, fast unvermittelt unter Null gesunken ist.

Die kurze Rast diente dazu, uns vollständig winterlich zu bekleiden: Pelzweste, Schneehaube, Fäustlinge und Schneebrillen. Wir trugen alles, was wir hatten, an uns; so ging es weiter am Rande des Eissees, der ungefähr 3 Kilometer Länge hat und unter dessen Eisdecke wie ein dunkelgrünes gewundenes Band der Isphairam durchschimmert.

Der weitere Weg führte ausschließlich auf einem Schneedamm auf der Ostseite des Sees; beiderseits desselben sieht man deutlich die Spuren von Pferden, die hier im Schnee versunken sind. Linkerhand zeigt sich bald ein mäßig hoher kuppenförmiger Berg, den wir nach den uns gemachten Beschreibungen als das eigentliche Ziel unserer Wanderung erkannten. Da der Paß durch eine Enge führt, hat er selbst keinerlei bemerkenswerte Aussicht, während jene Höhe den berühmten Blick auf das Pamyrhochland mit dem Pik Kaufmann (7100 Meter) bieten soll.

Wir verließen daher den Karawanenweg und zogen über die zahlreichen Schneefelder, die oft nicht leicht zu überqueren waren, bergan. Hier kamen wir bald in fast 4000 Meter Seehöhe. Die immer dünner werdende Luft machte sich recht unangenehm bemerkbar, und nach jedem kurzen Stück Weges mußte eine Pause eingeschaltet werden, damit wir — im vollsten Sinne des Wortes — Luft schnappen konnten. Es war noch eine recht große Anzahl von kleinen Schneefeldern zu überqueren; am besten gelang dies, wenn man rasch darüber hinwegging, sonst versank man erbarmungslos

Digitized by Google

bis über die Knie in den Schnee, ja manchmal bis zur Mitte, und das Herausarbeiten aus dem Schnee war eine noch viel größere Anstrengung als der kurze Lauf von 20 bis 40 Meter in einer Höhe von 4000 Meter, der jedesmal eine tüchtige Pause für Rasten erforderte. So war die Erklimmung dieses unscheinbaren Hügels ein tüchtiges Stück Arbeit; endlich hatten wir aber, zum Teil auf allen Vieren, auch die letzten 100 Schritte erklommen — und vor unseren Augen entrollte sich die wunderbarste Bergaussicht, die wir je in unserem Leben gesehen haben: Soweit die Blicke reichten, vom weitesten Ost-Südost der chinesischen Berge bei Irkeschtam bis zum fernen Westen, wo die Alaisker Berge mit ihren wilden Graten den Rundblick abschlossen, ein endloses Meer von Felsen, Eis und Schnee, das P a m y r h o c h l a n d! —

Kette an Kette, 4000, 5000 und 6000 Meter hohe Berge in prächtigstem Sonnenglanze bei klarer reiner Luft lagen vor uns unter dem wolkenlosen Firmament. Rasch war die Mühe des Aufstieges vergessen, ja anfangs achteten wir kaum des eisigen Windes, der vom Hochlande herüberstrich. Wir hatten unsere Blicke sosehr in diese unendliche Pracht versenkt, als wollten wir für ewig den Eindruck in uns aufnehmen. Drei mächtige Pyramiden, die ganz in Weiß erstrahlten, lagen uns gegenüber, die mächtigste derselben war der höchste Berg Rußlands, der P i k K a u f m a n n.

Einige 100 Meter höher steigend, wurde die Aussicht noch herrlicher. Vor uns stürzten steil die Berge zum breiten Kisil-Su-Tal ab, in dessen grünem Mattentalgrund der Fluß sich wie ein silbernes Band durch jene gottgesegneten Gefilde schlängelt, die von den Kirgisen besungenen reichen Syrten des Alai. Rechts vor uns erschienen riesenhaft die Gebirge Peters des Großen, deren Anblick unbeschreiblich schön war. Wie gerne wollte man hier verbleiben und diese Bilder auf sich wirken lassen, allein der eisige Wind und die dünne Luft mahnten, eine geschützte Stelle hinter Felsen aufzusuchen; es war auch Gefahr, auf dem Rückweg nicht mehr über die Schneefelder zu kommen, wenn die warme Sonne die Deckschicht zum Schmelzen brachte. Noch ein letzter Blick auf den Pik Kaufmann und seine beiden Brüder, im Gebirgszuge Peters des Großen auf die schaumübergossene Spitze des Sagunaki (5300 Meter), dann ging's zurück auf einem ungemein steilen Reitweg, den die jetzt heraufkommenden Kirgisen mit ihren Pferden zogen, um den Schneefeldern möglichst auszuweichen. $2^1/_2$ Stunden hatten wir für den Aufstieg vom Seeboden bis auf den Kamm gebraucht,

Digitized by Google

der Rückweg war in kaum 40 Minuten zurückgelegt. Aus den Erdlöchern rechts und links kamen in Mengen die possierlichen Murmeltiere (*suur*), die bei unserem Herrannahen mit einem durchdringenden schrillen Pfiff ihre Gemeinde warnten, worauf die ganze Gesellschaft im Nu in den Löchern wieder verschwand.

Der anfänglich angenehme Rückenwind entwickelte sich immer mehr zu einem tüchtigen Sturm und trieb uns vor sich her. In Tschitingi langten wir über Erwarten rasch an; hier erst machten sich die Beschwerden der Bergkrankheit fühlbar, nämlich Kopfschmerz oder starkes Nasenbluten. Nach tüchtiger Rast und gründlicher Stärkung waren wir aber alle doch genügend bei Kräften, um noch heute bis Tschatrawat abzusteigen.

Spät abends, wir saßen schon bei einem herrlichen Feuer in der Tschai-Chana und tranken mit den Kirgisen Tee, kam ein vornehmer Kirgise mit seiner ganz jungen Frau in reichem Silberschmuck auf dem Kopfe, um den Hals und an den Händen, mit schönem *kalak* aus feinstem weißem Musselin angetan. Wir waren nun begierig, wie die Übernachtungsfrage geregelt würde, da doch im Sinne der Vorschriften die junge Frau nicht im gleichen Raum mit den Männern schlafen soll. Aber dafür hatte der junge Ehemann einen glänzenden Ausweg: Er ging zu den Ställen zurück, holte eine schöne weiße Pferdedecke und rollte sie eng zusammen, um sie einen Meter abseits der Wand gleichsam wie eine Mauer auf den Boden zu legen. Dann bedeutete er seiner jungen Gemahlin, daß dies ihr Lager sei. Und merkwürdig, als ob wir allesamt gar nicht anwesend wären — ihr Gatte setzte sich auch zu uns zum Feuer —, richtete sie sich dort für die Nacht zurecht, legte allen Schmuck und ihre Kleider ab, um nur mit den zwei letzten Gewändern angetan die Nacht dort zuzubringen.

*

9. Mai 1918. Wir hatten wohl noch 100 Kilometer Weges bis nach Skobelew, doch Zeit genug, uns ihn auf 3 bis 4 Tage einzuteilen. Als wir heute morgens gegen 6 Uhr aufwachten, war der Kirgise mit seiner jungen Frau schon über alle Berge; sie hatte, während wir noch schliefen, auch für uns schon den Tee gekocht. Wir wechselten hier noch einige Silberrubel und *silous* mit den Kirgisen, die uns gerne alles abgekauft hätten: Eßbesteck, Augengläser, unsere schönen Schneebrillen, vor allem aber das „Wunder", die ewig heiße Thermosflasche, erregten ihre Kauflust.

Digitized by Google

In Liangar war die nächste Rast, dann ging der Weg über die prächtigen Serpentinen weiter. Hier trafen wir zum ersten Male die schön blühende Guldschanpflanze in fast mannshohen Exemplaren. Sie hat starke rötliche Stämme, Blattstengel und geschlitzte große Blätter, die Blüten sind gelblichgrün und strömen den gleichen unangenehmen Geruch wie die starken Wurzelstöcke aus.

Bald zog eine prächtige Kirgisenkarawane an uns vorüber. Den Anfang bildete eine ansehnliche Herde von Ochsen und Küben, alle beladen; ihnen folgten Pferde mit Waren und Lebensmitteln, dann eine ältere Kirgisin auf gut geschirrtem Pferd. Endlich kam ein überreich mit Stickerei und Quastenwerk geschmücktes Pferd, auf dem in seidenen Gewändern, das Gesicht mit einem dünnen weißen Schleier verhängt, eine junge kirgisische Braut saß, die eben ihrem Manne zugeführt wurde. Ihr folgte ein reich geschirrtes Kamel, über das ein beiderseits fast bis zur Erde reichender kostbarer Teppich gebreitet war, und das eine reichgezierte kleine Truhe in erlesener Arbeit mit dem Brautgeld (*kalin*) aufgebunden trug. Kirgisen zu Pferde kamen nach, den Schluß bildete eine große Herde von Schafen und Ziegen, die einige Treiber zu Fuß begleiteten. Die Karawane bot einen überaus malerischen Anblick, der jedem europäischen Festzug zur Ehre gereicht hätte.

In Surmatasch hielten wir Abendrast. Dort bot uns der Mirgen prachtvolle Steinbockgehörne von ansehnlicher Größe zum Kauf an, so daß auch Ziernfeld eines erwerben konnte. Wir hatten hier ein eigenartiges kleines Erlebnis, das uns zeigte, wie sehr in diesem Naturvolk noch Glaube oder Aberglaube eingewurzelt ist. Ich hatte die merkwürdige Luntenmuskete des Jägers in die Hand genommen, um Ziernfeld den primitiven Luntenmechanismus zu erklären. Als dies der alte Kirgise in der Tschai-Chana — es war der Vater des Jägers — bemerkte, wurde er unruhig und unfreundlich, bis wir ihm das Gewehr zurückgaben. Dann geschah etwas Unerwartetes: Der Alte nahm das Gewehr, stellte es beim Schein des Feuers in seiner Hütte auf die Luntengabel und das Schaftende auf einen Felsblock im Hintergrunde der Hütte, dann breitete er seine Gürteltücher unter dem Gewehre aus, kniete davor und begann nach mohammedanischer Art Gebete zu sprechen. Schließlich nahm er seine Tibitejka vom Kopf und schlug fortgesetzt auf den Lauf des Gewehres, während der junge Kirgise uns bedeutete, kein Wort zu sprechen und uns ruhig zu verhalten. Als die eigentümliche Zeremonie zu Ende war, gab uns der Mirgen die Aufklärung: „Ihr

Digitized by Google

seid ja Ungläubige, Ihr habt das Gewehr in Euren Händen gehabt, es würde jetzt nicht mehr schießen; nur weil mein Vater die vorgeschriebenen Gebete gesprochen hat, wird es wieder zur Jagd tauglich sein." Der Alte hatte es jedenfalls mit seiner Beschwörung ganz ernst gemeint.

*

10. Mai 1918. Auch hier war die Nacht angenehm gewesen; am frühen Morgen wechselten wir noch einige Silous, dann gingen wir, mit unseren Steinbockhörnern reich beladen, weiter talabwärts. Am Wege sahen wir abseits der Straße die Leiche eines verhungerten Kirgisen liegen, schrecklich anzusehen infolge der entsetzlichen Abmagerung: der Körper bestand buchstäblich nur aus Haut und Knochen. Vielleicht hatte der Arme versuchen wollen, in reichere Gegenden zu kommen, doch langten die Kräfte nicht hin und er brach tot zusammen. Der erste, der ihn fand, hat wohl nach der Landessitte ihm das Käppchen vom Haupte genommen und auf die Brust gelegt. Niemand kannte ihn, niemand kümmerte sich um ihn, er war einer der vielen, die am Wege starben. Wenn nicht während des Tages ihn mitleidige Wanderer bestatten, werden die Kuttengeier sie dieser Arbeit überheben.

In Tegermatsch rasteten viele Karawanen. Die Kirgisenfrauen waren mit dem Melken der Pferde- und Kamelstuten beschäftigt und schüttelten die in Ledersäcke gefüllte frische Milch, um sie dann zu Kumis gären zu lassen. Einige Bettelsänger begleiteten ihre Lieder auf phantastischen Streichinstrumenten und sorgten damit für die Unterhaltung.

Von der starken Schneeschmelze floß der Isphairam, den wir auf den ungezählten Brücken übersetzten, fast schokoladenfarbig dahin, und als wir in Tschikoi uns Tee bereiteten, glich das fertige Teewasser völlig dünnem Kaffee. In Karaul fanden wir uns in den Auen einen herrlichen Badeplatz und den Abend landeten wir in der schönen Karawanserei und Tschai-Chana von Karajagatsch, wo die Kirgisen herrliche Maisbrote buken, die wir auch zu kosten bekamen.

Die Anlage in Karajagatsch ist um einen breiten viereckigen Hof mit mächtigem, fast burgartigem Eingangstor gruppiert. Längs der einen Seite sind die Ställe der Karawanserei, die andere Hälfte nehmen die geschlossenen Tschai-Chana-Räume ein, davor ist ein durchlaufender Aiwan. Die letzte Seite an der Einfriedungsmauer enthält eine kleine Moschee und daran anschließend Wohnräume

Digitized by Google

für die Pilger. Den Hof, den ein kleiner Arik mit klarem Wasser durchfließt, beschatten zwei ungeheure Weiden. Der Besitzer erwies sich wirklich als unser Freund; er riet uns nämlich, lieber im Hof im Freien zu nächtigen, da in den Tschai-Chana-Räumen doch zu viel Ungeziefer wäre.

*

11. Mai 1918. Während der Nacht hatte es zu regnen begonnen; es fiel uns daher nicht schwer, schon zeitlich morgens gegen Utschkurgan weiterzuwandern. Wir wichen dem Orte selbst aus, um mit keinen russischen Wachen zusammenzutreffen, und gingen gerade auf Suchana zu. In den Gärten, an denen wir vorüberkamen, sahen wir Gymnadenien und andere Orchideengattungen, die einzigen Exemplare, die wir in Turkestan bisher angetroffen haben. Gegen 6 Uhr abends, lange vor seiner gewohnten Stunde, kam das lustige Züglein von Kisilkiah hereingepustet, diesmal nur leere Kohlen- und einen Personenwagen führend. Der Zug holperte auf dem schlechten Unterbau so ungeheuerlich, daß man bei dem raschen Tempo, das dem Zugsführer ein besonderes Vergnügen zu bereiten schien, nicht anders als nach Seemannsart in den Knien schwingend mitfahren konnte, stets von der Frage erfüllt, wohin man im Falle einer plötzlichen Entgleisung mit dem besten Erfolg im Bogen in die Felder hinausfliegen könnte.

Wie auf unserer siebentägigen Wanderung in den Bergen ist uns auch hier das Glück treu geblieben. Der Maschinist hatte diesmal die Strecke in der halben Fahrzeit zurückgelegt und doch glücklich alle seine Wagen bis nach Skobelew gebracht.

Die Dörfer der Einheimischen in der Umgebung Skobelews. Alt-Marghellan

Wenn wir auch keine Erlaubnis hatten, unser Lager zu verlassen, und trotz des „Friedens“ noch immer eingesperrt, wenn auch ohne Wachen, waren, ließen wir es uns doch nicht nehmen, von dem Gewohnheitsrechte Gebrauch zu machen und in die Sartendörfer zu gehen.

*

In Schura und Oberschura, zwei typischen Sartendörfern, kaum eine Stunde Weges von unserem Lager, war der Besitzer der primitiven kleinen Mühle unser Freund; dort kamen wir

Digitized by Google

des öfteren hin und hörten auch über die Aufstandsbewegung unter den Sarten oft recht Interessantes. Beim Müller genossen wir vollkommenstes Vertrauen; wenn wir etwas zu mahlen hatten, überließ er uns den Betrieb und die Überwachung seiner Mühle ganz und gar und ging einstweilen anderen Geschäften nach. Der Preis für das Mahlen wurde in einem Prozentsatz des frischen Mehles beglichen; als Gewichte für das Abwiegen dienten ausschließlich Steine, die aus dem Flusse sorglich ausgesucht worden waren.

*

Nach Alt-Marghellan zu kommen, der großen Einheimischenstadt, die über 400.000 Einwohner hat, war schon immer unser Wunsch gewesen. Zu meiner Freude gelang auch dies ohne besondere Schwierigkeiten, so daß ich mit meinen Freunden auch bald dort ganz zu Hause war. Der Weg führt in etwa zwei Stunden von Skobelew über Gortschakow fast durchgehends durch fruchtbare sartische Ansiedlungen bis zur Altstadt, die lebhaftestes Basarleben aufweist. Auf der „*urda*" (Mitte) liegt der große Reis-, Getreide- und Baumwollbasar, anschließend daran sind die großen Auskochereien, die schönen überdeckten Basare und die langen Reihen der Buden mit den verschiedenen Händlern und Handwerkern. Schöne ansteigend gebaute Tschai-Chanas sorgen für die Basargäste. Überall gibt es hier noch reichlich alle jene Lebensmittel, die in Skobelew kaum mehr im Handel zu sehen sind.

Die schöne Moschee Kok Masar (blaues Grab) hat leider nur mehr zum geringsten Teil alte Majoliken, der größere Teil ist mit neuen blauen Kacheln recht schlecht ergänzt worden. Viel schöner und wertvoller ist die unscheinbare, weit kleinere Moschee Iskander Pascha mit zwei altertümlichen und in ihren Details sehr bemerkenswerten Minaretten. (Es ist interessant, hier festzustellen, daß sich über das ganze Land verstreut Ortsbezeichnungen finden, in denen der Name Iskander vorkommt, eine Erinnerung an den Zug Alexanders des Großen durch Turkestan.) Unter der Moschee, die wir sahen, soll der Sage nach Alexander der Große sein Grabmal haben. Im Innenhof einer anderen alten Moschee, die insbesondere reichgeschnitztes Gebälk und wundervoll geschnitzte Türen besitzt, fanden wir eigentümliche verließartige Gruben, die oben vergittert waren; früher einmal sollen sie ähnlich den berüchtigten Flaschengefängnissen in Buchara zur Einkerkerung der Verbrecher gedient haben.

Digitized by Google

In Alt-Marghellan sahen wir auch neben dem Handweben der hauchdünnen sartischen Schleier, für welche ja die Ferghana berühmt ist, das ganz eigenartige Einfärben der Seidenfaden, bevor sie auf den Webstuhl kommen, wodurch den Musterungen auf den Stoffen das eigenartige Flimmern verliehen wird. Über zwei Balken werden die Seidenfäden, abgepaßt in der Länge für einen einmaligen Webgang, gespannt, der Färber entwirft über diese tafelartige Seidenspannung das Muster; dann wird für das Einfärben jeder einzelnen Farbe der Reihe nach alles mit kleinen Baumwollfaden umwickelt, was die Farbe n i c h t annehmen soll, so daß nur die freigelassenen Stellen die Farbe annehmen können. So entsteht nach jedem Abbinden und Tauchen in die Farbe das Muster in rohen Umrissen. Wenn nun für das Weben die Seidenfäden in den Webstuhl eingelegt werden, so treffen sie nicht so genau nebeneinander, daß bei der fertigen Webe die Ränder der Zeichnung scharf abgegrenzt wären; diese Ungleichheit ergibt aber in der Richtung der Kettenfäden das typische Flimmern der Zeichnung. Die fertigen Stücke selbst werden mit Holzschlögeln „eingehämmert", wodurch im Stück der Schußfaden, der gewöhnlich weiß ist, fast ganz unsichtbar wird. Diese Stoffe dienen vorwiegend für kostbare Frauengewänder und werden in der Breite einer halben Elle in solchen Längen hergestellt, daß sie gerade für ein Kleid reichen.

Ein prächtiges Bild boten die zum Verkauf aufgeschütteten Berge von Seidenraupenkokons, die hier nicht bloß weiß, sondern auch rosenfarben, hellgrün, safranfarben und zitronengelb angeboten werden. Die Sarten erreichen diese Farben durch Beimengen bestimmter Kräuter zur normalen Maulbeerblattnahrung der Seidenraupen; die aus diesen Seiden hergestellten Stoffe sind unbedingt echtfarbig und haben ein besonderes Aussehen.

Besonders lag mir daran, in Alt-Marghellan Abbas Mullah Chodscha wiederzusehen, mit dem ich seinerzeit von Taschkent zurückgefahren war. Er bewirtete mich am Basar, wo er ein gutgehendes Großhandelsgeschäft hat, aufs beste; mit Stolz zeigte er mir seine Schreibmaschine mit arabischen Lettern, die einzige, die es in Marghellan gab; er hat sich eine russische Maschine für arabische Lettern und verkehrt laufend umbauen lassen. Auch schöne Bücher besaß er und handgeschriebene Wörterbücher aller einheimischen Sprachen, um die ich ihn besonders beneidete. In seiner Wohnung, die verhältnismäßig einfach war, ließ er sich's nicht nehmen, mich mit Palau und den herrlichsten Melonen zu be-

Digitized by Google

wirten. Ich rückte dann mit meinem Plan heraus, der dahinging, seinen Sohn in Deutsch und Englisch zu unterrichten, was mir auf Sartisch möglich wäre. Abbas Mullah Chodscha war damit ganz einverstanden; den heutigen Verhältnissen Rechnung tragend, wurde die Honorarfrage — in Lebensmitteln ausgehandelt!

In dieser schweren Zeit kann es jedenfalls nicht schaden, auch unter den Einheimischen nützliche Bekannte zu haben.

*

Im Südosten von Skobelew, $^5/_4$ Stunden Weges über die gänzlich vegetationslose ansteigende Steppe, die fast an afrikanische Wüsten erinnert, liegt A k t e p e (Weißer Berg). Von einem Steilrand fällt dort die Steppe plötzlich um etwa 80 Meter zu einem idyllisch schönen Tal ab, durch das sich in vielen Windungen der Marghellan-Sai, die Lebensader der Oase Skobelew und Alt-Marghellan, schlängelt. An der gegenüberliegenden Talwand erhebt sich der Ort Aktepe. Die Aussicht ist wundervoll; den Hintergrund bildet ein prächtiges Hochgebirgspanorama, das durch die tieferliegende Steppe noch mächtiger erscheint; hier war gleißende Sommersonne, während die Berge noch reichlich Schnee trugen. In den Tschai-Chanas wußten zu unserer Überraschung die Sarten ganz genau, wie schlecht es uns Kriegsgefangenen ginge, ja sogar, daß so viele unserer Soldaten im Mannschaftslager verhungert wären.

*

In A u w a l, das noch eine Stunde weiter über Aktepe hinaus liegt, wurden wir von den Einheimischen mit der größten Herzlichkeit empfangen; ein Sarte bot sich uns bald als Führer für unsere *tamascha* (Ausflug) an. Wir sahen zunächst die große Moschee, die einen wundervollen dreifachen Aiwan und eine Klosterschule für etwa 30 Schüler besitzt. Hinter ihr erhebt sich ein kleiner Hügel mit dem Grabmal eines frommen Kaschgarer Mullahs, der einen Ausblick von seltener Pracht auf die Bergriesen des Alaigebirges und seine Gletscher bietet. Am Weg in den Ort zurück erlebten wir einen merkwürdigen Zwischenfall. In einer der Tschai-Chanas saß ein reicher Sarte, der plötzlich, als er unser ansichtig wurde, in seine Brieftasche griff und uns eine Handvoll der russischen Geldbriefmarken mit den Worten reichte: „Nehmt nur, Ihr habt ja kein Geld und habt nichts zu essen, bitte, nehmt es, wir können es

Digitized by Google

leicht entbehren!" Wenn mir jemand vorausgesagt hätte, daß mir einmal in einem Winkel Asiens jemand Geld schenken würde, damit ich meinen Hunger stillen könne, wie hätte ich ihn ausgelacht! Hier war es Ernst und die kleine Gabe hochwillkommen! Ein anderer Sarte hatte sich schon vorher ausbedungen, daß wir zum Mittagsmahle seine Gäste sein sollten, was wir gerne annahmen. Als wir uns einfanden, war für uns und seine Freunde in der großen Tschai-Chana der herrliche Palau schon fertig und wurde vom Diener, der zuerst die persische Kanne zum Händewaschen herumgereicht hatte, nach Landessitte auf der Erde in einer großen flachen Schüssel aufgetragen. Für uns Ausgehungerte war dieses Mahl wirklich ein Göttergeschenk, zu dem wir nach unserem fast vierstündigen Marsch einen tüchtigen Appetit mitbrachten; wir konnten hier nach Herzenslust zulangen. Was hier ein Sarte zu einer einzigen Mahlzeit aß, entsprach ungefähr dem, was wir an Nährwert in einer Woche bekamen! Wir folgten überall in allem und jedem der einheimischen Sitte, was die Sarten besonders erfreute; nur im Rülpsen nach dem Mahle, das hier zum guten Ton gehört, konnten wir es ihnen nicht gleichtun! Wir versuchten vergeblich, uns den Gastgebern irgendwie erkenntlich zu zeigen; in ihrer echt orientalischen Gastfreundschaft war es ihnen eine Freude und eine Ehre, mit uns zu teilen, was sie hatten. Ganz merkwürdig war aber, daß wir mehrfach gefragt wurden, wann die Deutschen kämen? Sie hatten davon gehört, daß die Deutschen schon in Petersburg wären, um in Rußland Ordnung zu machen, und wollten nun wissen, wann auch hier endlich Ruhe würde. Mit dem neuen System können sie sich nicht befreunden und sie erwarten wieder einen Herrscher, einen „Pascha", denn sie sind fest davon überzeugt, daß anders nicht Ordnung und Friede werden könne: *„pascha bulmassa hitsch tartib jok!"* („Wenn es keinen Pascha gibt, gibt es keine Ordnung!")

*

U t s c h k u r g a n kannten wir schon von den Ausflügen nach Kisilkiah und auf den Tengis-Bei. Was aber diesem reizend schönen Ort ein besonderes Gepräge gibt, das ist der hier nur einigemal im Jahre abgehaltene R a u b v o g e l b a s a r. Von Dschisak her waren uns die Raubvögel vertraute Freunde, und als wir von diesem wohl seltsamsten Jahrmarkt erfuhren, mußten wir wohl dahin wandern. In der Tat war der Anblick dieser Heerschau von

Digitized by Google

Raubvögeln, die hier zum Verkauf ausgeboten wurden, einer der eigenartigsten asiatischen Eindrücke, die wir zu verzeichnen hatten. Ich war mit Gramont, der sich selbst einen Jagdfalken kaufen wollte, nach Utschkurgan gefahren. Oberhalb des Basars wurden wir in eine Seitengasse gewiesen: Unter uralten riesigen Maulbeerbäumen lagen zwei Reihen starker Baumstämme, auf denen die Raubvögel saßen; die Verkäufer hockten hinter den Stämmen auf der Erde. Die Raubvögel, es waren ihrer wohl über hundert, saßen artig und in vollkommener Ruhe auf ihren Plätzen, nur hie und da mit ihren klugen und lebhaften Augen nach den Bewerbern blickend. Die Reihe begann mit den kleinen Sperbern, die man für die Wachteljagd verwendet, dann folgten Hühnerhabichte und alle Gattungen Falken einschließlich der prächtigen und teuren Kartschigais, welche die besten Jäger sind. Alle diese bunten, schönen Vögel wurden von vier großen Steinadlern überragt, die ein Kirgise feilbot. Diese Könige der Lüfte, die mit einem einzigen Druck ihrer Fänge ein Tier zu töten vermögen, saßen trotz ihres drohenden Aussehens ganz unbeweglich. Nur die wilderen und noch nicht völlig gezähmten tragen lederne, mit kleinen Federn geschmückte Falkenhauben, ähnlich jenen, die in unseren Ländern im Mittelalter verwendet wurden. Alle Vögel haben Fußfesseln mit Ringen, durch welche die Leinen laufen, besonders geschickte werden durch eine kleine Halsschleife in Perlenarbeit ausgezeichnet, sie tragen sozusagen ihr Diplom sichtbar! Die Art der Erprobung der Raubvögel vor dem Kauf ist besonders sehenswert. Der Kauflustige läßt sich ungefähr auf folgende Weise den Vogel vorführen: Ein Falke, für die Taubenjagd dressiert, wird von seinem Besitzer in die nächste Karawanserei getragen. Der Kirgise läßt dort aus einem kleinen Käfig eine Taube auffliegen, löst die Leinen des auf seiner Rechten sitzenden Falken, der aufschießt, die Taube überfliegt, auf sie herabstoßt und mit ihr in den Fängen zu Boden fliegt. Sein Herr reicht ihm darauf ein Stück Hammelfleisch, das er gierig verschlingt, inzwischen kann ihm die Taube unversehrt aus den Fängen genommen werden. Nach wenigen Minuten wird der Raubvogel, der den Fleischbrocken verzehrt hat, von seinem Herrn mit einem seltsamen gaumigen Laut, „gachch", zurückgerufen und fliegt gehorsam auf die ausgestreckte Hand seines Gebieters zurück.

Hat der Vogel seine Prüfung bestanden, dann beginnt erst das eigentliche Feilschen um den Preis.

Digitized by Google

Am selben Tage trafen wir auf dem Rückweg bei Suchana eine Jagdgesellschaft, die sich auf diese Art in den Dschugarafeldern Wachteln einfing. Es war überraschend, zu sehen, in welch kurzer Zeit diese Art Jagd zu Erfolg führt. Man braucht nur mit dem Falken auf der Hand durch die Felder zu gehen; sobald die Wachtel auffliegt, ist auch schon der Falke frei; die ganze Jagd geht vollkommen geräuschlos vor sich.

Zum höchsten Paß der Alaisker Berge, dem Karakasik (4730 m)

Zum viertenmal versuchten wir in dieser Zeit unser Glück in den wunderbaren Bergen, die vom Süden täglich in blendender Schönheit zu uns herübergrüßten. In neuntägiger Wanderung haben wir auch diesmal wilde Schluchten, fruchtbare Dörfer, malerische Täler, ja fast heimatlich anmutende Wälder angetroffen, die von klaren silbernen Gebirgsbächen durchzogen werden. Als erste von allen Kriegsgefangenen haben wir das uns gesteckte Ziel, den Karakasik-Paß, erreicht. Einen Tag waren wir inmitten dieser unbeschreiblich schönen Welt von Gletschern, Eis und Schnee unter dem tiefblauen Himmel Turkestans. Wir fühlten uns völlig frei in dieser Bergwelt, die hier versteckt in einem Winkel Asiens liegt. Ein ganz merkwürdiges Gefühl aber löste es in uns aus, daß wir oft tagelang überhaupt kein menschliches Wesen antrafen. Wo wir aber Kirgisen fanden, da lebten sie glücklich und zufrieden mit ihren Familien und zeigten mit Stolz ihren Reichtum, die Frauen, die Kinder und ihre Herden.

Trotz der Skobelewer Hitze sahen wir uns mit allem Notwendigen für den Winter vor, sollten wir doch in Höhen weit über 4000 Meter kommen. Unsere Ausrüstung, bei der auch Verbandzeug und Medikamente nicht fehlten, war so, daß wir jederzeit und überall unabhängig von Land und Leuten nächtigen konnten, falls Holz und Wasser vorhanden waren; wir waren eine für unsere Verhältnisse ganz gut ausgerüstete kleine Expedition in das Innere Zentralasiens.

*

1. Juli 1918. Um $^1/_2$4 Uhr war bereits Tagwache. Als sich unsere kleine Expedition in Bewegung setzte, an der meine erprobten Kameraden Odörfer, Fritz Singer und Penizek, zu denen

Digitized by Google

diesmal Gratt dazukam, teilnahmen, schliefen unsere Wachen noch. Wir nahmen den Weg über Aktepe gegen Auwal. Auf den Feldern waren schon die Sarten bei der Arbeit; sie müssen uns für Arbeit Suchende gehalten haben, denn sie luden uns ein, bei ihnen zu bleiben und im Taglohn auf den Feldern in Dienst zu treten. Die vielen Maulbeerbäume längs des Weges gaben eine erfrischende Stärkung, in den Teehäusern dagegen stieß das Abkochen auf Schwierigkeiten, da gerade Fastenmonat war (*arusa*); während dieser Zeit darf der Mohammedaner täglich vom ersten bis zum letzten Gebet (*namas*) keinerlei Speise oder Trank zu sich nehmen. Erst als wir erklärten, die Speisen selber zuzubereiten, durften wir wenigstens abkochen.

Von Airwas angefangen war der Weg für uns neu. Die Erkundigungen bei den Einheimischen über Entfernungen waren keine leichte Sache; denn die Sarten, gewohnt, jeden größeren Weg zu Pferde zu machen, fanden keinen Maßstab für unsere Fußreise. Für den Nachmittag des ersten Tages blieb nur mehr die Überquerung der Steppe.

Immer näher kamen die wild aussehenden Felsenberge, zwischen welchen die tief eingeschnittene Schlucht Dungus-Dange (Wildschweinenge) ins Innere der Berge führt. Mit jedem Kilometer, den wir bezwangen, wuchsen die Berge, und der Blick auf die kahlen Felsenriesen vor uns machte die Durchquerung um so angenehmer, als die Spannung vor dem Unbekannten mit jedem Schritte wuchs. Nach einer Stunde war eine kleine Oase mit einem verlassenen Gehöft und Grabmal, „Chodscha Ailan", erreicht und kurze Zeit darauf das Flußbett des aus der Schlucht kommenden Baches, das beiderseits von einem schmalen Streifen grünen Landes eingesäumt ist.

Nach kurzer Wanderung erreichten wir die nächste, durch auffallend schöne Bäume gekennzeichnete kleine Oase, einen saftig grünen Flecken mit reichem Blumenflor, der sich von den nackten Felsenwänden des Hintergrundes abhob. Dort lag die malerische Moschee „Chodschakiah", die unter den riesigen Ulmen, die sie überschatten, einen herrlichen Anblick bietet. Diese einsame Moschee, vor deren Grabmal mit den weißen Roßschweifen an den Stangen als Weihegaben Arkali-, Ziegen-, Widder- und Steinbockhörner lagen, war die erste neue Entdeckung, die uns auf dieser Wanderung beschieden war, und wir hatten eine aufrichtige Freude über dieses ungewöhnlich schöne Bild. An die Moschee

Digitized by Google

schließt sich ein großer sartischer Friedhof, neben dem Masar ist ein kleines Gebethaus errichtet und an der Rückseite der Mauern ist für die Wallfahrer und Pilger eine kleine Tschai-Chana gebaut. Doch war alles leer und verlassen. Nach langem Suchen und Rufen entdeckten wir den einzigen Menschen hier in der Gegend, der Dorfältester und -jüngster zugleich war. Er war ein dreißigjähriger hübscher Kirgisenbursche, der als Hüter des Wallfahrtsortes hierblieb, während die anderen Kirgisen über den Sommer ins Alai gezogen waren. Wir durften bei der Moschee abkochen und übernachten; da wir alles Erforderliche mit uns führten, luden wir ihn ein, bei unserem bescheidenen Mahle nach Sonnenuntergang Gast zu sein. Wir waren hocherfreut, für heute ein Nachtlager gesichert zu haben, wie man es sich schöner und idyllischer nicht hätte wünschen können. Durch den Moscheenhof selbst rann ein Wässerchen, das einer heiligen Quelle gleicht und nächst der Moschee eingefaßt war. Holz gab es genug und wir hatten bald in aller Form von diesem schönen Stückchen Erde Besitz ergriffen. Während der Abend sich immer mehr herabsenkte, genossen wir in vollen Zügen den Zauber dieses Ortes, der ganz traumverloren am Eingange der wilden Felsenberge liegt. Bald hörten wir den Kirgisen das letzte Abendgebet verrichten, dann kam er zu uns und tat sich an unserem für ihn so seltenen Mahle — es war Früchtenreis — gütlich. Für unser Nachtlager selbst hatten wir reichlich Auswahl: die Tschai-Chana, den Aiwan der Moschee oder den Platz im Freien unter den dunklen Ulmen, den die meisten von uns vorzogen.

*

2. Juli 1918. Bald nach 3 Uhr morgens erhoben wir uns von unserem Lager, kochten Tee und traten schon um $^1/_2$5 Uhr unsere Wanderung an. Über eine Stunde ging noch der Weg im ebenen Talboden mit herrlichem Rückblick auf die Moschee und das Grabmal, dann erreichten wir den Eingang der Schlucht, die schon nach wenigen Schritten immer wilder und romantischer wurde. Unser Weg zog sich bald im Bachbett in engen Windungen durch die ungeheure Felsenkulisse, die ein schmales wasserloses Tal einschloß, so hoch, daß man kaum die Spitzen der seitlichen Wände erblicken konnte. Die Schlucht hatte stellenweise eine Breite von nicht mehr als zehn Meter, während beiderseits einige hundert Meter hoch die Felsen zum Himmel ragten. Der feuchte Boden, in dem erst tiefer unten das Wasser floß, gab einer reichen Vegetation

Digitized by Google

Raum, überall blühten Sträucher und Blumen, hohe Malven und viele stachliche Schmetterlingsblütler waren zu sehen, ebenso die herrlichen schwefelgelben wilden Rosen wie am Tengis-Bei.

Windung auf Windung folgte, bis endlich gegen 6 Uhr morgens eine Talweitung mit üppig grünem Almboden erreicht war. Schon vermeinten wir, die Abzweigung nach den Weideplätzen „Tamascha" erreicht zu haben, aber gleich darauf folgte eine zweite Schlucht, noch wilder und enger, kaum drei bis fünf Meter breit, wie eine Klamm unserer Alpen, die auch hier von einem dünnen Wässerchen durchzogen war. Wir hielten an einer hübschen Stelle Rast, der klare Quell, seit langer Zeit das erste Bergwasser, bot uns köstliche Labung. Um 7 Uhr setzten wir den Marsch fort. Ein letzter Cañon war noch zu passieren, dann hatten wir „Dungus-Dange" hinter uns. Im schärfsten Gegensatz zur Felsenenge stand das wundervolle Almenland „Tamascha", das sich plötzlich vor unseren Blicken öffnete. Das Wort bedeutet bei den Kirgisen „Fest", „Ort des Vergnügens", „Sommerfrische", und diesen Namen führte die grüne Landschaft hier wohl mit vollem Recht.

Im Weiterwandern schienen plötzlich andere Felsenberge einen Talkessel abzuschließen, aus dem nur eine neue enge Schlucht den Ausgang zu einem zweiten grünen Almenland gab, wo in den Seitentälern schon schwache Bestände von Artscha und bis weit hinauf Kirgisenjurten standen. Überall sahen wir reiche Herden weiden, an der Straße selbst aber war fast kein Verkehr, das ganze Leben spielt sich auf der Berglehne ab, wo die Luft kühler und angenehm bewegt ist. Die Gegend bietet ein Bild ländlicher Idylle, und es mag wohl sehr einladend sein, den Sommer hier zu verbringen. Feste Ansiedlungen sind hier überhaupt nicht mehr vorhanden, bloß ein Masar erhebt sich auf einem kleinen Hügel als Wahrzeichen des einfachen Friedhofes.

Für den weiteren Weg über den Bel-Masar-Paß nach Schach-i-Mardan versagten die Karten, die wir besaßen, vollends, als wir das schöne Weideland Tamascha verlassen hatten und durch kahles Hügelgelände weiterzogen. Wir beschlossen daher, bei einer Gruppe rastender Kirgisen Rat zu holen. Wir erfuhren bald, daß der Rücken zur Linken von uns jener sei, den wir als Bel-Masar-Paß zu überschreiten hatten. Mit den Kirgisen schlossen wir rasch Freundschaft; unsere Unterhaltung mit ihnen nahm bald eine sehr heitere Wendung; sie bestaunten alles, was wir mit uns führten, wie Weltwunder: unseren fast gewichtslosen

Digitized by Google

Aluminiumtopf, das Aluminiumbesteck, das sie für Silber hielten, die rätselhafte Thermosflasche. Die meiste Bewunderung aber erregten Penizeks Goldzähne. Immer wieder fragten sie, wieso dieser fremde Mensch mit goldenen Zähnen geboren war. Andere wieder von uns hatten silberne Zähne, und Gratt, der Augengläser trug, galt sofort als Arzt (*tabib*); als er eine kleine Verletzung geschickt und kunstgerecht zu verbinden begann, war er bei den Leuten ein gemachter Mann. Von allen Seiten kamen sie mit ihren kleinen Schmerzen und wollten Verbände oder Medikamente.

Links abbiegend hatten wir nun den uns gezeigten grünen Wellenlinien zu folgen, um auf den Bel Masar zu kommen. Ein kurzes Gewitter zwang uns zur unfreiwilligen Rast unter unseren Zeltblättern, die dann in der heißen Sonne nach kaum einer Viertelstunde wieder trocken waren. Hinter dem nächsten kleinen Gebirgszug änderte sich die Landschaft mit einem Male und nach einer weiteren Stunde hatten wir eines der schönsten Täler der Gegend erreicht: dichter Artschawald auf beiden Talhängen, der nach dem erquickenden Regen einen wundervollen Harzgeruch ausströmte, an beiden Seiten des raschen Gebirgsbaches eine herrliche Flora von üppigen wilden Rosensträuchern, die mit reinweißen, rosenroten, ja sogar roten Blütenballen den Weg einsäumten, überall saftiggrüner Almboden mit hohen Blütenrispen der Eremuruslilien; dieser erste Wald, den wir hier in Turkestan sahen, dünkte uns fast ein Stück Heimat. Hier gab es links und rechts des Baches, unseren Christbäumen gleich, junge Artschabäume. Wir hielten Rast am Bachesrande.

Für die Nacht mußten wir versuchen, in kirgisischen Jurten unterzukommen, da hier keine Ansiedlungen mehr sind. Vom ersten Aul wurden wir zum nächsten gewiesen, aber auch dort konnten wir nicht aufgenommen werden, denn die Jurte der Männer war voll besetzt und an die der Frauen war nicht zu denken, in den anderen endlich war zum Schutze gegen die Unbilden der Witterung für die Nacht das junge Vieh untergebracht. Wir hatten aber in den Bergen eine Höhle gesichtet und gingen kurz entschlossen darauf los. Sie hatte wohl schwerlich für fünf Menschen Platz, wenn man aber wollte, ging es doch. Wir machten auch gleich ein Feuer zurecht, das hart am Abfall der Felsen im äußeren Teil unserer Höhle brannte. Wir saßen gerade beim Tee, da kam ein kirgisischer Jäger mit seiner vorsintflutlichen Muskete herangepirscht, um doch zu sehen, wer hier oben ein Feuer hätte.

Digitized by Google

Isphairamtal, Partie bei Utschkurgan.

Schlucht bei Tschatrawat, Seitental des Isphairamtales.

Digitized by Google

Tafel XIV

Blick vom Karakasikpaß (4730 m) auf die Kämme der Alaisker Berge.

Blick vom Karakasikpaß in den Gletscherkessel zum Abstieg in das Kisilsutal.

Digitized by Google

Er ließ sich aber beruhigen, und unser Nachtlager war gesichert. Nur das Schlafen war wegen des engen Platzes nicht so einfach; um nicht während der Nacht unversehens aus der Höhle ins Tal herabzukollern, mußten zwei Kameraden mit Stricken und Riemen angebunden werden. Der warme Boden an der früheren Feuerstelle gab einen angenehmen Schlafplatz. Unser ungewöhnliches Lager war in etwa 2000 Meter Seehöhe.

*

3. Juli 1918. Die eine Nacht in der Moschee, die andere in einer Berghöhle: unsere Wanderung versprach ja recht abwechslungsreich zu werden! Die Nacht war sternenklar gewesen, und am frühen Morgen, als die ersten Kirgisen die Tiere auf die Weide trieben, hatte schon Gratt vom Bach Wasser heraufgeholt, und wieder brannte das für die Kirgisen merkwürdige Feuer mitten in den Felsen. Rasch war alles für den Weg gepackt, der nun steil bergauf zog. Es war ein besonderes Vergnügen, diesen schönen Gottesmorgen in der herrlichen Gegend zu verbringen. Den Bel Masar zu erreichen, war kein leichtes Stück Arbeit; sie wurde uns aber durch eine wunderbare Fernsicht gelohnt. Bei wolkenlosem Himmel sah man von der Höhe nicht nur die prächtigen Alaisker und Sa-Alaisker Gebirge, sondern gegen Norden auch die unermeßliche Steppe mit ihren Oasen und Ortschaften. Links lag das Weideland Tamascha und rechts vor uns waren die zerrissenen Felsenberge, die zum Kurbankul (Opfersee) bei Schach-i-Mardan abstürzen, überragt von einem Gletschermassiv, das eine prächtige Schneepyramide und einen eigenartigen Hängegletscher aufwies.

Wir durften uns heute Zeit lassen und wählten den uns am besten scheinenden Weg in die Richtung gegen Schach-i-Mardan. So malerisch er im Anfang war und uns durch üppige Blumenfelder führte, so rasch verschlechterte sich sein Zustand, schließlich blieb für den Weg nur mehr ein zerklüftetes, steil abfallendes Bachbett zwischen Geröll und zerbröckelndem Gestein, das insbesondere unserem Schuhwerk arg zusetzte.

Erst gegen $^1/_2$4 Uhr erreichten wir nach recht mühseligem Weg über Geröll und Felsen das vom Kurbankul kommende Haupttal und damit die reiche Gegend, die der Schach-i-Mardan-Sai bewässert. Hier erfrischten wir uns gründlich in den kühlen Fluten, was nach den Anstrengungen des Tages ein Hochgenuß war. Des Abends wanderten wir dann talab durch das prächtige Tal gegen

Digitized by Google

Schach-i-Mardan. Überreich an blühenden Anwesen, die sich in ununterbrochener Kette aneinanderschließen, stellt dieses Hochtal den Gipfelpunkt der Fruchtbarkeit dar: Überall wogende Felder, die Aprikosenbäume fast zusammenbrechend unter ihrer goldenen Last, mannshoher Mais, reiche Weinlauben in den Gärten mit den hohen Silberpappeln, ein gottgesegnetes Tal, dessen Fruchtbarkeit um so mehr überrascht, als es in einer Seehöhe von ungefähr 1800 Meter liegt. Die Straße führt an der linken Talwand im Anschnitt, so daß die Dächer der tieferstehenden Kibitken und die Kronen der schwer beladenen Aprikosenbäume fast mit der Straße in gleicher Höhe liegen. In Schach-i-Mardan fanden wir bald eine einladende Tschai-Chana und schickten durch einen jungen Sarten unsere Empfehlung (den „Salam") und unseren Erlaubnisschein an den Dorfältesten, womit wir uns ordnungsmäßig anmeldeten.

Auch hier hielten die Einheimischen strenge die Vorschriften des Fastenmonats ein, und es war ganz interessant, zuzusehen, wie alle hungrig um die schon aufgetragenen Schüsseln hockten und andächtig warteten, bis die letzten Sätze des fünften Gebetes vorüber waren, zu welchem der Muezzin seine Herde zusammengerufen hatte. Und als der Muezzin geendet hatte, da stürzte sich alles wie auf ein Kommando auf die Speisen, um den Hunger zu stillen.

*

4. Juli 1918. Unseren Rasttag benutzten wir zu einem prächtigen Ausflug zum Kurbankul (Opfersee). Nur mit dem Nötigsten für das Abkochen ausgerüstet, zogen wir frisch, frank und frei wieder das Tal bergan bis zu jener Stelle, wo ein ungeheurer Bergsturz vor vielen Jahren gleich einer gewaltigen Mauer das Tal verrammelt hat. Riesenhafte Felsblöcke türmen sich übereinander, ein Wirrsal von geborstenen Wänden, das in eine Schutthalde ausläuft. Auf diese Weise ist durch Aufstauung ein entzückender Bergsee entstanden, dessen Wasser sich unterirdisch einen Abfluß zu erzwingen gewußt hat und als mächtige Quelle dort plötzlich zutage tritt, wo die Schutthalde den Talboden erreicht.

Ein enger Saumpfad führt zwischen Geröll und haushohen Felsblöcken in langen Windungen aufwärts bis auf das Geröllfeld in der Höhe des Bergsturzes. Noch einige Schritte und man hat plötzlich auf der anderen Seite den blauen Kurbankul tief vor sich liegen. So wild die ganze Umgebung, so idyllisch ist der See selbst,

Digitized by Google

dessen Wasser durch die geringste Windveränderung auffallend seine Farbe wechselt. Schwemmholz von den Bergen war genug vorhanden; am lustigen Feuer brodelte bald der Teekessel, herrliches Obst und frisches Brot hatten wir von Schach-i-Mardan mitgebracht. Die Sonne vertrieb uns bald von unserem bisher schattigen Platz; wir gingen über einen heute leidlich versicherten, früher lebensgefährlichen Weg, der bei den Einheimischen den freundlichen Namen „Knochenmühle" hat, um die Westseite des Sees, weil wir auf den Sandbänken uns den Platz für Mittagsrast und Bad zurechtgelegt hatten. Im eisigen Wasser, das von den Gletschern herabkam, war das Baden ein äußerst kaltes Vergnügen, so daß man nach wenigen Sekunden davon genug hatte. Um so schöner war die warme Sonne.

In der Mittagsbeleuchtung war der See von tiefdunkler Farbe, fast wie der Gardasee; in schönstem Gegensatz dazu standen die fast purpurfarbigen, himmelstürmenden Wände, deren Nadeln an die Vajolettürme erinnerten. Wieder ging's zurück durch die Felstrümmer am Ende der Talweitung und hinab gegen Schach-i-Mardan.

Für den morgigen eigentlichen Aufstieg auf den Karakasik war das Schuhwerk eine unserer größten Sorgen. Wir wollten aber um jeden Preis den Paß erreichen, selbst wenn wir dann von hier aus barfuß den Rückweg über die Steppe gehen müßten. Der Abend in der Tschai-Chana verging mit endlosen Verhandlungen zur Beschaffung von drei Eseln für den nächsten Tag, einen als Tragtier und zwei für Penizek und mich, da wir beide sonst wohl schwerlich das Wagnis hätten unternehmen können. So saßen wir bei Tee und herrlichem Kompott aus frischen Aprikosen den ganzen Abend. Die eben frisch gemachten Brote — während des Fastenmonats wird erst abends gebacken — brachte ein bildhübsches, kleines unverschleiertes Sartenmädchen mit traumhaft schönen, dunklen Augen, die einen der Kameraden besonders anhimmelte; immer wieder kam sie mit der Frage, ob wir nicht noch Brote brauchten, und endlich wurde sie von Odörfer zu ihrer maßlosen Freude mit einer schönen Glasperlenkette bekränzt. Es war ganz reizend anzusehen, wie das kleine, sauber gekleidete junge Ding, das mit seinen schönen schmalen Händen die Brote austeilte, dann stolz und doch fast schamhaft in ihrem glänzenden Schmuck die Dorfstaße hinabschritt, um ihren neuen Schatz den kleinen Freundinnen zu zeigen. Bald kamen auch diese zu uns, in der stillen Hoffnung, ein schönes Angebinde zu bekommen. Glück-

Digitized by Google

licherweise war unser Bedarf an Brot recht erheblich, so daß wir auch den anderen etwas abkaufen konnten. Schach-i-Mardan war das letzte Dorf; hier mußte für die gesamte weitere Wanderung auf den Paß und hieher zurück der Proviant beschafft werden. Gratt, Singer und Odörfer wollten nicht erst abwarten, ob wir anderen die Wanderung mit den Eseln morgen fortsetzen könnten und zogen schon heute spät nachts ab, um erst in Jordan, der nächsten Ansiedlung talaufwärts, zu nächtigen.

*

5. Juli 1918. Unsere Geduld war auf eine harte Probe gestellt worden, ja fast schien es, als scheitere unsere Weiterwanderung an der Eselfrage vollständig. Kirgis-Uj, ein netter Kirgise mit dem lustigen Namen „kirgisische Hütte", den wir gestern aufgenommen hatten und der mit allen Eiden versprochen hatte, sich heute 6 Uhr morgens mit den drei bestellten Eseln einzufinden, ließ lange auf sich warten. Und als er kam, war er allein, die Esel waren angeblich erst von einem anderen Wege, den sie zu machen hatten, abzuwarten. Wer beschreibt unsere Freude, als endlich um 8 Uhr tatsächlich Kirgis-Uj wieder erschien und bald darauf drei armselige, winzig kleine Esel hergetrieben wurden. Das Tragzeug der Esel war kläglich, der kleinste unter ihnen ließ sich willig sämtliche Rucksäcke aufpacken, während Penizek und ich unsere Reittiere bestiegen.

Der Weg nach Jordan war wunderhübsch, nur war es durch den Verlust dreier wertvoller Morgenstunden schon merklich heiß geworden. Mein edles Reittier war in Jordan schon so vollständig niedergebrochen, daß Kirgis-Uj es bei einem Bekannten gegen ein anderes austauschte; ich bekam eine kleinere „Bergkatze", doch ein recht starkes Tier, das beste aus unserer kleinen Karawane. Penizeks „Renner" liebte es, sich von Zeit zu Zeit auf der Straße zu wälzen und dort ein wenig auszuruhen. Wir machten aber zu allen kleinen Zwischenfällen gute Miene, und so oft wir Kirgisen, die von den Bergen zu Tal zogen, trafen, hörten wir schon, daß sie unsere drei Kameraden am frühen Morgen gesehen hätten. Von Jordan an führt der Weg sehr steil bergauf zu einer Hochebene mit verstreuten Ansiedlungen. Der Fluß zieht in einem tief eingerissenen Tal. Vom Hochtal aus zweigt der eigentliche Karakasikgraben nach Südosten, und von hier angefangen übertrifft dieses Tal unbedingt an Schönheit weit das Isphairamgebiet. Der

Digitized by Google

Weg führt teils am Flußufer, teils durch Schluchten über Felsen, die unsere kleinen Tiere anstandslos passierten. Unter einer stark überhängenden Felsplatte war noch der Kochherd unserer Kameraden zu erkennen, den wir auch selbst gleich benützen konnten. Das Tal wurde immer enger und malerischer; an einer Stelle, wo von links ein Gebirgsbach mit herrlich klarem Quellwasser herabströmte, hielten wir Rast. Von 8 Uhr morgens bis fast 2 Uhr waren wir hiehergeritten. Welche Wohltat, von den Eseln herabzusteigen! Hier waren wir, wie die Kirgisen sagten, nur mehr eine Stunde von unseren Freunden entfernt, die beim „Großen See" rasten sollen. Wir brachen rasch auf, um sie zu erreichen. Steil bergauf kletternd trugen uns die Esel in eine große Talweitung, die von einer Anzahl von Flußarmen durchzogen wird und die es jetzt zu durchqueren galt. Die meisten derselben sind kaum 20 Zentimeter tief, so daß man sie ohne weiteres durchreiten kann. Nur das letzte Gerinne, der Hauptfluß, führt mächtig viel Wasser und hat eine überaus starke Strömung, so daß hier ein ganz erkleckliches Hindernis zu überwinden und die Lage auf den Eseln nicht ganz behaglich war, zumal den Tieren bei ihrer Kleinheit das Wasser bis zur Mitte des Bauches reichte und wir selber nur durch starkes Heben der Füße uns trocken erhalten konnten. Mitten in der starken Strömung wurden nun die Tiere ganz unsicher, und einen Augenblick schien es, als ob die Strömung sie samt uns und unserem Gepäcke talabwärts reißen würde. Endlich gelang es aber doch, das andere Ufer zu erreichen. Wieder ging es bergauf bis zu einer neuen Talweitung.

Kirgis-Uj hatte als erster unsere Kameraden erspäht, die eben mit dem Abkochen fertig waren. Bald folgte ein überaus freudiges Wiedersehen und nach tüchtigem Abendbrot richteten wir uns, so gut es ging, in der bescheidenen Hütte samt Kirgis-Uj zurecht, der während der Nacht die Esel ganz sich selbst überließ. Am meisten waren wir auf den morgigen Tag gespannt, der uns ja fast auf Mont-Blanc-Höhe führen sollte. Kirgis-Uj, obwohl gebürtiger Schach-i-Mardaner, war selbst noch niemals in dieser Gegend gewesen und kannte auch nicht den Paß.

*

6. Juli 1918. Heute war der denkwürdige Tag, an dem wir das so lange ersehnte Ziel unserer Wünsche, den Karakasikpaß, erreicht haben!

Digitized by Google

Kirgis-Uj hatte sich noch während der Nacht vor die Hütte gelegt, so daß wir anderen leidlich Platz zum Schlafen gehabt hatten. Bald nach 4 Uhr war der Frühstückstee eingenommen, Kirgis-Uj hatte Feuer gemacht und pflichtgemäß die Esel gesattelt und bepackt; bei schönstem Wetter gingen wir um 5 Uhr das Karakasiktal weiter bergan. Von beiden Seiten stürzen Wildbäche in das Tal herab, die Schmelzwasser von den riesigen Höhen ihres Ursprunges bringen. Als hätte es die Natur darauf abgesehen, durch das plötzliche Eröffnen des Tales einen überwältigenden Eindruck zu machen, erscheint nach kurzer Wanderung ganz unvermutet im Talausschnitt ein ungeheurer Schneeriese, der Pik Abramow, dessen in blendender Weiße erstrahlende Pyramide zum Himmel ragt. Bald darauf durchzogen wir schöne Artschawälder und herrlich grüne Almgegenden mit reicher Alpenflora von Blumen, die wir leider alle nicht kannten. Auch das Pfeifen der Murmeltiere war wieder hörbar, das uns anzeigte, daß wir uns immer mehr der Höhe von 3000 Metern näherten. Zur Linken erschienen prächtige Gletscher, während der Vordergrund bis zur nächsten Talgabelung durch einen vorgeschobenen Querrücken verstellt erschien. Unsere Esel erwiesen sich heute schon als viel tüchtiger; bald war ein verlassener Schafstall erreicht, der im Notfall zum Übernachten verwendet werden konnte. Immer häufiger wurden die Murmeltiere. Das erste Mal, als wir hier ihre schrillen Pfiffe hörten, waren wir fast erschrocken, hatten wir doch schon seit Schach-i-Mardan keiner Menschenseele begegnet. Mit jeder Windung des Tales erschienen neue mächtige Schneeberge mit blauglänzenden Gletschern. Ungeheure Freude löste es bei uns allen aus, als wir zuerst vereinzelt und dann in großen Mengen Edelweiß fanden, das förmlich weiße Teppiche bildete. Sie dünkten uns wie Grüße aus der Heimat. Die letzte Hütte, die uns angegeben worden war, erwies sich als ein halb verfallener Schafstall, von dem kaum mehr als die Hälfte der Decke vorhanden war. Neben ihm, unter einem gigantischen stark überhängenden Felsblock, der schon von früheren Nächtigungen schwarze Stellen zeigte, war noch eine letzte Zufluchtsmöglichkeit in einer Höhe von immerhin 3300 Metern. Bis hieher waren im Winter unsere Kameraden vorgedrungen, hatten aber umkehren müssen. Über den Weg zur Paßhöhe hatte uns niemand Auskunft geben können. Ursprünglich wollten wir einen Rasttag einschalten, um wie am Tengis-Bei zeitlich morgens auf den Paß zu gehen. Bei dem herrlichen Wetter hielt es uns

Digitized by Google

aber nicht lange bei der Mahlzeit und wir beschlossen, doch gleich aufzubrechen. An Höhe hatten wir noch weit über 1000 Meter zu überwinden; wie lange wir dazu brauchen würden, war gar nicht abzusehen. Wir packten also rasch wieder auf und weiter ging's in die unbekannte Bergwelt. Wir erreichten bald ein mit Moränensand ausgefülltes Seebecken, dann ein zweites, von dem aus wir zum erstenmal erkennen konnten, daß wir uns einem ungeheuren Gletscherkessel näherten. Der Ausblick in diesen Kessel war vorerst durch eine hohe Schuttwand verhindert, so daß wir nur die oberen Teile eines Kranzes prächtiger Gletscher sehen konnten, die in mehreren Stufen wie Kaskaden vom Grat herabstürzten. Um $^1/_2$2 Uhr war endlich die Moräne erstiegen, und in ihrer ganzen Schönheit lag der Gletscherkessel vor uns. Hier erklärte Kirgis-Uj, unmöglich mit den Eseln weitergehen zu können, da auch bald der Weg äußerst beschwerlich aussah.

Wir nahmen rasch alle Wintersachen an uns, Proviant wurde verteilt, dann begann der Aufstieg zum Paß.

Kirgis-Uj streckte sich behaglich hin und ließ seine drei Schützlinge weiden; hier war ja tatsächlich das letzte Futter zu finden; für uns aber begann der schwierigste Teil unserer Wanderung. Nach einer halben Stunde hatten wir die Krone der Endmoränen erreicht, die einen wundervollen Ausblick auf den mächtigen Gletscherkessel gab, der jetzt vor uns ganz offen lag. Linkerhand eine riesige Eiswand und ein Gletscher, die in ein langes Schneefeld auslaufen, anschließend daran ein weiterer, noch größerer, der in den Geröllmassen des Kessels verschwindet, dann der prächtige, in seiner ganzen Größe erscheinende Kaskadengletscher, der in ungeheuren Stufen vom Grat bis in den Talboden reicht; neben ihm, durch einen vorgeschobenen Felsenberg getrennt, ein wahrhaft phantastischer Gletscher, der sich auf einem pyramidenartigen Felsen aufzubauen scheint, als ob er auf ihm ritte. Die Höhe des Eises an seiner Spitze mag gegen 10, am Fuße gegen 30 Meter sein. Die Ungeduld, den Paß zu erreichen, ließ uns nur kurze Zeit hier rasten. Bald mußten wir alle Winterkleider anlegen, denn mit einemmal machte sich der eisige Wind, der von diesen lichten Höhen kam, sehr bemerkbar. Unser Aufstieg erfolgte merkwürdigerweise noch immer innerhalb des rundum vollständig abgeschlossenen Kessels, so daß wir uns nicht erklären konnten, wo hier der Paß sein sollte. Unmittelbar vor uns lag ein drohender Kamm, der mit seiner Form und der schwarzen

Digitized by Google

Farbe eines engen Kamins vermutlich dem ganzen Paßgebiet den Namen gegeben hat: „Schwarzer Pfahl" (*kara kasik*). Sollte am Ende dort der Paß liegen?

Ein Weg war hier nicht mehr zu erkennen. Kirgis-Uj hatte uns als Einheimischer den klugen Rat gegeben, den Tierlosungen zu folgen, denn Jahr für Jahr, so sagte er, ziehen die Herden in ungezählten Serpentinen den gleichen Weg auf diese schwindelnden Höhen. In den wenigen Sommerwochen, die es hier oben gibt (vier bis sechs), gehen die Karawanen aus der Ferghana diesen kürzesten Weg in die östliche Bucharei und gegen Afghanistan. Kirgis-Uj hatte uns gut geraten. Es war über die Maßen beschwerlich und in der dünnen Luft ungeheuer mühsam, sich hier langsam emporzuarbeiten, immer wieder Rinnen zu passieren, aus welchen knapp vor oder hinter uns mit donnerndem Getöse die Steinschläge herabkamen, die dann in wildem Bogen über die Schneefelder flogen. Jeder Meter Höhe mußte schwer erkämpft werden, bis endlich der Hang etwas flacher wurde; wir alle glaubten, nunmehr den Paß vor uns zu haben. Wieder aber kam ein Stück Weges, das im rechten Winkel zur bisherigen Richtung führte und immer deutlicher zwischen dem furchtbaren Felsengeröll auf den Grat jenes hohen Gebirgszuges hinführte, der vom Hauptgipfel mit dem großen Eiswandgletscher sich in wild zerrissenen Formen weiterzieht. So unglaublich es uns allen erschien, immer näher kam der Grat; die Serpentinen, die uns die Tierspuren gewiesen hatten, führten schließlich auf eine etwa 2 Meter lange Felsenscharte im Grat — das war der K a r a k a s i k p a ß ! Es war kein Zweifel, denn von hier aus ging der Weg die andere wilde Bergseite wieder hinab, zunächst über gefährliche ganz glatte Felsenstufen, so daß wir wirklich staunen mußten, wie Herden oder beladene Reittiere hier hinüberkämen.

Wir hatten unser Ziel erreicht: der Paß selbst ist ein Stück Felsen von kaum 50 Zentimeter Breite, so daß man tatsächlich auf ihm reiten kann. Das ist der Weg, der nach Afghanistan und Persien führt! Der Aufstieg war wohl ein hartes Stück Arbeit gewesen; als wir aber auf der anderen Seite des Grates, hinter einem vorspringenden Felsen gegen den Eiswind vom Pamyr geschützt, zusammengekauert, die herrliche Aussicht genossen, die sich uns plötzlich bot, da erfüllte uns alle ein Gefühl ungeheurer Befriedigung. Ein neuer Talkessel lag nun vor uns, von überwältigend großen und schönen Gletschern eingerahmt, die Felsen-

Digitized by Google

berge zur Linken liefen in einem kleinen herrlichen Eissee aus, in den eine Reihe von Gletschern mündete; Eisnadeln hingen von ihnen wie Stalaktiten in den blauen Eissee, der etwa eine Stunde unterhalb unter der Paßhöhe lag. An ihn reihten sich Gletscher an Gletscher, alle überragt von den wild zerrissenen Bergriesen, deren Höhe 5000 Meter weit überschritt. Unser eigener Standort mag dort 4600 Meter hoch gewesen sein. Besonders schön erschien eine Reihe prächtig rotleuchtender Felsenberge, die in blendend weiße Schneefelder oder durchscheinende Gletscher ausliefen. Weit im Hintergrund erschien das ungeheure Massiv des Pamyrhochlandes. Wir zählten rechts vom Paß sechs und links von ihm sieben mächtige Gletscher; ein Anblick, der einen unauslöschlichen Eindruck machte.

Wäre es nicht wegen der bitteren Kälte gewesen, die uns trotz aller unserer Wintersachen bis ins Mark schnitt, wir hätten gerne länger diese Herrlichkeit vor uns bewundert, in ihrer Ewigkeit und Unberührtheit, über die nun Schneewolken dahinzuziehen begannen. Als aber die Sonne sich hinter Wolken verzog, war die Kälte trotz Thermostee fast unerträglich. Der Abstieg, bei dem uns immer stärkeres Schneetreiben traf, war nicht weniger beschwerlich als der Aufstieg. An ein rasches Herabsteigen durch die Felsen war wegen der Steinschlaggefahr nicht zu denken, anderseits fehlte die innere Erwärmung, die der Aufstieg selbst gebracht hatte. Serpentine für Serpentine mußte genommen werden, das unheimliche Rieseln der Steine wurde bald zu gefährlichen Lawinen, die wir selbst auslösten; wir waren daher recht froh, als wir um $^1/_2$6 Uhr die Hauptmoräne wieder erreicht und die vielen Schneefelder hinter uns hatten. Das Wetter war immer schlechter geworden, der Wind trieb uns mit Schneetreiben und Regen vor sich her. Noch aber dauerte es $1^1/_2$ Stunden, bis wir endlich die Stelle erreichten, wo Kirgis-Uj getreulich mit den Eseln wartete. Er war in der größten Sorge um uns gewesen, als er das Schneetreiben einbrechen sah, und jetzt aufrichtig glücklich, uns wieder zu sehen. Gratt und Odörfer gingen voraus, um rasch bei unserem Felsen Holz für das Lagerfeuer zu fällen, während wir anderen mit den Tieren langsamer nachzogen. Nach den großen Anstrengungen der Paßbesteigung dünkte mir der kleine Esel, der mich willig trug, Goldes wert. Durchfroren vom Abstieg bei Nebel und Schneetreiben war das Reiten aber schrecklich kalt, an ein Erwärmen war überhaupt nicht zu denken; ich

Digitized by Google

ließ daher gerne meinen Platz an Singer ab, dessen Fuß nicht ganz in Ordnung war, um die letzte Stunde bis zum überhängenden Felsen zu pilgern. Es war 8 Uhr geworden und die Dunkelheit schon eingebrochen, als er endlich in Sicht kam. Die beiden Kameraden hatten prächtige Arbeit getan, ein schönes Feuer war schon bereitet. Ich nahm nur eine Schale Tee und warf mich hin; auch diesmal blieb die Reaktion nicht aus; ich hatte nur den einzigen Wunsch, beim Feuer Wärme und Schlaf zu finden.

*

7. Juli 1918. Die Nacht unter dem großen überhängenden Felsen war trotz des Regens ganz gut gewesen; nur jedes Umdrehen brachte eine bitterkalte Welle und gegen Morgen zog die Kälte sosehr an, daß an Schlaf nicht zu denken war. Odörfer, den zu dieser Zeit die Feuerwache traf, hatte fürsorglich schon eine Suppe gekocht, die sofort wieder die Lebensgeister weckte und uns innerlich gründlich wärmte. Wir hatten heute mit dem Aufbrechen keine sonderliche Eile.

Das Wetter begann erfreulicherweise sich bald auszuheitern; gegen 8 Uhr lag das Tal schon im schönsten Sonnenschein vor uns, während über unseren Häuptern noch die letzten Nebelschwaden zogen. Unmittelbar darauf erreichten wir die Wettergrenze, wo das Winterwetter vom Sommerwetter abgelöst wird; die Rast diente dazu, uns wieder für das Turkestaner Juliklima umzukleiden und die abgelegten Wintersachen auf dem Tragesel zu verstauen. Noch vor Mittag waren wir beim großen See angekommen. Von der Erfahrung auf dem Herwege gewitzigt, zog ich es diesmal vor, mich gänzlich zu entkleiden; durch dieses vereinfachte Verfahren kam ich rascher durchs Wasser, konnte den störrischen Esel von der anderen Seite her durch den See ziehen und genoß dabei ein ganz außerordentlich erfrischendes Bad. Unser Gepäckesel wurde von vorne gezogen und von rückwärts getrieben. Penizek ritt durch die Fluten, die anderen folgten meinem Beispiel; Kirgis-Uj nahm sich nicht einmal die Mühe, seine Kleider abzulegen, sondern ging, wie er war, durchs Wasser, das ihm über die Mitte reichte. Immerhin erforderte auch diesmal die Überquerung der Seestrecke $^3/_4$ Stunden. Schon um 1 Uhr waren wir bei der sogenannten ersten Hütte; Kirgis-Uj hatte fast noch mehr Stallfieber als die drei Esel und wäre am liebsten noch heute bis Schach-i-Mardan gegangen. Wir hatten uns aber fest vor-

Digitized by Google

genommen, uns heute zu schonen und verblieben in diesem malerischen Winkel, um den schönen Tag zu genießen. In aller Ruhe und Bequemlichkeit konnten wir hier abkochen und uns dann durch herrlichen Schlaf im Freien erquicken. Zum Abendbrot brachte uns Kirgis-Uj von einem Hirten — es war übrigens seit unserem Aufstieg hinter Jordan der erste Mensch, den wir in diesen Tagen begegnet hatten — einen Topf vorzüglicher Ziegenmilch.

Oberhalb unserer Hütte zogen sich die Gewitterwolken immer gefährlicher zusammen; gerade als wir genügend Holzvorräte für die Nacht gesammelt hatten, begann sich Gewitter auf Gewitter zu entladen, und während die Berge vom Donner und seinem vielfachen Echo wiederhallten, saßen wir vollkommen geschützt in unserer winzigen, kaum mannshohen Hütte bei unserem schönen Feuer.

*

8. Juli 1918. Nach einer sternenklaren Nacht war um $^1/_2$4 Uhr Tagwache; Kirgis-Uj hatte bald Feuer gemacht und den Tee gekocht, dann fing er die Esel ein und belud sie mit den gepackten Rucksäcken. Um 5 Uhr setzte sich unsere kleine Karawane, aus drei Eseln und sechs Leuten bestehend, in Bewegung. Das Reiten in der frischen Morgenluft war ein nicht geringes Vergnügen, und so ganz mühelos das schöne Tal bergab zu ziehen, war wohl das Geld wert, das der Esel kostete. Vor Jordan hielten wir kurze Rast.

Bald darauf erschien am Berghange das Wahrzeichen von Schach-i-Mardan, die Wallfahrtsmoschee, und um 10 Uhr landeten wir glücklich in dem malerischen Teehaus. Wie herrlich lag sich's hier auf den Teppichen, die auf einer Lage von Filzdecken ausgebreitet waren! Wir genossen auch den Vorteil, die Tschai-Chana für uns allein mit Beschlag belegen zu können und den ganzen Tag hier Rast zu halten.

Mit Kirgis-Uj, der durch vier Tage unser braver und treuer Weggenosse gewesen war, rechneten wir ab. Er hatte als kluger Sohn seines Stammes auch hier noch alle Mahlzeiten mit uns geteilt. Mit der ausgehandelten Summe erklärte er sich voll befriedigt, so daß wir gerne ein „*silou*" dazulegten. Wir hatten auf dem ganzen Wege niemals Schwierigkeiten mit ihm gehabt, er war immer willig und arbeitsfreudig gewesen; sein einziger Fehler war sein bewunderungswürdiger Appetit, so daß er nach jeder Mahlzeit noch ein Extrabrot verlangte! Uns gegenüber war er durchaus ehrlich. Ein einziges Mal kam er in Versuchung, sich

Digitized by Google

zu bereichern; es war am Herweg, während wir von der zweiten zur vierten Hütte zogen. Abseits des Weges weidete ein schön geschirrtes Pferd, dessen Besitzer weit und breit nicht zu sehen war; „*maili ölüp kaldi*“ („vielleicht ist er umgekommen“), meinte Kirgis-Uj, schwang sich aufs Pferd und trieb so die Esel vor sich her. Ja, er meinte, jetzt ein reicher Mann geworden zu sein, denn heute bekäme er auf dem Basar 1000 Rubel für dieses schöne Tier. Wir bemühten uns, ihm diesen eigenartigen Begriff von „Strandgut“ auszureden, und tatsächlich verschwand er nach einiger Zeit, trieb das Pferd zurück und kam ohne dieses wieder zu uns. Wir schieden recht freundschaftlich von ihm, schon mit dem Gedanken, uns seiner Dienste bei einem nächsten Ausflug wieder zu versichern.

Unmittelbar vor der Einengung des Tales gegen Wuadil zu liegt die prächtige Tschai-Chana von Liangar, die in ihrer ganzen Anlage mit sehr viel Geschmack erbaut ist. Sie hat in beiden Geschossen sehr schöne Aiwane, die untere, geschlossene Chana ist mit dicken weißen Filzen belegt, die einen weichen Boden geben. Im Hintergrund ist eine große Karawanserei. Die Anlage ist in einem einspringenden Winkel gebaut, der ihr ein besonders hübsches Aussehen verleiht. Auch sonst war sie mit allem reichlich versehen: frische Aprikosen, frische Weintrauben und eben gebackene Fladenbrote waren zu haben, so daß wir ein herrliches Obstabendessen einnehmen konnten. Für die Nacht erhielten wir noch Teppiche und Decken; hier waren wir glänzend aufgehoben.

9. Juli 1918. Ungemein gestärkt durch den erquickenden Schlaf setzten wir unseren Marsch bei schönstem Wetter schon um $^1/_2$6 Uhr fort; um 9 Uhr war Wuadil erreicht, so daß wir uns leicht entschlossen, auch die Überquerung der Steppe (25 Kilometer) noch heute zu bewältigen, um gegen Abend in unser Lager zu kommen.

Nur mit dem Schuhwerk hatte es seine Schwierigkeit, es hatte ausgerungen, und der größere Teil des nun folgenden Weges mußte in Hausschuhen oder barfuß zurückgelegt werden. Bei dem Gehöft vor dem Masar hielten wir Rast unter den großen schattigen Bäumen. Am kleinen Wasserteich (*chaus*) saß ein alter Sarte mit seinen Frauen; als er diese ins Haus geschickt hatte, kam er mit uns ins Gespräch, brachte aus seinem Garten frische Aprikosen, für die wir mit frischen Broten und einem Rubel zahlten, worauf uns der Sarte mit Segenswünschen überschüttete. Er klagte uns sein Leid, daß ihn die Russen bei einem der Raids auf Räuber vollständig ausgeraubt und dabei seinen Sohn fast erschlagen

Digitized by Google

hätten. Aus all seinen Reden ging ein unsagbarer Haß gegen die Russen hervor.

Um $^1/_2$5 Uhr brachen wir von hier auf. Dieses letzte Stück Weges über die Steppe war wohl recht mühsam und wollte kein Ende nehmen. Ein unterhöhlter Erdriß spendete wenigstens für eine kurze Rast etwas Schatten. Der heiße Wind, der eingesetzt hatte, wirkte atembeklemmend. Endlich kam der Rand der Oase von Skobelew in Sicht. Beim Arik nahmen wir noch ein tüchtiges Bad; unser Lager erreichten wir um 8 Uhr abends.

Auf unserer neuntägigen Wanderung hatten wir in 70 Wegstunden gegen 200 Kilometer zurückgelegt, einen Höhenunterschied von über 4000 Meter bewältigt, jeder von uns hatte dabei aber auch fast 10 Pfund an Gewicht verloren!

In der großen Welt hatte sich in der Zwischenzeit nichts Sonderliches ereignet; um so mehr waren wir erstaunt, zu hören, daß über die Provinz Ferghana wegen der zahlreichen Räuberbanden, welche die Gegend unsicher machten, der Kriegszustand verhängt worden war. Eine ganze Anzahl von Dörfern der Steppe und im Gebirge, so hieß es, waren bereits von dieser Landplage heimgesucht worden — und wir kamen friedlich, von allen Sarten und Kirgisen, die wir auf unserer Wanderung getroffen hatten, stets aufs freundlichste aufgenommen, mitten aus dieser gefährlichen Gegend!

Unsere letzte Bergtour

20. August 1918. Wenn alles klappt, geht unsere Expedition morgen ins Gebirge ab, wo wir diesmal acht bis zehn Tage bleiben wollen, um vom Karakasiktal aus über den Paß Iki Dawan zum Sochtal zu gelangen.

Der heutige Tag galt den erforderlichen Vorbereitungen, insbesondere der Erprobung des Trag- und Sattelzeuges für unseren Mohammed; wir hatten uns schon vor einer Woche einen Esel angeschafft, der uns auf unserer Wanderung begleiten und dann wieder verkauft werden sollte. Wir führten ihn heute auf einen guten Weideplatz, damit er sich tüchtig vorfresse; jeder von uns nimmt seine Decke und den chinesischen Wattemantel mit, den er seinerzeit aus der Nansenhilfe erhalten hatte, damit wir diesmal gegen die Kälte des Hochgebirges vollkommen geschützt seien.

21. August 1918. Unsere diesmal vorzüglich ausgerüstete Expedition hat ein ganz unerwartet frühzeitiges Ende gefunden. Schon

Digitized by Google

wenige Meilen außerhalb Skobelews mußten wir unseren Plan aufgeben, aus keinem geringeren Grund als wegen der großen Unsicherheit der Steppe infolge der Räuberbanden. Dank der gestrigen Probepackung waren wir heute früh mit dem Beladen von Mohammed bald fertig, der auf jeder Seite zwei Rucksäcke und in der Mitte die hohen Bündel mit den warmen Decken und Mänteln trug.

Unsere kleine Karawane setzte sich um $^1/_2$7 Uhr in Bewegung. Unser Mohammed marschierte bedächtig und langsam, aber doch sehr brav; wir wieder wollten uns etwas Zeit lassen und heute nur bis Wuadil ziehen. Das Gehen bei bedecktem Morgen war eine wahre Freude; wir nahmen den Weg quer über die Steppe zu dem uns wohlbekannten Masar, wo die Mittagsrast geplant war. Während die große Karawanenstraße nach Wuadil wegen des heutigen Basartages in Skobelew reich bevölkert war, gab es auf unserem Wege kaum irgendeinen Reiter oder Fußgänger. So waren wir mit unserem Tragtier etwa $1^1/_2$ Stunden in die öde Steppe vorgedrungen, als in einer Entfernung von ungefähr 300 Schritt aus der Richtung der Hügelreihe zwei Reiter dahergesprengt kamen, die auf halbem Wege vor uns ihre Pferde parierten, die Gewehre herunterrissen, luden und auf uns mit vorgehaltener Waffe zukamen. Wolf und ich, die voraus waren, während Singer und Odörfer mit dem Esel rückwärts folgten, merkten, daß hier etwas nicht ganz in Ordnung wäre und wir auf einen ernsten Zwischenfall gefaßt sein müßten. Nach kurzer Überlegung blieben wir, ohne irgendeine auffällige Bewegung zu machen, stehen und warteten zu, was die beiden Reiter tun würden, zugleich ließen wir die anderen an uns herankommen. Unsere Lage war nicht sehr angenehm und die Vermutung eines bewaffneten Überfalls auf uns unbewaffnete Wanderer in der Steppe wohl sehr wahrscheinlich. Tatsächlich kam der erste Reiter, wie sich später zeigte, ein sartischer Karaul (Wachsoldat), mit eingelegtem Gewehr auf uns zugeritten und fragte nach unserem Begehr. Von unserer vollkommen friedlichen Absicht bald überzeugt, kam auch der zweite Reiter, ein russischer Milizsoldat, der unsere Sapiska verlangte. Singer hatte unsere seinerzeitige Sapiska für die heutige Expedition zweckentsprechend ergänzt und verbessert, so daß wir auch diesbezüglich die beiden Reiter beruhigen konnten.

Da trat nun das Sonderbare ein, daß der junge Russe uns in der eindringlichsten Weise warnte, auf keinen Fall den Weg zur Schlucht zu nehmen, da die Patrouille eben dort eine 20 Mann

Digitized by Google

starke Räuberbande aufgestöbert hätte und von dieser beschossen worden wäre. Wir erfuhren auch, daß es den Räubern keineswegs um Menschenleben oder Geld zu tun wäre, sondern lediglich um Tiere und Kleider, und der Russe meinte, daß uns Unbewaffnete auf dem Wege dorthin unfehlbar alle unsere Sachen einschließlich des Esels abgenommen würden. Im Grunde des Herzens waren wir für diese Mitteilungen sehr dankbar, so wenig sie uns Freude bereiteten; wir wären ja fast unserem Verderben gerade in die Arme gelaufen. Was uns aber am meisten beunruhigte, war die Tatsache, daß die Räuberbanden, die früher den Schauplatz ihrer Tätigkeit am Tengis-Bei und um Utschkurgan aufgeschlagen hatten, diesen nunmehr in das Karakasiktal verlegt haben, wo nach den Berichten der Reiter täglich erfolgreiche Streifzüge auf Karawanen gemacht werden.

Das Merkwürdigste an dem Zwischenfall war aber, daß die Patrouille, die vor den Räubern hatte vermutlich Reißaus nehmen müssen, aus der Entfernung auch uns für Mitglieder dieser edlen Gesellschaft gehalten hatte, als ob wir eben einen guten Fang, einen vollbeladenen Esel, auf einsamem Weg über die Steppe einbrächten. Als Kriegsgefangene waren wir ja nicht zu erkennen, vielmehr trugen wir Sartenkappen und eine sonst nicht definierbare Kleidung, überdies war unser Esel ganz nach der einheimischen Art richtig beladen; wir mußten also begreiflicherweise schwer verdächtig erscheinen.

Der gute Rat, den wir erhielten, war nicht von der Hand zu weisen; wir schwenkten daher links ab zur Hauptkarawanenstraße nach Wuadil. Jetzt erst fiel uns auf, daß die auf dieser Straße einherziehenden Karawanen in sehr großen Zwischenräumen und zu großen Gruppen vereinigt zogen: 10 Arben, 100 Stück Vieh, 20 Reiter und viele Fußgänger, dann wieder auf 1 Kilometer Weglänge überhaupt niemand, offenbar eine Vorsichtsmaßregel der zum Basar Ziehenden, die sich durch den Zusammenschluß zu Gruppen leichter vor Räubern schützen konnten.

Auf der Wuadiler Straße waren wir kaum einige hundert Schritte weitergewandert, als die Schüsse, denen wir bisher keine Bedeutung beigemessen hatten, immer lebhafter wurden; offenkundig spielte sich nicht weit von uns ein neuer räuberischer Überfall ab. Da überlegten wir, ob wir die Fortsetzung unserer Wanderung mit ihren Wagnissen vor uns selbst verantworten könnten. Noch mehr Sorge machten uns die vorzüglichen Schätze, die Mohammed trug

Digitized by Google

und die auch um schweres Geld ganz unersetzlich waren. Unser kurzer Kriegsrat endigte damit, daß wir beschlossen, umzukehren. Viel trug dazu auch das Bewußtsein bei, daß jene herrliche Gebirgsgegend, in der wir so unvergeßliche Tage verbracht hatten, nun auch nicht mehr sicher wäre und jede Freude an der schönen Natur durch das Gefühl der Gefahr und der persönlichen Unsicherheit getrübt würde.

So hatten wir also unsere heutige Tour, die wohl die letzte bleiben wird, abbrechen müssen. Nur Mohammed war freudig bewegt und kaum daß er umgewendet worden war, wußte er schon, wohin es ging, und vor eitel Freude und Vergnügen hatte er es jetzt plötzlich mit dem Heimmarsch so eilig, daß wir ihm wiederholt nachlaufen mußten, nur um seinen Übereifer, heimzukommen, etwas einzudämmen!

In der schönen Tschai-Chana hinter dem Skobelewer Friedhof, wo wir alle Karawanen vorüberziehen sahen, nahmen wir nach unserem kleinen Abenteuer eine tüchtige Stärkung ein; sie bestand aus vorzüglichen einheimischen Broten, grünem Tee und den so erfrischend eisgekühlten Weintrauben, von denen man nicht genug bekommen konnte.

Mit der Unsicherheit in der Steppe schien es in der Tat seine Richtigkeit zu haben, denn kaum daß wir uns in der Tschai-Chana häuslich niedergelassen hatten, kam ein Sarte dahergerannt, vollkommen in Staub gehüllt und außer Atem, dem die Räuber sein ganzes Geld, seine Waren und selbst seine Schuhe abgenommen hatten. So fiel es uns nicht schwer, gute Miene zum bösen Spiel zu machen; nach gründlicher Rast schlenderten wir zum großen Arik. Während wir dort ein prächtiges Bad nahmen, durfte Mohammed sich in einem Kleefeld gütlich tun.

Unsere Kameraden wollten ihren Augen nicht trauen, als sie uns vier gewiegte Alaiwanderer einrücken sahen. Unsere Rückkehr ins Lager und das kleine Abenteuer, das sich beim Herumerzählen durch Ausschmückung immer vergrößerte, wurde schließlich mit dem Witzwort weitergegeben, daß drei von uns, wie jeder berichten konnte, erschlagen wurden, und der brave Vierte die drei Leichen auf Willforts Esel nach Hause geschleift hätte!

*

Ähnlich ist es uns auch einige Wochen später ergangen, als wir die diesjährige Maisernte unseres Gartens im Nachbardorf

Digitized by Google

Schura beim „*tegermantschi*“ (Müller) mahlen lassen wollten. Wir waren kaum eine Viertelstunde über unser Lager hinausgekommen und in die von Büschen eingesäumte breite Straße eingebogen, da sprengte ein fremder Reiter daher und ritt, als er unser ansichtig wurde, mit schußbereitem Gewehr auf uns zu. Ihm folgten noch zwei Bewaffnete zu Fuß. Zum Überlegen war nicht viel Zeit, weitergehen und umkehren war gleich gefährlich. Waren es Räuber, die jetzt diese ganze Gegend unsicher machen, so hätten zwei Schüsse genügt, um sich in den Besitz unserer Vorräte zu setzen. Die Leichen wirft man ins nächste Gebüsch; wem wäre es sonderlich aufgefallen, daß nun zwei Menschen weniger sind? Aus dem Lager sind ja so viele fort, ohne daß man je wieder von ihnen gehört hätte! Wir ließen den Reiter und seine Gesellen herankommen; auch diesmal ging aber die Gefahr vorbei. Die Hungersnot des Vorjahres und die vielen Requisitionen der Russen bei den Einheimischen mögen eben manchen Sarten und Kirgisen zum Räuber und Mörder gemacht haben; vielleicht war es unser größter Schutz, daß wir leicht als Nichtrussen zu erkennen waren.

Die inneren und äußeren Fronten in Turkestan
Der Beginn der großen Bandenbewegung

Die Verhältnisse in unserem Lande standen im engsten Zusammenhange mit den Ereignissen an den Fronten, wo sich die Hauptkämpfe an den beiden nach Turkestan führenden Eisenbahnlinien abspielten: einerseits bei Aschabad, im Südwesten des Landes (dort hat sich die Bucharei auf seiten der Gegner der Bolschewiken geschlagen und nach hier verbreiteten Meldungen stehen die Engländer, die bereits Kutschka in ihre Hände bekommen haben, 120 Kilometer hinter der Aschabadfront), anderseits aber an der Eisenbahn, die von Orenburg nach Taschkent führt. Schon Mitte Dezember des Vorjahres hatten die Kosaken die große Wolgabrücke bei Batraki gesprengt, anfangs Februar 1918 war wohl Orenburg in die Hände der Bolschewiken gekommen; unter Tutof aber hatten die Kosaken Orenburg zurückerobert und den Rotarmisten ungeheure Verluste beigebracht. Ja, man befürchtete sogar ernstlich ihren Vormarsch auf Taschkent und damit im Zusammenhang auch wieder neue Aufstände im Lande. Am 16. April hätte, so hieß es, in Osch eine ungeheure Erhebung der Aufständischen Platz gegriffen, an der sich auch die russischen bürger-

Digitized by Google

lichen Kreise beteiligt haben sollten; infolgedessen wurden von Skobelew eilends Truppen und Geschütze nach Osch geschickt, um Ordnung zu machen. Später kam ein ganz entsetzliches Gerücht zu uns, daß nämlich bei diesen Kämpfen durch die Räuberbanden Chal Chodschas, eines Unterführers von Irgasch Bej, dem Haupt der Bewegung, hundertachtzig österreichische Kriegsgefangene niedergemacht worden wären!

Inzwischen war Turkestan, dessen Autonomiebestrebungen, wie in einem früheren Kapitel berichtet wurde, gescheitert waren, zu einer neuen Republik geworden, die einen Teil der Union der russischen Sowjetrepubliken bildet; Ossipoff, der „Held" von Kokand, dessen Verhaftung wiederholt gemeldet worden war, ist nun zum Kriegsminister für Turkestan ernannt worden!

Hier geht alles darunter und darüber, die öffentliche Sicherheit ist auf Null gesunken, Raub, Mord, Plünderung sind an der Tagesordnung. Bei uns in Skobelew war die Befürchtung, daß eine Gegenrevolution durch die Einheimischen gemeinsam mit den Bürgerlichen gemacht werden könnte, eine besonders starke. Mitte Juli wurde nun plötzlich in größter Eile alles mobilisiert, um Skobelew, als wäre es die Stütze des Bolschewismus in Turkestan, bis auf den letzten Blutstropfen zu verteidigen.

Da wurden die Bolschewiken von einem schweren Schlag getroffen, indem sich Ossipoff, dem sie die ganze Macht anvertraut hatten, zu den Bürgerlichen schlug, so daß sie damit ihren größten Vorkämpfer verloren. Wenige Tage später erschien Ossipoff mit zweihundert seiner Getreuesten, bis an die Zähne bewaffnet, in Skobelew, um hier Ordnung zu machen, einige Mißliebige abzusetzen und seine Leute einzusetzen; niemand wagte, aufzumucken.

Bald hörte man, daß die rote Armee bei Aschabad eine schwere Niederlage erlitten und sogar Merf geräumt hätte (23. Juli), Orenburg wieder in den Händen der tschechischen Legionäre und der Kosaken und damit wieder alle Verbindung mit Europa unterbunden wäre.

Unsere eigene Lage hatte sich, fast wider Erwarten, einigermaßen gebessert, da für Mai und Juni uns nachträglich seitens des österreichischen Staates eine Zuwendung von 100 Rubel im Monat zuteil wurde, die auch fortlaufend bleiben soll, so daß man mit den Bezügen der Russen und mit diesem Betrage wenigstens notdürftig sein kümmerliches Leben bestreiten kann. Auch für

Digitized by Google

unsere Mannschaft kam etwas Hilfe; freilich waren noch im letzten Monat zweihundertachtunddreißig an Unterernährung zugrunde gegangen!

An einen Heimtransport oder an ein Wegfahren ist überhaupt nicht zu denken, da dies gegenwärtig sicherer Selbstmord wäre. Der letzte Ausweg wird doch sein, wenn wir einem Erwerb nachzugehen versuchen.

Die Russen scheinen unser im Falle eines Gegenstoßes nicht sehr sicher zu sein, ja wir erhielten sogar eine neue Art von Bewachung, und zwar durch zwei Dutzend Gymnasiasten! Der Sturm der Entrüstung über diese Demütigung, nunmehr von 16- bis 18jährigen Bürschchen „bewacht" zu werden, legte sich bald, als sich zeigte, daß die Jungen sich als äußerst harmlos entpuppten; sie erklärten uns selbst, daß sie nur die Wahl gehabt hätten, entweder in die rote Armee einzutreten und sofort an die Front nach Orenburg oder Aschabad assentiert zu werden oder freiwillig die Wache zu übernehmen bei militärischer Verpflegung und 300 Rubel Monatsgage. Wenige Tage später wurden ihnen die Gewehre abgenommen, weil diese bei der roten Armee gebraucht wurden, so daß die Burschen jetzt, ein Seitengewehr unter dem Arm, mit einem Klappsessel und ihren Büchern bewaffnet, unter den Bäumen in unserem Lager sitzen und l e r n e n!

Ich selbst pflege mit meinen Freunden wieder den Garten; dabei kann man die praktische einheimische Sommertracht tragen. Das heurige Erträgnis unserer Arbeit hat das vorjährige noch übertroffen, unsere größte Melone wog 11 Pfund, eine Rekordziffer. Die Maisdschungeln gleichen einem Palmenwald und die Flaschenkürbisse umranken noch üppiger als im Vorjahr unsere Kibitka.

Leider muß ich meinen Plan, in Alt-Marghellan den Sohn von Abbas Mullah Chodscha zu unterrichten, aufgeben, denn hier werden mit jedem Tage die Sicherheitsverhältnisse schlechter; dies geht schon so weit, daß sich die wohlhabenden Sarten in der Nähe der Stadt eigene Wachen halten.

An der Aschabader Front hätte es zu Verhandlungen kommen sollen. An der Spitze der von den Bolschewiken entsendeten Deputation stand der Minister für öffentliche Arbeiten in Turkestan, Polteracky. Schon auf ihrem Weg nach Buchara wurde die Gruppe angehalten und entging nur knapp der Arretierung. An die Front gekommen, wurde sie von den Weißgardisten sofort eingekerkert und dann bis auf den letzten Mann niedergemacht. Später haben

Digitized by Google

die Bolschewiken zur Erinnerung an dieses Ereignis Aschabad in Polteracky umbenannt.

Anfang August 1918 hatte sich nun Mahmud Amin Bej (kurz Mandamin genannt), der frühere Polizeipristav von Alt-Marghellan, an die Spitze einer groß angelegten Bewegung der Einheimischen gestellt, die ähnlich wie jene des Irgasch Bej den einzigen Zweck verfolgte, den Sturz der Bolschewiken mit allen Mitteln zu erzwingen und Turkestan zur Selbständigkeit zu verhelfen. Sie nannten sich selbst „*basmatschi*", das heißt Aufständische, während die Russen sie schlechtweg als Räuberbanden bezeichneten.

Die Lage der Bolschewiken wurde noch ganz besonders dadurch erschwert und jene der Aufständischen gekräftigt, daß gerade zu dieser Zeit in den Blättern Nachrichten erschienen, nach welchen die Entente sich mit dem Gedanken trüge, eine neue russische Regierung mit Kerensky an der Spitze und allen Ministern, die seinerzeit aus Rußland geflohen waren, wieder einzusetzen. Der erste Programmpunkt dieser neuen Regierung wäre die Nichtanerkennung des Friedens von Brest-Litowsk und der Wiedereintritt Rußlands in den Krieg gegen die Zentralstaaten.

Die starke Spannung zwischen den Bolschewiken und England kam auch darin zum Ausdruck, daß eine kürzlich über Kaschgar aus Indien eingetroffene englische Kommission (ein Oberst, ein Major, dessen Sekretär und zwei Diener) verhaftet wurde.

Nordostpersien und die Gegend von Aschabad soll von englischen Truppen wimmeln; fast scheint es, als wollte England jetzt Rußland einkreisen, um sich in Turkestan festzusetzen und sich an diesem Lande schadlos zu halten.

Die Aussichtslosigkeit, unter diesen Verhältnissen von hier wegzukommen, hat wieder die Fluchtbegeisterten eine neue Möglichkeit entdecken lassen, sich nach Europa durchzuschlagen, eine ganz abenteuerliche Unternehmung: wenn man vor Aktjubinsk abzweigt und den Embafluß bis zu seiner Einmündung ins Kaspische Meer verfolgt (400 Kilometer zu Fuß oder zu Wagen), dann mit einem Boot nach Astrachan fährt, so könnte man im Bogen südlich der Orenburger Front ausweichen. In der Tat ist wieder eine förmliche „Embapsychose" ausgebrochen. Wir etwas gewiegtere Wanderer in dieser Gegend können nur darüber staunen, daß sich die ganz ungeübten Kameraden, die bisher im Tage kaum mehr als zwei Stunden spazierengegangen sind, einen Marsch von 400 Kilometer so einfach vorstellen, ganz abgesehen von den Verpflegs-

Digitized by Google

vorsorgen und den Kosten. Daß für mich ein solches Abenteuer nicht in Frage kommt, dafür ist mir ein schwerer Malariaanfall (seit drei Jahren der zweite) ein neuer Wink des Schicksals.

Ossipoff ist mit seiner Expedition nach Aschabad, wie man hört, in schwere Bedrängnis geraten, seitdem die Engländer von Meschhed in Persien mit größeren Truppenabteilungen gegen die russische Grenze vorgehen. Der Zweck der Unternehmung Ossipoffs wird immer mehr mit einem Schleier der Ungewißheit umgeben: man hörte Anfang September, er sei vollständig umzingelt, nach anderen Meldungen sei er mit seinen Truppen geflohen und habe die Amu-Daria-Brücke bei Dschardschui gesprengt, um den Vormarsch zu hindern. Auch wird behauptet, daß er mit den Engländern, die in Nordostpersien 500 Autos bereitstehen haben sollen, verhandle. Eine Woche später wurde bekannt, daß die Bolschewiken, die früher 8 Kilometer über Aschabad hinaus ihre Positionen hatten, nunmehr auf 124 Kilometer östlich von Aschabad zurückgegangen und daß in Merf neue Verhandlungen im Gange wären; von Ossipoff hörte man nichts mehr. Auch Kiachta wurde bereits von den Bolschewiken aufgegeben — „weil die Gegner über Schnellfeuergeschütze und 14 Maschingewehre verfügen" —, was die Vermutung nahelegt, daß dort tatsächlich englische oder indische Truppen eingesetzt worden sind. Dazu kam noch die Nachricht, daß das Chanat Chiwa sich in aller Form den Weißgardisten angeschlossen hätte.

Zwei andere wichtige Nachrichten kamen in diesen bewegten Tagen, die eine, daß die Linie über Orenburg wieder frei wäre und hinter Orenburg und vor Astrachan schwere Kämpfe der tschechischen Legionäre um den Besitz von Orenburg tobten. Die andere Meldung besagte, daß der frühere Zar Nikolaus II. in einem Streit erschlagen wurde. Das war die lakonische Nachricht über das Ende eines Herrschers, vor dem seinerzeit Millionen Menschen gezittert hatten! —

11. September 1918. Heute ist hier mit einem Sonderzug und unter großem militärischem Gepränge der Genosse Kolessoff, früher Uhrmacher in Taschkent, 28 Jahre alt, jetzt Ministerpräsident von Turkestan, angekommen, um eine Truppenschau abzuhalten. Kennzeichnend für die heutigen Verhältnisse sind seine unmittelbaren Beschützer: vier Rotgardisten, nämlich ein Wiener, ein Steirer, ein Ungar (alle drei frühere Kriegsgefangene) und ein russischer Kosak. Man bringt seinen Besuch mit der Frage in Zusammenhang,

Digitized by Google

wie sich die Bolschewiken zu einer ernstlichen englischen Invasion stellen würden. Kämpfe gegen englische Truppen sind ja bedeutend schwieriger als bewaffnete Raids auf einheimische Banden! In Turkestan hat übrigens auch ein zweiter Mann eine glänzende Karriere gemacht: seitdem Ossipoff dieses Amt nicht mehr führt, ist ein Rotarmist ohne Chargengrad Kriegsminister für Turkestan!

20. September 1918. Bei einer völlig unerwarteten Razzia haben heute die Russen die zwei großen Branntweinerzeugungsstätten in unserem Lager ausgehoben, die Vorräte teils mitgenommen, teils vernichtet und alle Apparate weggeführt. Sie werden jetzt sicher die Sache selbst in die Hand nehmen und heimlich Schnaps brennen müssen, waren doch bisher fast alle hiesigen Sowjets die besten Abnehmer für die Erzeugnisse unserer „Industriellen"; unsere Kameraden konnten kaum genug erzeugen, so groß war die Nachfrage! Eine der nicht entdeckten Anlagen kaufte dann unser früherer russischer Kommandant, der darum wußte, für seinen eigenen Hausbedarf!

Irgasch Bej, der gefürchtete Räuberanführer, dem die Russen voriges Jahr nichts anhaben konnten, macht wieder von sich reden. Er hat 1000 Mann um sich gesammelt und offen den Bolschewiken den Krieg erklärt. Seine Horde treibt sich zwischen Andischan und Osch herum. Ein Teil seiner Vortruppen lagert vor Alt-Marghellan. Abends war der erste Überfall auf Gortschakow; darob entstand maßlose Aufregung in der Stadt. Ganz Skobelew wurde von Patrouillen umstellt, man erwartete für die Nacht einen Angriff Irgasch Bejs auf die Stadt, der jedoch ausblieb.

Die Sarten, die wir gesprochen hatten, nannten phantastische Ziffern über die Zahl der Anhänger Irgasch Bejs und Mandamin Bejs. Der erstere soll 24.000 Anhänger zählen und vom Emir von Buchara zehn Geschütze erhalten haben, seine Haupttruppe stehe bei Kokand, Mandamin Bej dagegen soll über 10.000 Mann verfügen und eine dritte Gruppe bei Utschkurgan über 9000, die jederzeit bereit wäre, loszuschlagen. In unserem Lager herrscht zu große Sicherheit vor den Räubern, als daß solche Nachrichten uns sonderlich berühren könnten!

Kennzeichnend für die russischen Verhältnisse ist, daß die Russen daran denken, die Kisilkiahbahn, die heute noch Schmalspur hat, normalspurig auszubauen, um die so wichtigen Kohlen ohne Umladen verfrachten zu können; da aber Schienen gegenwärtig nicht aufzutreiben sind, soll die Eisenbahn von Dschellal-

Digitized by Google

abad nach Andischan abgetragen werden, um die Schienen zu liefern! Vorerst hatten sich die Russen die Sache noch viel einfacher vorgestellt und auf die Frage, woher die Schienen kommen würden, gemeint: „Die Bahn von hier bis Orenburg ist doch fast 2000 Kilometer lang, da werden sich doch irgendwo lumpige 38 Kilometer Schienen finden lassen!"

Der Umsturz in der Welt und in unserem Lager

Der Oktober und November 1918 war für uns Kriegsgefangene eine schwere und bittere Zeit; die Nachrichten über den furchtbaren Zusammenbruch in unserer Heimat trafen uns wie ein Schlag aus heiterem Himmel und riefen eine noch nie dagewesene Hoffnungslosigkeit hervor.

Fast gleichzeitig mit diesen Unheilsbotschaften hatte eine Verfügung der Bolschewiken unsere Lage entscheidend beeinflußt, indem sie alle Angelegenheiten der Kriegsgefangenen in die Hände der neugegründeten „Kommunistischen Partei ausländischer Arbeiter und Bauern" legten; in ihr waren alle jene unserer Mannschaftspersonen, die in der roten Armee dienten und sich zu den bolschewistischen Ideen bekannt hatten; damit wurde unser Offizierslager dem Terror unserer eigenen Leute preisgegeben! Für uns begann eine wahrlich nicht beneidenswerte neue Zeit. Das frühere österreichische Lagerkommando wurde von der Kommunistischen Partei abgesetzt, ein neues, gewähltes hatte an seine Stelle zu treten. Das k. k. Dienstreglement, das auch bisher in der Gefangenschaft gegolten hatte, hörte zu bestehen auf.

Hier im Auszuge die Aufzeichnungen dieser bewegten Tage:

11. Oktober 1918. Das war heute ein schwarzer Tag in unserem Kalender der Kriegsgefangenschaft, der traurigste, seitdem wir unsere Heimat verlassen haben! Der Tag, der uns den Beginn der Katastrophe brachte, die wohl zum Frieden führen wird, aber zu welchem! Wie eine Lawine waren heute die Hiobsbotschaften der Reihe nach auf uns niedergestürzt, wobei jede neue die vorhergehende noch vergrößerte. Umsonst waren alle die furchtbaren Opfer gewesen, umsonst hatte das Kriegsglück den Zentralmächten so lange gelächelt, nunmehr ist alles verloren. Wir zittern vor jeder neuen Extraausgabe! Friede, Friede! Ja, so beginnen sie alle, aber immer größer wird das Unglück, das uns mit unseren Verbündeten getroffen hat. Und unsere große Sehnsucht nach der Heimat hat

Digitized by Google

einen schweren Schlag erlitten; was für entsetzliche Verhältnisse werden uns dort erwarten, wenn wir sie je wiedersehen?

*

14. Oktober 1918. Die Hiobsbotschaften wollen kein Ende nehmen: In Österreich und Deutschland die Kaiser entthront und geflohen, die Revolution in vollem Gange! Was werden wir noch alles hören müssen, bis das Maß des Unglücks voll ist? Niederschmetternd sind die Nachrichten über den Preis, um welchen der Friede zustande kommen soll; es ist kein Zweifel mehr darüber, daß die Sache der Zentralstaaten vollständig verloren ist.

*

16. Oktober 1918. Hier war heute ein wilder Tag. Die Banden Mandamins haben einen Überfall auf Marghellan gemacht, ohne daß es den Russen gelungen wäre, sie daran zu hindern. Die Bolschewiken drohten hierauf, wenn die Sarten nicht innerhalb weniger Stunden Madamin und seine Unterführer ausliefern würden, die Stadt mit Kanonen zu beschießen und in Brand zu stecken. Das Ultimatum lief ab, aber die Russen wagten nicht, auch nur einen Schuß abzugeben oder ein Gehöft in Brand zu stecken; Mandamin hätte dies sicher mit einem Überfall auf Skobelew beantwortet.

*

Im Mannschaftslager fanden heute große Agitationsreden von Rotgardisten aus Taschkent statt, wobei unsere eigenen Kriegsgefangenen, die auch nunmehr den Umsturz in Österreich ausnützen, eifrig Propaganda für den Eintritt in die rote Armee machen. Tatsächlich ist es ihnen auch gelungen, dreißig unserer Leute für die russische Legion zu gewinnen. Wir haben kein Mittel, sie davon abzuhalten; die in der roten Armee gebotene Verpflegung und Löhnung ist bei dem Hungerdasein, das unsere Mannschaft führen muß, eine Verlockung, der sie schwer widerstehen kann.

*

27. Oktober 1918. Schon vor einigen Tagen war die Nachricht eingetroffen, daß die roten Truppen an der Aschabader Front eine vollständige Niederlage erlitten haben und vom letzten Angriff nur fünfzig lebend zurückgekommen sind. Heute hat hier eine große Trauerfeier für die Opfer der Kämpfe der Aschabader

Digitized by Google

Schlacht stattgefunden, an der sich die ganze Stadt beteiligte. Nachmittags gab es plötzlich neue Aufregung. Die Räuber waren unerwartet wieder in Marghellan eingebrochen, und wie von Furien gepeitscht stürzten hier in Skobelew aus allen Häusern und Basarbuden die Milizsoldaten und Rotgardisten, die sich's eben nach der Parade gütlich taten, heraus, um in wilder Jagd auf Wagen nach Marghellan zu rasen. Bis abends war nicht zu erfahren, wohin das Waffenglück sich neigte.

*

29. Oktober 1918. Wieder ein kritischer Tag mit lebhaften Feuerkämpfen zwischen den Banden von Mandamin und den russischen Truppen, bei welchen sogar Kanonen in Verwendung kamen. Vorläufig gelang es noch, die Banden von Skobelew zurückzuhalten. Gegen Irgasch Bej mußten neuerlich Truppen abgeschickt werden. Seine Banden haben Magazingewehre, während die Russen hier vorwiegend Einzelladergewehre haben. Jeden Augenblick wird der Überfall auf Skobelew erwartet, das in Alarmbereitschaft liegt.

*

2. November 1918. In diesen Tagen, da die Möglichkeit, nach Hause zu kommen, immer mehr schwindet, bleibt wohl nichts übrig, als alle seine trüben Gedanken in Arbeit zu ersticken. Ich habe mit einigen Freunden eine neue übernommen, die in ihrer Eigenart festgehalten zu werden verdient. Die Unmöglichkeit, hier Kleingeld aufzutreiben, hat unser Lager veranlaßt, ein eigenes, in fünf Werten und fünf Farben erscheinendes L a g e r g e l d herauszugeben, das bei unserer Lagergeldkasse gegen Hinterlegung von Turkestaner Geld eingewechselt werden kann. Die sechstausend Noten zu zehn, fünf, drei, einem und einem halben Rubel zu unterfertigen war keine Kleinigkeit; aber der heutige erste Tag dieses Betriebes war ein voller Erfolg. Wir haben bereits 15.300 Rubel ausgegeben. Selbst bei den Einheimischen, die uns irgendwelche Waren liefern, findet das „österreichische Geld" lebhaften Beifall. Bei der Broteinzahlung hat es sich aufs beste bewährt, in kaum zwei Stunden konnten gegen 300 Kunden befriedigt werden.

*

7. November 1918. Wieder ein Jahr vorüber, ich bin heute 39 Jahre alt geworden! Wie trostlos ist nunmehr die Aussicht für

Digitized by Google

die Zukunft! Wie weit wir hier unsere Lebenshaltung herabgesetzt haben, kommt uns erst zum Bewußtsein, wenn wir an frühere Zeiten zurückdenken. Die einzige Ablenkung ist Lernen und Arbeiten, bis man abends müde auf seinen Strohsack fällt. Bettzeug habe ich schon längst keines mehr, als Kopfkissen dient mir der zusammengerollte Wattenmantel aus der Nansen-Hilfe, die selbstgemachte Wattendecke bildet den Rest meines primitiven Lagers. Nun wird ja auch bald Österreich kein Geld mehr für seine Kriegsgefangenen haben; eines schönen Tages werden wir vor dem Nichts stehen, wenn wir uns nicht unser Brot selbst verdienen. Wie ungeheuer armselig kommt mir in all diesem Unglück die Sucht unseres Rangältesten Glaser vor, uns immer mit neuen Reservatbefehlen zu beglücken, nach welchen wir keine Arbeit annehmen sollen!

*

9. November 1918. Nicht genug an den katastrophalen Nachrichten aus der Heimat, die maßlose Bestürzung bei uns hervorgerufen haben, es geht jetzt uns selbst hier buchstäblich an den Kragen: das von unseren Kriegsgefangenen in Taschkent gebildete „Kommunistische Komitee der ausländischen Arbeiter und Bauern" hat von den Russen alle Macht über die Kriegsgefangenen erhalten. Seine erste Verfügung war, daß uns Offizieren sämtliche Freiheiten genommen und wir als gefährliche Gegenrevolutionäre wieder ganz in die frühere Lage als Gefangene zurückversetzt wurden; Lagerwachen sind wieder eingeführt; unter dem Vorwande der Gleichstellung von Offizier und Mann soll uns die gesamte Arbeitsmannschaft entzogen werden, ja in Taschkent sind den Kameraden auf offener Straße die Distinktionen, deren Tragen bisher nie verboten war, heruntergerissen worden. Ein Stein besonderen Anstoßes für das hiesige kommunistische Komitee ist das österreichische Kommandoverhältnis in unserem Lager, dem sie den geringen Erfolg ihrer Werbung für die rote Armee zuschreiben. Über kurz oder lang werden wir doch gezwungen sein, uns unser Brot selbst zu verdienen. Ich selbst finde mich ja leicht in alle Lebenslagen, und wenn es sein muß, werde ich mich hier als Erdarbeiter, Bahnarbeiter oder Maurer ebenso sicher am Leben erhalten können wie als Ingenieur oder Professor. Das Tagesgespräch im Lager ist die Tatsache, daß einer unter uns als erster der Kommunistischen Partei beigetreten und dort die Sekretärstelle übernommen hat.

*

Digitized by Google

12. November 1918. Unter uns ist bereits der Plan aufgetaucht, eine andere Art der Organisation des Lagers einzuleiten, und zwar in Form einer gewählten Vertretung, die sich ausschließlich mit den wirtschaftlichen Fragen des Lagers befassen soll, ohne eine politische Einstellung einzunehmen, da wir ja hier als Kriegsgefangene Ausländer sind. Durch unseren Mittelsmann bei der Kommunistischen Partei erhielten wir wahrhaft katastrophale Enthüllungen, welchen Terror wir als frühere Offiziere zu gewärtigen haben, einen Terror, der auch nicht davor zurückschrecken wird, uns zu vernichten oder zugrunde gehen zu lassen, falls wir uns nicht als politische Parteigänger des hiesigen Regimes bekennen. Die Kommunistische Partei hat jetzt alle Macht über uns, von ihr müssen wir nunmehr die Lebensmittel erbetteln! Kapitän Brun in Taschkent ist seines Amtes enthoben worden, wir haben auch vom nächsten Monat an keinerlei Bezüge zu gewärtigen. Was aber noch viel ärger ist: sämtliche Arbeitsmöglichkeiten werden sozialisiert und auch diese sind daher nur beim Komitee erhältlich. Wer sich zu den Ideen oder zur Partei nicht bekennt, kann auch keine Arbeit erhalten! Um diesen Preis also müssen wir uns das Leben erkaufen, falls wir nicht selbst uns Arbeit beschaffen können!

*

14. November 1918. Unsere engere Gruppe von Dschisaker Kameraden hat sich schon zu einer Bahnarbeiterpartie zusammengeschlossen: Zillbauer und Fritz Singer wollen bei der Bauleitung für die Verbindungsbahn der Kisilkiahstrecke zur Hauptstrecke versuchen, ein Baulos der Erdarbeiten zu übernehmen, und wenn es gelingt, rücken wir schon nächste Woche mit Krampen und Schaufel aus, um in unserem selbstgesuchten „Kleinklondyke", mitten in den Auen des Marghellansai, uns selbständig zu machen.

Wir haben unseren Vorschlag eines Wirtschaftsausschusses Glaser mitgeteilt, der aber erklärte, nur der Gewalt zu weichen. Vormittag langte ein Telegramm aus Taschkent ein, daß nunmehr die dänische und schwedische Mission nicht mehr den Schutz über die Kriegsgefangenen habe, alle ihre Agenden vielmehr einzig und allein durch die neue „Kommunistische Partei der ausländischen Arbeiter und Bauern" zu gehen hätten. Die größte Bestürzung lösten diese Nachrichten unter den Berufsoffizieren aus, aber bei den Tüchtigen unter ihnen — zu ihrer Ehre sei es gesagt — fand

Digitized by Google

auch hier sofort der Gedanke Eingang, daß Arbeit keine Schande und nunmehr die einzige Möglichkeit sei, sich hier zu erhalten.

*

18. November 1918. Die Kommunistische Partei hat deswegen alle Vollmachten erhalten, weil sie als Gegenleistung die Verpflichtung übernommen hat, die Kriegsgefangenen politisch zu organisieren und für den Militärdienst in der roten Armee zu gewinnen.

Nachmittag war ich mit Zillbauer wegen unserer Anstellung als Bahnarbeiter beim russischen Ingenieur Schiroki. Im Vorzimmer mußten wir fast eine Stunde warten, bis wir vorgelassen wurden, und unwillkürlich fiel mir in dieser Wartezeit so manches ein, was mir bisher meine Lebensstellung Schönes gebracht hatte. Wie oft war ich in meiner Heimat bei den regierenden Ministern, bei den Spitzen unserer Behörden, dann bei den Bürgermeistern der großen Städte Europas gewesen, immer war ich dort in wichtigen Missionen oder als Vertreter anderer Interessen, ... heute wartete ich hier, um für mich und meine Kameraden als einfacher Erdarbeiter Anstellung und Unterkommen zu erbitten! Schiroki empfing uns sehr höflich; wir besprachen alle Einzelheiten für die Arbeitsdurchführung; seine eindringliche Frage, ob wir wirklich als einfache Arbeiter gehen wollten, haben wir entschlossen bejaht. Dies überraschte entschieden Schiroki, nicht minder seine gerade im Zimmer anwesende Gemahlin, die in Samt und Pelzwerk gekleidet lässig in einem Klubsessel, eine Zigarette rauchend, saß. Sie verstand ebenso wie ihr Mann deutsch, und unsere Erklärung, daß wir hier arbeiten wollen, um nicht zu verhungern, weil wir unser Leben auch den Unsrigen daheim schuldig sind, verfehlte nicht ihren Eindruck. Ein freundschaftlicher Händedruck mit dem Russen, eine stumme Verbeugung vor der Dame im Pelzwerk und Schleier, dann gingen die zwei Erdarbeiter, ehemals österreichische Offiziere, hinaus.....

Der späte Abend brachte als Sensation die offizielle Verlautbarung der Kommunistischen Partei, daß ein neues Lagerkomitee auf demokratischer Basis zu wählen sei, wobei sämtliche Lagerbewohner, Offiziere und Mannschaftspersonen, das gleiche Wahlrecht besäßen.

*

19. November 1918. Heute also hat die Wahl des neuen Lagerkomitees stattgefunden. Die zehn Mandate fielen auf die folgenden

Digitized by Google

Kameraden: Dr. Banoczi, Dr. Faludi, Herrdegen, Kosch, Mack, Dr. Noll, Dr. Ornstein, Szepessi, Zillbauer und mich. Zum Präses wurde ich gewählt, Dr. Faludi zu meinem Stellvertreter, Kosch zum Schriftführer und Dr. Ornstein zu seinem Stellvertreter. Zillbauer übernahm die gesamten Fragen der Lebensmittelbeschaffung.

Wenn es mir nunmehr beschieden ist, an der Spitze dieses verantwortungsvollen Komitees zum Wohl unseres Lagers zu arbeiten, so habe ich an meiner Seite erprobte und verläßliche Freunde, die mir helfen und mich auch in der größten Gefahr nicht verlassen werden. Daß uns keine rosige Arbeit blüht, dessen sind wir uns voll bewußt. Anderseits aber glauben und hoffen wir, durch Besonnenheit über alle Gefahren hinwegkommen zu können.

*

27. November 1918. Das Räuberunwesen wird mit jedem Tage ärger, aber auch die zu ihrer Bekämpfung neu einlangenden Truppen sind eine recht unfreundliche Gesellschaft. Von der Orenburger Front sind heute 400 Rotgardisten mit der Bestimmung in Skobelew eingetroffen, mit den Räuberbanden von Irgasch Bej und Mandamin Bej endgültig aufzuräumen. Sie suchten sich im Mannschaftslager die beste Baracke aus, warfen dort unsere Kriegsgefangenen hinaus, plünderten ihren armseligen Besitz an brauchbarer Wäsche, Tabak und Zigaretten und ergriffen von ihren Räumen Besitz.

*

29. November 1918. Die Vorarbeiten für die mit 1. Dezember zu übernehmenden Lagergeschäfte nehmen uns vollkommen in Anspruch. Leider stoßen wir bei Glaser auf schwersten Widerstand. Mack hat ihm heute das Schriftstück überbracht, nach welchem die Lageragenden dem neuen Komitee zu übergeben sind und weiters zu verlautbaren ist, daß unsere Bezüge eingestellt und wir in die Mannschaftsverpflegung übernommen werden!

*

1. Dezember 1918. Winter war wieder eingebrochen. Der erste Tag unserer Regierung war strahlend schön. Die Verpflegung hat geklappt, ebenso die Brotversorgung und die Heißwasserausgabe; auch alle anderen Einrichtungen blieben aufrecht, so daß der Lagerbetrieb wie bisher klaglos vor sich ging.

*

Digitized by Google

3. Dezember 1918. Die Kommunistische Partei hatte uns gestern eine Mitteilung gesendet, nach welcher hier in Skobelew eine Art Gendarmerie errichtet werden soll („Expeditionsotriat"), die nicht zur Verwendung an den Fronten, sondern ausschließlich als Schutz gegen das Räuberunwesen bestimmt sei. Hiefür wurde ein Kommandant gesucht, ebenso waren einige Unterkommandostellen zu besetzen. Diese Neugründung fand lebhafteste Aufmerksamkeit, und bald wurde bekannt, daß sich eine Anzahl Kameraden unseres Lagers dafür interessiere, ja sogar, daß Zank den Kommandoposten so gut wie sicher habe. Der Anschlag dieser Ausschreibung bildete die erste Differenz mit Glaser, der mir mit Kriegsgericht in der Heimat drohte, weil ich dem Auftrage zur Veröffentlichung nachgekommen wäre. Er stellte sogar das Ansinnen, daß das neue Komitee alle Anschläge zuerst ihm zu unterbreiten hätte. Wir wiesen Glaser auf die große Gefahr dieser seiner Einstellung hin. Jetzt wären einzig wir als das gewählte Komitee für Wohl und Wehe unserer 300 Kameraden verantwortlich, wir müßten vollkommen freie Hand haben und würden in der Heimat für unsere Handlungen voll einstehen!

*

5. Dezember 1918. Wieder fielen die Nachrichten wie Donnerschläge auf uns herab, und wer es noch nicht glauben wollte, dem nahmen die heutigen Berichte aus der Heimat den letzten Hoffnungsschimmer. Erst heute erfuhren wir die schmählichen Friedensbedingungen, die Deutschland und wir eingehen mußten, in ihrer ganzen Tragweite. — Die Bolschewiken haben jetzt wohl leichtes Spiel, die Unsrigen auf ihre Seite zu bringen!

*

10. Dezember 1918. Nach Arbeit ist eine förmliche Jagd ausgebrochen; vielen unserer Kameraden ist es auch bereits gelungen, Beschäftigungen zu finden. Musikunterricht in einem neugegründeten Konservatorium geben Kaiser, Kalusay, Dr. Frey; Privatstunden in allen Sprachen geben zwei Dutzend von uns, viele haben auch gut bezahlte Beamtenposten gefunden, die Privatstunden werden vielfach in Naturalien bezahlt. Origineller sind andere Betätigungen: Öfen ausbessern, Marillenkerne aufklopfen, mit einer gemeinsam gekauften Zugsäge Bäume fällen, herstellen von Saiten aus Schafdärmen, von Papiersäcken für die Geschäfte in der Stadt,

Digitized by Google

Klavierspielen im Kino, Beistellen von Musik bei festlichen Familienangelegenheiten; all das sind Erwerbsquellen, die von den Findigeren schon längst aufgegriffen worden waren. Die größte Anziehungskraft hat allerdings das Bergwerk Kisilkiah mit seinen horrenden Löhnen. Noch immer aber sind 200 Intelligenzler hier in dieser kleinen Provinzstadt ohne Arbeit, und es wird ein gutes Stück Mühe kosten, diese für sie zu finden.

*

12. Dezember 1918. Nachmittags wurden wir zu einer hochnotpeinlichen Besprechung zum kommunistischen Komitee gerufen (Faludi, Ornstein und ich), bei welcher die Kommunisten sich in den wildesten Flüchen gegen die ehemaligen Offiziere ergingen, die jetzt für sie willkommene Prügelknaben sind. Immer wieder wurde uns die Affäre Waitzendorfer vorgeworfen! Heute aber wurde die Lage recht kritisch, da im Komitee bekanntgeworden war, daß Glaser noch immer glaube, allein in unserem Lager die Kommandogewalt zu besitzen. Die Kommunisten erklärten rundweg, wenn es nicht anders gehe, müsse dieses frühere Regime mit Waffengewalt aufgehoben und Glaser auf die Festung gebracht werden.

*

13. Dezember 1918. Was unvermeidlich war, hat kommen müssen: Alle unsere Bemühungen, Glaser vor einer schmählichen Absetzung zu bewahren, scheiterten an seiner vollständigen Halsstarrigkeit. So wurde denn heute in aller Form und mit Waffengewalt Glaser des Amtes enthoben und die Adjutantur aufgelöst. Gleich nach dem Mittagessen begann der Wirbel. Wir Komiteemitglieder wurden herausgeholt, alle Ausgänge des Lagers mit bewaffneten Rotgardisten, ehemaligen Leuten von uns, besetzt. Boros kam mit einer weiteren Abteilung Rotgardisten und mit dem Auftrage, die Adjutantur aufzuheben. Farago, ein junger Kommissär, ein Ungar, überreichte mir eine Liste von 43 unserer Kameraden, die ich sofort zur Entgegennahme eines Befehles zu versammeln hatte. Die Liste enthielt fast ausschließlich Namen von aktiven Offizieren. Es kostete ungeheure Mühe, die Kameraden zu bewegen, sich einzufinden. Die Rotgardisten wurden immer ungeduldiger, sie scheuten sich auch nicht, hier in den wildesten Ausdrücken über uns zu fluchen, und wir konnten recht unfreundliche Bemerkungen hören. Einer der berüchtigtesten Kerle meinte: „Wozu

Digitized by Google

soll man erst den auf der schwarzen Liste Stehenden etwas vorlesen? Man stelle sie einfach an die Mauer und wir haben die Geschichte gleich erledigt." So vergingen bange Minuten; Boros und Farago bedeuteten uns, daß sie für nichts mehr einstünden, was jetzt geschähe, wenn die Verlangten und Glaser nicht sofort erschienen! Ich bat und beschwor Glaser, im Interesse aller Kameraden jetzt keinen Widerstand zu leisten; schließlich siegte doch die bessere Einsicht, und dieselben Rotgardisten, die wieder riefen: „Wozu wird da beraten, wir holen den Glaser selbst heraus und stellen ihn an die Mauer", verstummten plötzlich, als Glaser mit seinen schneeweißen Haaren erschien.

Den Versammelten wurden die neuen Bestimmungen sehr deutlich vorgelesen, dann wurde die Adjutantur durch eine Patrouille mit aufgepflanztem Seitengewehr ausgeräumt und alle Akten, die dort waren, wurden mitgenommen. Um 6 Uhr war das unwürdige Schauspiel zu Ende. Es gehören tatsächlich gute Nerven dazu, hier jetzt durchzuhalten. ——

*

14. Dezember 1918. Wir sind wieder vollständig eingesperrt, selbst die Ausfertigung der Erlaubnisscheine für diejenigen unter uns, die in der Stadt einem Berufe oder Erwerbe nachgehen, stößt auf die größten Schwierigkeiten. Eine neue Demütigung besteht darin, daß unsere Wachen ausschließlich aus früheren Kriegsgefangenen bestehen; ihr Kommandant Mikora ist ein junger ungarischer Kommunist. Aus Taschkent kam der Auftrag, daß alle gesunden Kriegsgefangenen sich auf der Arbeitsbörse einzutragen hätten; ihre Lagerverpflegung wird demnächst eingestellt, nur die Invaliden sollen von der sozialen Fürsorge übernommen werden.

*

15. Dezember 1918. Die Verhandlungen wegen der Arbeiten beim Bahnbau zerschlugen sich. Jetzt will ich versuchen, in der Stadt eine Art Tee- und Kaffeehaus zu errichten; um jeden Preis muß jetzt eine Erwerbsquelle gefunden werden! Wir wollen uns nicht unterkriegen lassen und selbst einen Erwerb finden, weil die Weigerung, eine zugewiesene Arbeit anzunehmen, als Konterrevolution behandelt wird. Noch viel mehr Sorge machen unserem neuen Komitee die langwierigen Verhandlungen über die geplante vollkommene Liquidierung der Lager. Nach fünfstündigen Beratungen war es wohl

Digitized by Google

völlig klargeworden, daß der ganze Zweck dieser Liquidierung darin bestand, die Kriegsgefangenen als billige Arbeitskräfte den Russen in die Hände zu spielen, damit diese für unsere Verpflegung nicht mehr aufzukommen brauchen; das war die Absicht der hiesigen österreichischen und ungarischen Kommunisten.

*

21. Dezember 1918. Die Sucht nach Arbeit herrscht nicht in unserer Gruppe allein. Jeder entdeckt neue Fähigkeiten in sich und bemüht sich, sie in Geld umzusetzen. Die Kameraden melden sich als Lokomotivführer, Maurer, Tischler, Chauffeure oder Zimmerleute; alle Arten Sprachen werden zu lehren versucht. Unser Teehausprojekt haben wir sogar schon offiziell eingereicht.

*

22. Dezember 1918. Die von der hiesigen Kommunistischen Partei der Ausländer einberufene allgemeine Versammlung der Kriegsgefangenen, der wir mit großer Spannung entgegengesehen hatten, nahm eine selbst für die Kommunisten unerwartete Wendung. Alles, was die Kommunisten dort verlautbarten, alle ihre politischen Programme, wurden teilnahmslos hingenommen. Sobald aber davon die Rede war, nach Hause zu fahren und endlich der Kriegsgefangenschaft ein Ende zu machen, durchdröhnte donnernder Beifall und lautes Hurra den vollgesteckten Saal der Sobranje!

Aus dem Berichte Einhorns über die Parteikonferenz in Taschkent war klipp und klar zu ersehen, daß jedes Mitglied der Kommunistischen Partei überall mit der Waffe in der Hand den Gedanken der Sowjetregierung zu verbreiten, zu stützen und zu sichern habe. Das war ein Programm, das für die nach Hause drängenden Kriegsgefangenen wohl nicht populär genug war. Die Versammelten verhielten sich ganz passiv. Als aber ein einfacher ungarischer Bauer aufstand und in treuherzigen Worten ausführte: „Was kümmert uns Kriegsgefangene hier eure Politik, für uns gibt es nur einen Wunsch, nach Hause zu kommen!", da erdröhnte wieder das Haus von Beifall. Auch Faludi und ich errangen mit ähnlichen Reden lauten Beifall; wir wiesen immer darauf hin, daß wir als Ausländer hier mit Politik nichts zu tun hätten. Plötzlich wurde der Vorschlag gemacht, ein engeres Komitee aus allen Kriegsgefangenengruppen zu wählen, das sich einzig und allein mit den Vorbereitungen für den ehebaldigsten Abtransport in die

Digitized by Google

Heimat zu befassen hätte. Die Kommunisten waren klug genug, sich diesem allgemeinen Wunsche nicht zu widersetzen.

*

23. Dezember 1918. Wie rasch waren unsere schönen Träume, daß nunmehr doch ernstlich an dem Problem unseres Heimtransports gearbeitet werden könne, zunichte geworden! Die Leitung unseres Lagerkomitees wurde nachmittags neuerlich zur Kommunistischen Partei berufen, wo — wie wir bald sahen — dieser Plan mit allen Mitteln hintertrieben werden sollte. Alle erdenklichen Schwierigkeiten wurden vorgebracht, selbstredend nahm man wieder Gelegenheit, über unser Lager loszuziehen und uns vorzuwerfen, daß wir die Mannschaft verhungern ließen; auch sehr böse Dinge, die sich in Taschkent zugetragen haben sollen, wurden uns ins Gesicht geschleudert, und immer wieder hörten wir: „Wer nicht mit uns ist, der ist unser Feind, und heute gibt es nur mehr die Diktatur des Proletariats." Die Devise war klar verständlich: Terror bis zum äußersten gegen Bourgeoisie und gegen Offiziere. Litwinowitsch, gegenwärtig Präses der Kommunistischen Partei, hielt eine haßerfüllte Brandrede, nach der sogar einer der ungarischen Kommunisten sich für uns einsetzte. Ulitschni und Draßl hielten sich nicht zurück, offen zu erklären, daß sie kein Mittel unversucht lassen würden, „die anderen" zu vernichten, und wenn man sie alle an die Wand stellen müßte!

Die Kommunisten wollen eben nicht zulassen, daß für die Heimfahrt gearbeitet wird! Das Niederdrückendste für uns ist aber, daß diejenigen, die uns darin hindern, nicht die Russen, sondern unsere eigenen Leute sind! Jetzt dürfen wir jedoch keinen Augenblick die Fassung und die Geistesgegenwart verlieren; hier gilt es einen Kampf, in dem unsere einzige wirksame Waffe die geistige Überlegenheit ist.

*

24. Dezember 1918. Weihnachtsabend! In welcher Verfassung bin ich heute gewesen! Vier Jahre gefangen! Vor einem Jahre noch voller Hoffnung, aber heuer? Länger als ein ganzes Jahr ohne jede Nachricht aus der Heimat, jeden Tag und jede Stunde in Gefahr, als Konterrevolutionär ohne jedes Verfahren oder Gericht verurteilt zu werden — das sind meine Weihnachten gewesen! Nicht einmal meine Gedanken konnte ich zusammenhalten, sie

Digitized by Google

irren ruhelos umher, weil ich ja auch nicht die geringste Ahnung habe, was bei den Unsrigen zu Hause vorgeht. Jetzt, wo so viel Verantwortung auf meinen und den Schultern der engeren Kameraden vom Lagerkomitee lastet, fühle ich erst, daß wohl die meisten Kameraden im Lager mich und meine Tätigkeit hier anerkennen, daß aber nur ein ganz kleiner Kreis um mich mir in wirklicher, ehrlicher Freundschaft zugetan ist!

*

27. Dezember 1918. Für Arbeit und Sorge ist jetzt gründlich gesorgt. Im Lager selbst ist als böser Gast furchtbare Kälte eingezogen, wir haben 16, ja 20° unter Null, können keine Kohlen mehr fassen, so daß wir in den Zimmern über ein paar Grade Wärme nicht hinaufkommen. Ganz unerwartete Dinge brachte der Abend als Ergebnis einer langwierigen Besprechung bei der Kommunistischen Partei wegen der Überführung des Lagers in die Arbeitslosenfürsorge. Wir waren sozusagen als Berater zugezogen worden, denn in der Führung von Verpflegung genossen wir unbestrittenes Ansehen. Endlich wurde der ganz merkwürdige Vorschlag gemacht und unmittelbar darauf zum Beschluß erhoben, daß zwei Delegaten, und zwar von der Kommunistischen Partei Berger und für die Lager ich selbst, ungesäumt nach Taschkent fahren sollten, um bei der Zentrale zuverlässige Erkundungen über den Weiterbetrieb der Lager einzuholen. Die Kommunisten fügten bedeutungsvoll hinzu: „Damit werden die Delegaten auch Gelegenheit haben, sich in Taschkent über den Stand der Heimfahrtsfrage eingehend zu orientieren." Mich traf diese neue Mission, der ich mich nicht entziehen konnte und wollte, völlig unerwartet. Jetzt wird es gelten, so tief als möglich in die Pläne der Kommunisten in Taschkent einzudringen und sich zu überzeugen, wer eigentlich das furchtbare Netz der Fäden, die um uns gesponnen werden, in Händen hat.

*

29. Dezember 1918. Das Ergebnis der gestrigen Sitzung war auch für das Lager eine ungeheure Überraschung, und in wenigen Augenblicken wußte schon jeder, daß ich nach Taschkent zu fahren hätte. Der letzte Tag vor meiner Abreise brachte neue Sorgen. Im Mannschaftslager, wo auch für uns das Brot gebacken wird, war die zugesagte Kohle ausgeblieben. Die Leute weigerten sich, Bäume für die Bäckerei zu fällen, ohne dafür bezahlt zu

Digitized by Google

werden. Es blieb unserem Lagerkomitee nichts anderes übrig, als hier auf eigene Verantwortung Bäume fällen zu lassen, selbst auf die Gefahr hin, dafür haftbar gemacht zu werden; aber essen müssen wir ja doch!

*

Daß dieses so überaus ereignisreiche Jahr, das mir die unvergeßlichen Wanderungen in die Berge, die schönen Ausflüge in die Umgebung gebracht und in den letzten Monaten all unser frohes Hoffen so vollständig zerstört hatte, mit dieser neuen Entsendung nach Taschkent enden würde, hätte ich mir wohl nie träumen lassen. Gebe Gott, daß sie der erste Schritt für eine Besserung unserer Lage werde!

Digitized by Google

1 9 1 9

Weiße Sklaverei
Das Telegramm General Mallisons

1. Jänner 1919. Die Fahrt nach Taschkent war diesmal noch viel ärger gewesen als meine erste im Mai des Vorjahres. Wir hatten ja 15° Kälte und im Zug gab es nur die beidseitig unterteilten Lastwagen mit dem kleinen Ofen in der Mitte. In den unteren Abteilen herrschte furchtbares Gedränge, während in den oberen Rotgardisten mit den unmöglichsten Straßendirnen lagen. In Kokand mußte Platz für eine totkranke Frau gemacht werden, die rasch noch in den Wagen geschoben wurde. Sooft der Zug hielt, stürzten die Fahrgäste aus den Wagen, um von den benachbarten Kohlenzügen Kohle zu stehlen, denn die Kälte im Wagen war unerträglich, wenn der kleine Ofen ausging. Die kirgisischen Bettelkinder in ihren entsetzlichen Lumpen, vor Kälte schlotternd, stürmten in den Stationen die Wagen um ein Almosen oder ein Stückchen Brot, selbst während der Nacht. So hatte ich den Silvester 1918 verbracht! Auch heute waren wir den ganzen Tag gefahren. Taschkent erreichten wir erst um $^3/_4$11 Uhr nachts. Überall hörte man Schießen. Die erste unliebsame Überraschung war, daß für die Nacht kein Mensch den Bahnhof verlassen durfte.

2. Jänner 1919. Um 7 Uhr morgens kam endlich vom Bahnhofkommando die Erlaubnis, in die Stadt gehen zu dürfen. Aus der Menge der Herumliegenden wurden drei Tote, ein Mann und zwei Kinder, die während der Nacht gestorben waren, weggetragen. Mein erster Weg mit Berger, der mir von der Skobelewer Kommunistischen Partei „beigegeben" war, galt dem Sappeurlager, wo wir uns einzuquartieren hatten. Die Vorsprache bei der hiesigen Kommunistischen Partei ausländischer Arbeiter und Bauern — mit russischen Behörden haben wir ja nichts mehr zu tun — war vergeblich, da die maßgebenden Führer nicht anzutreffen waren.

Digitized by Google

3. Jänner 1919. Heute hatte ich die erste entscheidende Auseinandersetzung mit den hiesigen führenden Kommunisten! Was waren aber alle nichtigen Details über die Frage der Lagerführung gegen das, was ich dort erfahren mußte! Bednar und Fagler stehen hier an der Spitze der Kommunisten. Die Unterredung gab mir die Möglichkeit, freimütig unsere Anschauung über das Bucharin-Programm zu geben. Wir können — so sagte ich — nach unserer Überzeugung dieser Partei nicht beitreten; auch können wir als Ausländer uns nicht verpflichten lassen, in einem fremden Lande zur Waffe zu greifen und für die Idee der Partei im eigenen Lande die Waffe zu erheben, wie es das Parteiprogramm verlangt, und vor allem ist niemand von uns gewillt, der Kinder hat, sie nach dem Punkt 7 des Bucharin-Programms der Regierung mit dem 6. Lebensjahre zur Verfügung zu stellen, damit diese bestimme, was aus ihnen werden soll.

Benesch, ein Wiener Chauffeur, und Schwarzenberg, ein deutsch-ungarischer Bauer, sprachen offen davon, alle Kriegsgefangenen zu bewaffnen, damit diese sich mit der Waffe in der Hand auf der Seite der roten Partei den Weg in die Heimat erkämpfen, dorthin die Weltrevolution tragen helfen und die Diktatur des Proletariats aufrichten. Das war wohl furchtbar, aber wenigstens ehrlich herausgesagt! Was die Führung unseres Lagers anbelangt, soll alles, wie wir erfuhren, beim alten bleiben. Als Antwort auf die Frage, wie es um unsere Heimfahrt stehe, wies mir Fagler ein Telegramm des englischen Generals Mallison vor, das schon vor einer Woche in Taschkent angekommen war. Es hatte den folgenden Wortlaut:

> Radiogramm aus Kutschka-Aschabad an den Präsidenten der Ratsrepublik in Taschkent; eingelangt in Taschkent am 24. Dezember 1918.
>
> „Von General Mallison der Großbritannischen Militärmission habe ich die Ehre, Ihnen mitzuteilen, daß eine österreichisch-ungarische-deutsche Kommission des Roten Kreuzes, bevollmächtigt von beiden Mächten, im Sakaspischen Gebiet angekommen ist, um die sofortige Absendung der österreichisch-ungarischen und der deutschen Kriegsgefangenen aus Turkestan anzuordnen. Ich bin überzeugt, daß Eure Regierung nach Möglichkeit an der Absendung der unglücklichen Kriegsgefangenen in die Heimat aktiv mittätig sein wird, und wende mich daher an Sie und bitte um Unter-

Digitized by Google

stützung in der Ausführung dieser menschlichen Pflicht. Erwarte Eure umgehende Antwort über die Radiostation von Kutschka. General Mallison. 1378. Gegengezeichnet Direktor der auswärtigen Angelegenheiten Turkestans: A. Simjen."

Ich wollte meinen Augen nicht trauen, als ich diese Zeilen las; war ja doch kaum zu glauben, daß wirklich diese Möglichkeit bestünde, aus Turkestan befreit zu werden. Aber gleich darauf kam die furchtbare Enttäuschung: Die Kommunisten haben den Engländern geantwortet, sie gäben die Kriegsgefangenen einem imperialistischen Staate nicht heraus. Ein Telegramm soll nach Moskau abgegangen sein, um weitere Weisungen einzuholen. Nun war es wohl vollkommen klar, daß unsere hiesigen Sklavenhalter uns um keinen Preis fortlassen wollten. Sie erklärten, das Telegramm sei eine Falle, um uns auf die Seite der Gegner zu bringen, wo wir sofort gegen Rußland mobilisiert würden.

Ein Zustand tiefster Depression ergriff mich. Mein Eindruck stand fest: wir sind verraten und verkauft, weiße Sklaven in der Hand unserer eigenen Leute, die jetzt hier die Kommunistische Partei der ausländischen Arbeiter und Bauern gegründet haben! ——

*

Eine Reihe trostloser Tage verging hier mit allerlei Besprechungen über die Lagerfragen und mit der Besorgung der Papiere für die Rückfahrt.

*

9. Jänner 1919. Hier gehen Gerüchte, daß der Emir von Buchara, in dessen Gebiet russische Truppen eingebrochen sind, dreißigtausend Zarenrubel als Entschädigung verlangt habe, und man fürchtet, daß an Stelle dieser Summe Teppiche und andere Werte aus den Privatwohnungen von den Bolschewiken requiriert werden, um das Sühnegeld zu zahlen.

11. Jänner 1919. Berger hatte es einzurichten verstanden, daß wir, um die 40.000 Rubel, die wir für die Skobelewer Lager zu übernehmen hatten, mit dem russischen Kommissär Solkin fahren konnten, der seinen eigenen Salonwagen im Zuge besaß. Während alle anderen Fahrgäste in den offenen Lastwagen froren, war der Salonwagen, in dem Solkin mit den Rotarmisten seiner Wache Tee trank und Karten spielte, ganz überheizt. Ich hielt mich bescheiden im Gang auf, wo ich wenigstens ungestört, auf

Digitized by Google

meinem bescheidenen Gepäck hockend, meinen Gedanken nachgehen konnte. Die Fahrt bis Skobelew (500 Kilometer) hatte von Freitag abends bis Montag früh gedauert. Bei Nacht pflegen die Züge in den Stationen zu stehen, da auf offener Strecke Räuberüberfälle befürchtet werden. Die Kameraden in unserem Lager hatten mit begreiflicher Spannung meine Rückkunft erwartet, zumal hier allerlei seltsame Gerüchte im Umlauf waren; so zum Beispiel hieß es, ich sei an die Kosakenfront oder an die Aschabader Front zu Unterhandlungen mit den Engländern geschickt worden. Welch bittere Enttäuschung ich ihnen allen brachte, wußte ich nur allzu gut.

*

15. Jänner 1919. Mit größter Spannung hatte ich der heutigen Sitzung entgegengesehen; die Kommunisten ihrerseits wieder lauerten auf die Form, in der ich vor ihnen über meine Taschkenter Reise berichten würde. Ich gab ohne weitere Kritik alles wieder, was ich über das Schicksal der Lager in Taschkent erfahren hatte und über das Telegramm von General Mallison. Die Kommunisten hatten offenbar erwartet, daß ich sehr ausfällig sein würde, was ich aber um jeden Preis vermied.

16. Jänner 1919. Der Tag verging, so gespannt ich ihm entgegensah, ruhig. Nur innerlich war ich ganz zerbrochen. Auch im Mannschaftslager hatte ich über Taschkent und die Heimfahrtaussichten zu berichten. Zur Versammlung waren die Kriegsgefangenen in Massen zusammengeströmt. Es ist sonst nicht meine Art, Reden vorzubereiten, aber hier galt es, jedes Wort abzuwägen und insbesondere den Leuten nur kurz zu berichten, daß die Kommunisten aus dem Grunde das Anbot Mallisons abgelehnt hätten, damit die Kriegsgefangenen nicht neuerlich unter die Waffen gezwungen würden. Ich fühlte mit jedem Worte, daß ich nicht ganz ehrlich sein durfte; vielleicht haben die Leute verstanden, was ich mit einigen sehr vorsichtigen Worten gemeint hatte. Am liebsten hätte ich ihnen ins Gesicht geschrien: „Ihr seid verraten und verkauft und niemand kann euch helfen!“ Die Enttäuschten hörten einen nackten ungeschminkten Bericht, aber kein Wort von Hoffnung auf die Heimfahrt.

In unserem Lager war für abends nach dem Abendessen mein Bericht angekündigt. Hier konnte ich wohl viel freimütiger sprechen, zumal die Kommunisten darauf verzichtet hatten, ein Mitglied ihrer Partei zur Versammlung zu entsenden. Insbesondere

Digitized by Google

vermochte ich über meine Unterredungen mit den Kommunisten in Taschkent mehr zu berichten; und wer sehr genau zuhörte, mußte verstehen, wie es um unsere Heimfahrt aussah.

19. Jänner 1919. Zum vierten- und letztenmal war heute Berichterstattung, und zwar im Spital, wo ein Großteil der Kranken sich in einem Saale zusammengefunden hatten. Ich versuchte, die armen Leute, die Invaliden und Kranken, so gut es ging, damit zu trösten, daß die Evakuierungsvorschriften ausdrücklich sie an erster Stelle für den Heimtransport, sobald dieser beginne, bestimme.

Nur allzubald mußte ich hier und dort hören, wiesehr meine Ausführungen enttäuscht hätten, ja insgeheim warf man mir vor, ich sei von den Kommunisten bestochen! Wie billig war dieser Vorwurf! Wer wäre aber von den Unseren aufgestanden, um uns vor dem Vorwurf der Konterrevolution zu schützen, wenn ich gerade herausgesagt hätte, wie es um uns steht und daß man die Kriegsgefangenen mit allen Mitteln unter die Waffen zwingen will, um den Einmarsch der Engländer aufzuhalten?

Putsch in Taschkent
Sieg der Bolschewiken bei Orenburg

21. Jänner 1919. Wieder ein Tag der höchsten Spannung! Die Lage der Dinge in Taschkent, von der wir heute erfuhren, kann entscheidend für unsere Zukunft werden. In Taschkent soll ein Umsturz erfolgt sein, bei welchem angeblich die Bolschewiken gegen die „Linken Sozialrevolutionäre“ (L. S. R.) unterlegen sind. Ja, man hört, daß die Syr-Daria-Brücke bereits in den Händen der Usurpatoren sei und die Bewegung immer weitere Kreise ziehe. Hier ist strenge Alarmbereitschaft und seit drei Tagen jede Verbindung mit Taschkent unterbrochen.

22. Jänner 1919. Noch stärker als gestern waren heute die Gemüter erregt. Unter nicht ganz klarem Vorwand hat hier eine große militärische Parade stattgefunden, bei welcher an die Truppen Ansprachen gehalten wurden. Erst hinterher erfuhren wir von unseren Leuten, die auf der Festung im Dienst sind, daß besondere Dinge im Schwange zu sein scheinen: Der zum Kriegskommandanten von Turkestan wiedergewählte Ossipoff soll nämlich mit seiner ganzen Truppe auf die Seite der L. S. R. übergegangen sein.

Digitized by Google

Es liege bereits ein Zirkulartelegramm aus Taschkent an alle Städte Turkestans vor, die neue Regierung anzuerkennen, wodurch in aller Form der Übergang Ossipoffs zur Gegenpartei bestätigt erscheint. Viele der bolschewistischen Kommissäre, unter anderen auch Solkin, mit dem ich vor wenigen Tagen aus Taschkent zurückgefahren bin, sind getötet worden. Fast noch gespannter als wir sind hier die Kommunisten, die noch nicht wissen, welche Stellung sie einnehmen sollen. Abends wurde auch die Gendarmerie mobilisiert, weil Mandamin Bejs Räuberbanden die Lage ausnützen, um Überfälle in der Umgebung von Kisilkiah zu machen.

23. Jänner 1919. Noch immer haben wir hier keine Gewißheit und müssen alle Nachrichten mit der größten Vorsicht aufnehmen, wollen wir uns nicht selbst ins Verderben stürzen.

Erst heute sind Einzelheiten bekanntgeworden. Ossipoff hat in der Tat einen Putsch in Taschkent gemeinsam mit den dortigen Bürgerlichen versucht; er ist aber mißlungen und Ossipoff hat mit seinen Anhängern nach Süden fliehen müssen.

Ossipoff, an diesem Tage schon rechtmäßig gewählter Kriegsminister, war am 19. Jänner mit bedeutenden Truppenmassen nach Taschkent gezogen, so daß sein Erscheinen nicht überraschen konnte, und quartierte sich mit seinen Leuten in einer der großen Kasernen Taschkents ein. Einige seiner engsten Vertrauten besetzten mit Militärpatrouillen sofort die Telephon-, Telegraphen- und Radiostation, andere die Narodnaja-Bank, wo sich die Geldvorräte und die Notenpresse befinden, um sich aller verfügbaren Geldmittel zu versichern. Nach diesen zwei Zwischenfällen fuhren die bolschewistischen Regierungskommissäre in Automobilen bei Ossipoff vor, um sich zu erkundigen, was diese Maßregel zu bedeuten hätte. Ohne sich in irgendwelche Verhandlungen oder Erklärungen einzulassen, ließ Ossipoff die elf angekommenen Kommunistenführer niederschießen. Es kam hierauf zu wütenden Straßenkämpfen und einem regelrechten Aufruhr. Ossipoff drang auch in die Festung und in den Bahnhof ein, doch waren die Verhandlungen mit der Gegenseite vergeblich. Das Kriegsglück schien sich aber den Truppen Ossipoffs zuzuneigen und der Putsch wäre vielleicht gelungen, wenn nicht die russischen Offiziere am nächsten Tage nur allzu rasch wieder zu ihrer früheren Art zurückgekehrt wären. Dies löste unter der Bevölkerung eine derartige Wut aus, daß die Überläufer wankelmütig wurden und von Ossi-

Digitized by Google

poff wieder abfielen. Die Bolschewiken richteten hierauf ein wahnwitziges Blutbad unter den früheren russischen Offizieren und den Bürgerlichen an. Nach den Telegrammen wurde auch Kapitän Brun und der amerikanische Konsul unter den Hunderten, die verhaftet wurden, genannt.

Ossipoff außerstande, sich zu halten, floh nach Zerstörung der Notenpresse in Taschkent und unter Mitnahme von Geschützen, Maschinengewehren und von zwei Panzerautos in die Richtung der Aschabader Front. Eilends wurden Truppen Ossipoff nachgeschickt, um seinen weiteren Vormarsch aufzuhalten.

*

27. Jänner 1919. Heute wollten Gerüchte davon wissen, daß Ossipoff ein zweites Mal nach Taschkent gekommen wäre, dieses Mal mit Truppen von Irgasch Bej, die dort ein neues Blutbad angerichtet hätten. Wahrscheinlicher ist aber, daß es sich hier um eine neue Razzia der Bolschewiken unter den Bürgerlichen gehandelt hat, die nach dem Putschversuche Ossipoffs in Taschkent nunmehr ganz vogelfrei geworden sind.

28. Jänner 1919. Kaum, daß sich die Gemüter nach den Taschkenter Ereignissen beruhigt hatten, wodurch sich auch die Bolschewiken hier wieder in ihrer Stellung gestärkt fühlten, kam heute die große Siegesnachricht, die von den Kommunisten mit ungeheurem Jubel aufgenommen wurde: Orenburg ist von den roten Truppen genommen worden! Nach monatelangen blutigen Kämpfen ist es nunmehr gelungen, diesen Stützpunkt den Kosaken zu entreißen. Große Beute ließen die nach Sibirien fliehenden Kosaken zurück.

29. Jänner 1919. Sonnenklarer Wintertag bei 14° Kälte. Der Sieg bei Orenburg wurde mit einer großen Parade der Skobelewer Truppen gefeiert. Das Schauspiel, das sich dabei bot, war wohl recht kläglich; die Soldaten waren nur halb ausgerüstet, von einer Uniformierung war so gut wie keine Rede; einzig die aus Kriegsgefangenen bestehende Gendarmerie zu Pferde, an deren Spitze Zank erschien, erweckte noch am ehesten einen militärischen Eindruck.

Sehr störend für die militärische Parade, aber auch bezeichnend für hiesige Verhältnisse war ein Zwischenfall: während der Feier auf dem Kirchenplatz fand eine Einsegnung in der Kirche statt, und mitten während der Parade zog der aus der Kirche

Digitized by Google

kommende Leichenzug quer über den Platz; voran wurde der Tote im offenen Sarg getragen, hinter ihm schritt vor den Leidtragenden eine andere Gruppe, die den Sargdeckel trug. In holder Eintracht kümmerte sich weder der Leichenzug um die Parade noch die Parade um den Leichenzug!

Böse Tage. Räuberüberfälle auf das Lager

In unserem Lager wird es mit jedem Tag ungemütlicher. Vor allem müssen wir Stück für Stück Teile unserer Pavillons oder ganze Gebäude freigeben, da immer neue Truppen in unserem Lager einquartiert werden und die Soldaten sich jene Räume aussuchen, die ihnen am besten zusagen. Während die anderen Kameraden ihren Beschäftigungen nachgehen können, müssen wir vom Lagerkomitee in stundenlangen Verhandlungen unsere Quartiere zu retten suchen.

Die größte Sorge macht uns die Ankündigung, daß fünfhundert Mann von der Internationalen Legion (auch diese besteht ausschließlich aus früheren Kriegsgefangenen, deren gefährlichste und wildeste Elemente hier zusammengekommen sind) in unser Lager kommen sollen. Schon heute gibt es in den benachbarten Pavillons jeden Abend Skandal, die Soldaten sind volltrunken, prügeln sich gegenseitig oder ihre Weiber, bis zum späten Abend wird herumgeschossen; neulich wurden sogar zum Scherz einige Handgranaten geworfen! Die einzigen Truppen, die angenehm abstechen, sind Teile der bewaffneten Bauernschaft von Dschelal-Abad.

*

Wieder haben Kameraden neue Erwerbsquellen gefunden; manche dieser sind recht eigener Art: Auf selbsthergestellten Drehbänken werden Knöpfe, Bein- und Hornkämme hergestellt, für die Stadt wird Zahnpulver und Reismehlpuder erzeugt. Zwei Dutzend Kameraden arbeiten in einer Rösterei, wo aus Obstabfällen Kaffee- und Teesurrogate entstehen; aus gesammelten Galoschen und unverwendbaren Gummiradreifen werden Absätze hergestellt. An der neugegründeten „Narodni Universität" unterrichten Ornstein, Schuloff und Eder die Weltsprachen. Wir bemühen uns auf jede Art, uns durchs Leben zu schlagen. Aber immer werden neue Versuche gemacht, um uns das Leben zu verbittern. So kostete es viele Mühe, zu verhindern, daß innerhalb

Digitized by Google

des Lagers eine Ausspeisestelle für die hungernden Sarten und Kirgisen errichtet werde, unter denen der Flecktyphus wütet.

Auch die Räuberbanden Mandamin Bejs trugen wesentlich zur Verschlechterung unserer Lage bei, wenn wir auch mit ihnen in keinerlei tatsächlicher Verbindung standen; aber die Kommunisten ließen sich von der Meinung nicht abbringen, daß wir sie insgeheim unterstützten. Die Überfälle Mandamins, der sich zum obersten Befehlshaber der gesamten aufständischen Einheimischen im Ferghaner Gebiet aufgeworfen hatte, wurden immer zahlreicher und gefährlicher. Bei Scharichan, in der Nähe von Fetschenko, hatten die Leute von Irgasch Bej den Ort überfallen und sämtliche Frauen und Kinder niedergestochen; die Männer wurden an die Pferdeschweife gebunden und bis zur vollkommenen Verstümmelung totgeschleift. Fünf Arben voll Leichen sind nach Skobelew gebracht worden.

Die Verhängung des Standrechtes über Skobelew änderte nichts an der gefährlichen Lage. Die Räuber haben es in ihrer Kühnheit schon recht weit getrieben. Sie sind kürzlich abends in das Spital beim Basar eingebrochen und haben mit verblüffender Raschheit bei ihrem plötzlichen Überfall alle kranken Sarten aus dem Spital herausgeholt und sich reichlich mit Medikamenten und Verbandzeug versehen. — Gegen die geschickte Verschleierungstaktik der Räuberbanden sind die russischen Truppen fast machtlos. Die drei Hauptanführer der Basmatschi sind gegenwärtig: Mandamin Bej, Irgasch Bej und in der Gegend von Osch Chal Chodscha. Bei den Banden soll stramme Disziplin und ein strenges Justizverfahren bestehen.

*

14. Februar 1919. Tagtäglich spielen sich in unserer Umgebung wilde Szenen ab und immer wieder gibt es die unerquicklichsten Auseinandersetzungen mit der Kommunistischen Partei. In diesen unerfreulichen Verhältnissen brachte uns der heutige Tag einen neuen, recht gefährlichen Zwischenfall. Gegen $^1/_2$1 Uhr morgens begann unvermutet in unmittelbarer Nähe unseres Pavillons heftiges Schießen, das immer mehr zunahm und endlich zu einem regelrechten Feuergefecht wurde, wobei die Kugeln an den Seiten unseres Pavillons nur so dahinsausten. Da die Schüsse immer dichter hagelten, beschlossen wir nach dem erprobten System von Dschisak, uns vollständig bereitzuhalten, ohne im Zimmer Licht zu machen. Wir rüsteten uns für alle Möglichkeiten.

Digitized by Google

Zwei Stunden hatte das Schießen gedauert, da erfuhren wir erst, was sich zugetragen hatte. Eine der Banden Mandamins hatte das Wachlokal ausgekundschaftet und erfahren, daß die Gendarmerie in unserem Lager 16 Pferde eingestellt habe. Sie wollte sich durch einen Handstreich der Gewehre und Pferde bemächtigen. Während die eine Gruppe sich im Handumdrehen die Pferde aus den Ställen geholt hatte und mit ihnen davongejagt war, bedrängte die andere die im Wachlokal verschanzten Wachen; die kläglichste Rolle spielte dabei ihr Kommandant, der Kommunist Mikora, derselbe, der sich bei jeder Gelegenheit in Ausfällen gegen uns gefiel. In seiner Todesangst rannte er aus dem kleinen Zimmer, das er bewohnte, und stürzte in eine unserer Baracken, wo er sich händeringend Einlaß erbat, um sich dann in eines der Betten zu verkriechen. Auch zu Dr. Ornstein kamen die Räuber bis ins Zimmer, ließen ihn aber vollständig unbehelligt, als er in seiner gewohnten Ruhe versicherte, daß hier keine Waffen wären. Als das Scheingefecht seine Höhe erreicht hatte, begann plötzlich auch die Festung einige Kanonenschüsse auf gut Glück herüberzufeuern. Gott sei Dank fielen die Geschosse einige hundert Meter hinter unserem Rayon ein; sie hätten das furchtbarste Unheil heraufbeschwören können. Die Wache war im Zustande ärgster Aufregung. Sie erklärte sogleich, keinen Wachedienst mehr halten zu wollen, weil sie nur bestellt sei, uns zu bewachen, nicht aber gegen Räuberbanden zu kämpfen.

15. Februar 1919. Nach echt russischer grausamer Art des Kolonialkrieges haben die Rotgardisten heute nachmittags in Schura, woher man den gestrigen Einfall der Räuber vermutete, „Ordnung" gemacht und ungefähr 80 Sarten hingeschlachtet.

17. Februar 1919. Tagsüber in unserer Umgebung Ruhe. Die Festung schickt von Zeit zu Zeit einige Granaten nach allen Richtungen, was hier bei vielen schon Nervenstörungen hervorruft. Ganz besonders soll in der Stadt deswegen Panik herrschen, weil man nun nicht mehr weiß, ob es sich tatsächlich um einen Überfall handelt oder bloß um Schreckschüsse, mit denen bei den Einheimischen Eindruck gemacht werden soll.

18. Februar 1919. Ruhiger Tag. Abends aber begann plötzlich auf allen Seiten der Stadt lebhaftes Feuergefecht, in das sich bald die Granaten der Artillerie von der Festung aus mischten; ja sogar die Batterien der benachbarten Kaserne schossen in die Lisiere der Stadt. Dazwischen war überall Gewehrgeknatter zu hören; es herrschte vollständige Finsternis, da auch die elektrische Beleuch-

Digitized by Google

tung in der Stadt unterbrochen war. Es machte fast den Eindruck, als ob diesmal die ganze Stadt von den Räubern umzingelt und Mandamin einen entscheidenden Schlag gegen Skobelew zu führen gewillt wäre.

Wir warteten wieder alarmbereit die Entwicklung der Ereignisse ab. Unsere berühmte Wache war schon bei den ersten Schüssen ausgerissen und in die benachbarte Kaserne geflohen. Die Festung sparte nicht mit Munition, ein regelrechter Gewehr- und Artilleriekampf schien sich in der Gegend des Basars abzuspielen. Mitten in diesem Kriegslärm kam plötzlich Dr. Faludi atemlos aus der Stadt mit der Meldung, daß beim Gefängnisse ein wütender Kampf tobe.

*

19. Februar 1919. Ein trüber Tag, den ich nur zu gerne aus meinem Gedächtnisse löschen möchte! Wieder die haßerfüllten Verleumdungen und Drohungen gegen uns Wehrlose von einer Soldateska unserer eigenen Leute, die vor keinem Verbrechen zurückschreckt und nur nach einem Vorwande sucht, um in unserem Lager einen Pogrom zu veranstalten. Mandamin hatte gestern einen geschickt angelegten Überfall auf die Tjurma (Gefängnis) gemacht, um die dort eingekerkerten Sarten zu befreien, wozu er vorerst alle Telegraphen-, Telephon- und elektrischen Leitungen unbrauchbar machte. Die alarmierten Russen fanden die Gefängnisse leer und ausgeraubt. Der ganze Überfall war das Werk von kaum einer halben Stunde gewesen.——

——Über ihre völlige Ohnmacht erbost hatten die russischen und österreichischen Rotgardisten ihre Zuflucht zu den wildesten Verleumdungen gegen uns genommen, als hätten auf Seite der Mandaminzen auch Kameraden von uns mitgekämpft! Ja, einer der Provokateure war sogar mit der Nachricht in die Festung gestürmt, die Offiziere hätten ihre Wachen niedergemacht, da sich beim telephonischen Aufruf niemand meldete. Über unser Lager wurde verschärfter Kriegszustand verhängt; es wurde uns bedeutet, daß jeder auf der Straße angetroffene Kriegsgefangene einfach niedergemacht würde. Die Drohungen dieser Leute gingen noch weiter: Nachmittag würde das ganze Lager auf dem Hof zusammengetrieben und dann würde die Festung einige Granaten herüberschicken, damit den Offizieren die Lust verginge, mit den Räuberbanden gegen die Russen vorzugehen! Völlige Ergebung in das Schicksal und wildes Verlangen, sein Leben so teuer als möglich zu verkaufen, erfüllten

Digitized by Google

uns. Der Nachmittag, der Abend verging. Niemand durfte über die vier Mauern des Lagers hinaus!

Nach dem Abendessen war ich mit meinen Kräften zu Ende und warf mich auf mein Lager, erfüllt von den trübsten Gedanken. Sollte es denn wirklich so weit kommen, daß wir letzten Endes Opfer einer gemeinen Metzelei werden, nur um des Vorurteiles willen, daß wir ehemalige Offiziere sind?

Wie lange ich so gegrübelt habe, weiß ich nicht; ich weiß nur, daß ich darüber eingeschlafen und plötzlich beim Schein einer Kerze ziemlich unsanft aufgeweckt worden bin. Neben meinem Bett stand ein Rotgardist mit aufgepflanztem Bajonett, ein Ungar, der mich durch heftiges Aufstoßen des Gewehres auf den Boden weckte. Er übergab mir einen kleinen weißen Zettel mit dem Befehl, ich hätte sofort zu verlautbaren, daß morgen niemand das Lager verlassen dürfe und allgemeine Vergatterung stattzufinden habe. Im ersten Augenblick rann es mir eiskalt über den Rücken; soll der Wahnwitz wirklich zur Tatsache werden und ein Haufen entmenschter Soldaten hier morgen ein Massenmorden veranstalten, um uns los zu werden?

Den Rotgardisten war in ihrer Wut gegen uns auch dies zuzutrauen. Aber jetzt gab es kein Zurück mehr! Wenn dieser kleine weiße Zettel für uns alle das Todesurteil enthält, dann bleibt eben nichts übrig, als mit den Mohammedanern zu sagen: Malesch (Wie Gott will). Noch nachts gab ich meinen Kameraden bekannt, was mir aufgetragen worden war.

20. Februar 1919. Wir hielten alle stark zusammen und trafen alle Vorbereitungen für die erwartete Vergatterung. Aber neue Überfälle der Banden Mandamins auf Kisilkiah wendeten die Aufmerksamkeit von uns ab; in ihrer Not wollten die Russen die Kriegsgefangenen bewaffnen; diese aber erklärten, keine Waffen zu nehmen und die Arbeit niederzulegen. Die Rotgardisten scheinen wahrlich größere Sorgen zu haben, als sich um uns zu kümmern. Heute sind neue Truppen angekommen, 800 Mann, und zwar ausschließlich Russen, die sich durch eine strenge Disziplin vorteilhaft von ihren hiesigen bewaffneten Kameraden unterscheiden.

*

27. Februar 1919. Böse Tage sind wieder hinter uns! Aber sie sind doch vorübergegangen. Bei den Kommunisten war es in der gestrigen Sitzung sehr stürmisch zugegangen. Es handelte sich um

Digitized by Google

nichts Geringeres als um einen neuerlichen Versuch, durch eine „gesetzliche" Verfügung alle Kriegsgefangenen unter die Waffen zu rufen. Eine neue städtische Garde, eine Art Stadtgendarmerie zum Schutze gegen Räuberüberfälle soll errichtet werden, zu deren Wachdienst auch alle Kriegsgefangenen verpflichtet werden sollen.

Seit gestern tobt ein heftiger Garmsil, der erste in diesem Frühjahr, der bald alles in undurchdringlichen Staubnebel hüllte, wodurch die panikartige Stimmung in der Stadt noch wesentlich erhöht wurde; fürchtete man doch mit Recht, daß Mandamin sich dies zunutze machen würde.

*

In den letzten Tagen war auf den Feldern und in der Steppe eine merkwürdige Naturerscheinung zu beobachten, die bei den Einheimischen unter dem Namen „Wandern der Steppe" bekannt ist. Die großen Ballen des wildwachsenden Kamelkrautes (Alhagi camelorum), die oft Durchmesser bis zu einem Meter besitzen, werden über den Winter vollständig dürr, und wenn die ersten Frühlingsstürme über die Steppe fegen, brechen sie an den vermoderten Wurzeln ab; dann wird die Pflanze wie ein riesiger Ballen über die Steppe geweht, bis sie bei irgendeinem Hindernis liegen bleibt. Dieser Vorgang spielt sich auf Flächen von mehr als einem Quadratkilometer ab. Gegen Abend sieht es merkwürdig und unheimlich aus, wenn sich plötzlich die Erde zu bewegen scheint und ganze Gebiete mit Alhagibeständen in eine scheinbar unerklärliche Bewegung geraten.

Nach den letzten Nachrichten hat Mandamin, mit dem die Verhandlungen ergebnislos geblieben sind, sein Lager hinter Utschkurgan aufgeschlagen und umschwärmt vorwiegend die Gegend der Kisilkiahbahn. Seine Streifzüge gehen bis nach Kuwa-Sai, 16 Kilometer von hier; auch Irgasch Bej, der 8000 Leute um sich haben soll und bei Asake steht, hat den Bolschewiken in aller Form den Krieg bis zum Äußersten erklärt.

*

4. März 1919. Die große Versammlung der Kriegsgefangenen, welche von der Kommunistischen Partei einberufen worden war, um die Gründung der Stadtwache durchzuführen, ist vollkommen ergebnislos verlaufen. Die Kriegsgefangenen wollen nicht! Wenn man sie schon zwingt, hier zu bleiben, um sich ihr Brot selbst zu

Digitized by Google

verdienen, statt sie in ihre Heimat zurückzuschicken, so wollen sie ihrer Arbeit nachgehen — aber sonst auch nichts!

*

10. März 1919. Heute war aus Taschkent eine Kommission der dortigen Kommunisten zu uns gekommen, die alle Lager wegen der Durchführung der geplanten Auflösung zu besichtigen hatte. Wir konnten darauf hinweisen, daß die meisten schon ihre eigene Beschäftigung hätten und daß viele Invalide sich durch kleinere Heimarbeiten zu der mehr als mageren Kriegsgefangenenkost Zubußen verdienen können. Leider mußten wir aber auch diesmal einige recht unfreundliche Dinge erfahren: Bei der Aufhebung der Kanzlei von Kapitän Brun wurden ganze Stöße von Anzeigen über Offiziere und Soldaten aus allen Lagern gefunden, die wegen einer politischen oder militärischen Handlung an heimatliche Gerichte ausgeliefert hätten werden sollen. Alles, was sich hier abgespielt hatte, ja sogar die genaue Zahl derjenigen von unseren braven Leuten, die verhungert sind, war den Kommunisten bekannt!

*

Es blieb uns wohl auch diesmal nichts anderes übrig, als wieder an das Bebauen unseres Gartens zu gehen. Penizek und ich waren die ersten, die damit begannen, und bald setzte an allen Ecken und Enden des Lagers fieberhafte Gartenarbeit ein. Für diesen Sommer war ja jede Hoffnung, heimzukommen, aufzugeben!

*

Ein ganz merkwürdiger Zwischenfall hätte uns bei einem Haar wieder in die größte Gefahr gebracht. An der Anschlagtafel unseres Lagers war heimlich ein Zettel angebracht worden, der zur Niederlegung der Arbeit aufrief, um die Heimfahrt zu erzwingen. Wieder mußten wir vom Lagerkomitee uns förmlich einem Femgericht unterziehen, als wäre bei uns der Mittelpunkt der hiesigen Konterrevolution. Die Kommunisten konnten sich in Ausfällen gegen unser Lager nicht genug tun und drohten mit den allerschärfsten Maßregeln, um derartige Versuche der Konterrevolution im Keime zu ersticken. Man trug sich mit der Absicht, den Paragraph, der die schärfsten Maßregeln gegen Provokateure erlaubte, bei uns zur Anwendung zu bringen: Konzentrierung sämtlicher Offiziere unter strengster Bewachung in einem Hungerlager

Digitized by Google

oder Trennung der Gefangenen in einzusperrende und verläßliche Elemente, Verschickung in die Steppe auf Saxaularbeit für die Versorgung der Eisenbahn mit Brennmaterial und anderes mehr.

Am Abend war ich wieder furchtbar niedergedrückt; mit welcher Arbeitsfreude hatte ich seinerzeit das Amt übernommen, an die Spitze unseres Lagers zu treten, welche unaufhörliche Kette von Ärger, Mühe, Schwierigkeiten, Enttäuschungen und Demütigungen hat mir diese freiwillig übernommene Verpflichtung gebracht!

Safonoff und seine Truppen

Wenn die rote Garde sich in der letzten Zeit weniger um uns kümmerte und uns ungeschoren ließ, lag hiefür der Grund keineswegs bei uns, vielmehr hatten wir dies den neu eingelangten russischen Truppen zu verdanken, an deren Spitze Safonoff steht, ein Mann, der mit unerschütterlicher Energie eiserne Disziplin unter seinen Leuten hält. Seiner Brandrede gegen die hier unter den Truppen herrschenden Zustände, gegen die unmenschliche Behandlung unschuldiger Einheimischer und gegen die Trunksucht unter den Soldaten ließ Safonoff auch Taten folgen; so wurden einige Rotgardisten, die am Basar volltrunken angetroffen wurden, von den neuen Soldaten jämmerlich verprügelt und nach Abnahme der Waffen heimgeschickt. Bei der Verfolgung der Räuberbanden gegen Kisilkia haben die neuen Truppen die Mitwirkung aller hiesigen Abteilungen mit der Begründung abgelehnt, daß dies keine Truppen seien. Bis zu welchem Grad von Bestialität gegen schuldige und unschuldige Einheimische die Russen und leider auch Leute von uns in der roten Garde gegangen sind, dafür mögen folgende Beispiele dienen: Nach dem Räuberüberfall wurde eine große Zahl Sarten auf die Krepost gebracht; dann mußten sie außerhalb derselben eine große Grube graben, an deren Ränder sie aufgestellt wurden. Genügte der erste Schuß, so hatten sie Glück gehabt, genügte er nicht, so wurden sie mit dem Säbel niedergehauen und sterbend von den letzten vier Mann, die man aufsparte, eingescharrt. In Kisilkiah zwang man die bei den Räuberbanden eingefangenen Sarten so lange über die aus den Öfen kommenden heißen Schlacken zu laufen, bis sie darin einsanken und lebendigen Leibes verbrannten. Beim Köpfen der Sarten in der Krepost schlossen ungarische Rotgardisten Wetten

Digitized by Google

ab, wer rascher und besser innerhalb gewisser Zeit eine bestimmte Anzahl Köpfe herunterbrächte! Ein anderer wieder rühmte sich, daß er mit einem einzigen wohlgezielten Schuß eine Sartenfrau und gleichzeitig das Kind, das sie eben stillte, getötet hätte. Alle diese Angaben sind von unseren eigenen Leuten bestätigt worden!

Safonoff räumt mit der roten Garde gründlich auf. Die Rotgardisten müssen in der Festung zu ihrer maßlosen Unzufriedenheit vor allem vor- und nachmittags exerzieren. Die vielen Dirnen wurden aus der Festung hinausgeworfen, die Rotgardisten selbst dürfen nur zweimal wöchentlich mit Erlaubnisschein in die Stadt gehen.

Der zweite Jahrestag des Sturzes der Kerenski-Regierung wurde mit einer großen militärischen Parade begangen; da kam zum erstenmal der ungeheure Gegensatz zwischen den bisherigen militärischen Aufmärschen und dem heutigen zum Ausdruck. Alle Truppen Safonoffs waren in musterhafter Ordnung ausgerückt, die Soldaten tadellos ausgerüstet und alle benahmen sich während der Rede ihres Kommandanten vollkommen militärisch. Merkwürdig war, daß unter den verschiedenen Rednern auch ein Sarte das Wort ergriff und in bewegten Worten Safonoff dafür dankte, daß jetzt unter den Truppen Ordnung gemacht wurde und das Hinmorden Unschuldiger aufhören werde. Der Redner selbst war auf der Krepost grundlos zum Tode verurteilt worden, und nur die Leute Safonoffs hatten ihn aus den Händen der ungarischen Rotgardisten befreit. —

Safonoff gewinnt durch seine unbedingte Gerechtigkeit gegenüber den Einheimischen hier immer mehr an Ansehen, ja, er scheint fast zu einem militärischen Diktator der hiesigen Behörden zu werden. Sein Vorgehen überrascht, niemand wagt aber, gegen ihn vorzugehen. Noch auffallender ist jedoch ein Aufruf Safonoffs an die Einheimischen, wieder friedlich zur Feldarbeit zurückzukehren. Er macht darin die schärfsten Ausfälle gegen die anderen Truppengattungen und schreibt, daß die rote Armee sich in den Häusern verkrochen, als Mandamin den Überfall auf die Tjurma gemacht hatte, dafür aber am nächsten Tag unschuldige Sarten auf dem Basar niedergemetzelt hätte. Über diese Kühnheit herrscht allgemeines Staunen; die rote Garde ist ganz kleinlaut geworden.

Diese stramme Zucht scheint auch wahrlich notwendig zu werden, denn seit Neuestem tauchen wieder böse Gerüchte über

Digitized by Google

die Lage bei Orenburg auf. Ebenso hört man, daß wegen des vollständigen Mangels an Brennmaterial für die Bahnstrecke Taschkent—Aktjubinsk jetzt getrocknete Fische als Heizmaterial verwendet werden müssen, die man in großen Mengen aus den Salzseen der Steppe durch Karawanen herbeischleppen läßt.

Die gegenwärtige allgemeine Mißwirtschaft hat sogar von den Führern scharfe Kritik erfahren, und immer wieder ist zu hören, daß die Geldgebarung und die schändlichen Vorgänge bei den Truppen das Land dem sicheren Ruin entgegentreiben. In der kürzesten Zeit werden die Betriebe — so fürchtet man — zum Stillstand kommen und Rußland müsse dann die einzelnen Länder verlieren.

Mandamin allein hat sich in seinen Unternehmungen nicht weiter beirren lassen; sowohl er als seine Unterführer halten durch Überfälle, bald da, bald dort, die russischen Truppen stets in Atem. Eines Tages ertönte plötzlich in der Stadt das unheimliche Brüllen der Dampfsirenen, für die Russen das Zeichen der größten Gefahr; es war jedoch bloß ein Probealarm gewesen. Wir Kriegsgefangene fühlen uns auch vor den Räuberbanden ganz sicher, uns ließ dieser Alarm kalt, sehr zum Staunen der Russen, die beim Heulen der Sirenen in die ungeheuerste Aufregung gerieten.

Nach einer neuen Mobilisierungsvorschrift sind alle Männer von 18 bis 80 (!) Jahren unter die Waffen zu rufen; auch von einer zwangsweisen Mobilmachung der Kriegsgefangenen wird wieder gemunkelt. Durch ein eben erschienenes Gesetz ist der Streik als Konterrevolution erklärt worden. —

Als Fellache auf Feldarbeit

Meine Tätigkeit als Präses des Lagerkomitees gab zu viel Arbeit, als daß ich für mich selbst eine genügend einträgliche Beschäftigung hätte suchen und mich selbständig machen können. Für die Bahnarbeiten bot der russische Ingenieur so niedrige Akkordlöhne, daß wir mit den einheimischen Sarten nicht in Konkurrenz treten konnten; auch alle Schritte für die Errichtung unseres Teehauses blieben erfolglos. So mußte auch ich nach neuen Erwerbsquellen suchen. Durch einen glücklichen Zufall verschaffte mir Dr. Ornstein die Möglichkeit, in der Stadt Unterricht zu er-

Digitized by Google

teilen, und zwar fiel mir die eigenartige Aufgabe zu, einem russischen Juden namens Michaljewitsch, Sohn eines Großkaufmannes in Samarkand, das Lesen der arabischen Schrift beizubringen. Er konnte wohl fließend sartisch sprechen, aber keinen Buchstaben lesen. Dieser Unterricht, der mir übrigens fürstlich bezahlt wurde, gefiel mir außerordentlich. Leider wurde mein Schüler nach wenigen Wochen nach Samarkand gerufen.

Um so mehr machte es mir Freude, daß ein anderer Plan, den ich schon längst trug, in die Tat umgesetzt werden konnte. Zillbauer, von Beruf Landwirt, der in unserem Lagerkomitee die Verpflegsfragen führte, hatte die Leitung der großen Gemüsegärtnereien für die russischen Behörden übernommen. Es war schon immer mein Ziel gewesen, dort als Taglöhner einzutreten; ich hatte an Landarbeit nicht nur große Freude, sondern auch durch die langjährige Betätigung auf meinen eigenen Gärten darin reiche Erfahrung. Am 4. April setzte ich meinen Entschluß in die Tat um. Seit diesem Tage bin ich F e l l a c h e, der gegen 10 Rubel Taglohn seine acht Stunden auf den Feldern abarbeitet! Mit dem Ketmen weiß ich tüchtig umzugehen, an Ausdauer fehlt es mir auch nicht; vor allem wollte ich mir aber persönlich von den Schikanen der Kommunisten Ruhe verschaffen und von vornweg alle ihre Angriffe dadurch abschneiden, daß sie mich als Feldarbeiter sehen. Und wenn fürderhin die Kommunisten von mir etwas wollten, so mußten sie mich erst vom Acker holen lassen, wo ich nach einheimischer Art barfuß, mit Sartenkappe, Sartenhemd und Sartenhose bekleidet, mein Brot verdiene. Penizek und Moor sind meine Mitarbeiter, zwei niederösterreichische Berufsgärtner die Partieführer. An den heißen Tagen sind acht Stunden Arbeit wohl ein bitteres Brot, aber ich habe mir nun einmal vorgenommen, dort auszuhalten und mich auf eigene Füße zu stellen.

Die Feldarbeit brachte oft ganz eigenartige Abwechslung. Manche Arbeiten waren außerordentlich leicht und angenehm, andere wieder überaus anstrengend. Zu Tausenden und Tausenden pflanzten wir alle Gemüsegattungen, hatten herrliche Melonenfelder und zogen die dort prächtig wachsenden Tomaten und Bagladschan. Wenn die kleinen Zwiebelpflanzen auszusetzen waren, standen wir die acht Stunden in den Wassergräben oder im feuchtkalten Schlamm, wofür immerhin eine gewisse Abhärtung nötig war. Der schönste Dienst aber war während der Arbeit die Aufsicht beim großen Wassergraben, damit an den Bewässerungstagen

Digitized by Google

niemand uns das Wasser wegnehme. Vier Stunden beim ruhig dahinfließenden Arik unter den schattigen Bäumen sitzen ist eine wunderschöne Erholung. Man vertreibt sich die Zeit durch Lesen, Baden oder Plaudern mit den vorbeigehenden Einheimischen, man hat auch Zeit, seinen eigenen Gedanken nachzugehen. Inmitten der sattgrünen sartischen Ländereien sieht man alle Arten Vögel übers Wasser ziehen, von den gemeinen Turteltauben, Elstern und Würgern an bis zu den Pirolen und Eisvögeln, an die man sich anschleichen kann. Hoch oben in den Lüften ziehen die Kuttengeier ihre Kreise.

Bei unserer Arbeit sind wir nicht unter uns allein; in kleineren Gruppen arbeiten auch sartische Frauen und Mädchen mit, die vor der Feldarbeit das Kuttengewand und den schwarzen Schleier tragen, diesen aber dann ablegen, als ob wir Männer gar nicht vorhanden wären. Sie begrüßten uns mit einer merkwürdigen Ehrfurcht. Zuweilen hatte auch ich ein bestimmtes Stück Feld zusammen mit einer solchen weiblichen Arbeitsgruppe zu betreuen. Es ist mit ihnen ganz lustig; während der Arbeit fragen sie nach tausend Dingen, nur ist ihr Dialekt recht schwer zu verstehen. Ich hielt sie tüchtig zur Arbeit an und mußte daher selbst um so eifriger mitschuften. Sie erhalten in landesüblicher Weise die Hälfte des Lohnes der männlichen Feldarbeiter. Eine junge Frau von etwa zwanzig Jahren mit auffallend schönen Zähnen war besonders hübsch. Sie hatte die Scheu, zu sprechen, wie alle anderen vollständig abgestreift, solange sie keinen Schleier trug. Während der Arbeit sind diese Frauen mit weiten Pumphosen bekleidet und binden sich darüber das Frauengewand bis über die Knie herauf. In den Arbeitspausen gehen sie zum Arik und nehmen dort ohne viel Umstände ein Bad so, wie Gott sie geschaffen hat, oder sie tanzen zu einfachen eigenartigen Gesängen. Ihre Anführerin ist eine würdige Matrone, die mich besonders in ihr Herz geschlossen hat, weil ich sartisch spreche. Als ich ihr erzählte, daß ich nunmehr bald fünf Jahre meine Frau und meine Kinder nicht mehr gesehen habe, machte sie den Vorschlag, sie wolle mit mir die Pilgerfahrt nach Mekka antreten, falls ich imstande wäre, zumindest für mich einen Esel zu kaufen; sie würde mich für ihren Sohn ausgeben und alles würde gut ablaufen; in längstens einem halben Jahre, meinte sie, könne ich dann zu Hause sein. Diese naive mütterliche Fürsorge der alten Sartin hat mich ehrlich gerührt.

Digitized by Google

Die hiesige Kommunistische Partei hatte bald erkennen müssen, daß die Kriegsgefangenen in der Frage der Heimfahrt sich nicht mehr länger vertrösten ließen. Zwar war nach den letzten schweren Enttäuschungen durch meine Berichte aus Taschkent und die vielen uns unmittelbar berührenden Ereignisse eine gewisse Ruhe eingetreten. Dennoch drängten die Kriegsgefangenen, als das Frühjahr kam, immer mehr zu einer Entscheidung. Hiezu kamen die beunruhigenden Nachrichten von Russen, die aus österreichischer Gefangenschaft zurückgekehrt waren, die besagten, daß die österreichischen Zeitungen mit schwarzen Rändern erschienen wären und die Mitteilung vom Tod aller Kriegsgefangenen in Turkestan gebracht hätten. Fast will uns scheinen, als wäre diese Nachricht von hier aus verbreitet worden, um zu verhindern, daß die heimatlichen Behörden sich weiter um die Kriegsgefangenen in Turkestan kümmern.

Bei einem Massenmeeting in Taschkent wurde bekanntgegeben, daß an einen Abtransport vor August 1919 überhaupt nicht zu denken wäre. Immer wieder wurde die Nachricht ausgesprengt, daß General Mallison nur deshalb versucht hätte, die Kriegsgefangenen aus Turkestan herauszubekommen, um sie gegen Rußland zu bewaffnen.

Schließlich hatten sich die Kommunisten unter dem starken Druck der Unzufriedenheit unter den Kriegsgefangenen entschlossen, für den 6. April eine allgemeine Versammlung der Kriegsgefangenen einzuberufen, die als einzigen Punkt der Tagesordnung die „Heimfahrt" hatte.

Von allen Seiten waren sie in Massen an diesem Sonntag nachmittag zusammengeströmt, aus beiden Lagern, aus dem Spital, aus der Stadt, aus allen Betrieben und aus Kisilkiah. Von den Kommunisten wurde in geschickter Aufmachung dort verkündet, daß nunmehr in den Vordergrund ihrer Tätigkeit die Frage der Heimbeförderung der Kriegsgefangenen gerückt werden sollte. Ein großer vorbereitender Ausschuß, in welchen selbstredend in reicher Zahl Kommunisten gewählt werden mußten, wurde für die Heimfahrt eingesetzt und Delegierte wurden bestimmt, die in den nächsten Tagen nach Taschkent fahren sollten, um sich dort mit der Zentrale in Verbindung zu setzen. Überall herrschte bei unseren Leuten eitel Freude. Nur die ruhiger Denkenden ahnten,

Digitized by Google

daß auch diesmal kein ehrliches Spiel getrieben werde. Vor allem fiel schon auf, daß die Partei, die plötzlich für den Heimtransport so viel Interesse zeigte, kein Geld hatte, um die Delegation nach Taschkent zu schicken; hiefür mußten die Gelder in den einzelnen Kriegsgefangenengruppen durch Sammlungen aufgebracht werden.

Zwei Wochen banger Erwartung vergingen, bis die Delegierten von Taschkent zurückkehrten. Die von dort durchsickernden Nachrichten waren aber recht bedenklich. Neue Kämpfe der Roten und Weißen Garden bei Aktjubinsk wurden gemeldet, wo die Eisenbahnlinie nach Europa neuerlich unterbrochen sein soll.

Die von uns allen mit ganz ungeheurer Spannung erwartete neue Versammlung am 27. April hat nun vollends die wahre Art der hiesigen Kommunisten aufgedeckt und wieder einmal bewiesen, wie wenig ihren Worten zu trauen ist. Unserem Lager wäre diese Versammlung bei einem Haar zum Verderben geworden.

*

27. April 1919. In unserem Lager herrschte fieberhafte Aufregung. Die Stunden wollten kaum vergehen, bis es Zeit war, zur heutigen großen Versammlung ins Mannschaftslager zu gehen, wo über die Taschkenter Reise der Delegaten berichtet werden sollte. Bei der übergroßen Zahl der Anwesenden mußte der Bericht in Gruppen abgehalten werden. Der Reichsdeutsche Dantz richtete in feierlichen Worten zunächst eine Ansprache an die Kriegsgefangenen und scheute sich nicht, es gerade herauszusagen, daß einzig unsere eigenen Leute, die „Kommunistische Partei der Ausländer", unsere Heimfahrt mit allen Mitteln verhindere, daß wir verkauft und verraten seien! Noch schärfer sprach bei einer anderen Gruppe Zemaka, der Vertreter des Bergwerkes Kisilkiah. Aus unserem Lager waren bei allen Gruppen Leute verteilt, wir sahen deutlich, daß die Kommunisten genau überwachten, ob wir selbst an Demonstrationen gegen sie teilnähmen. Wir hatten jedoch Parole ausgegeben, uns vollkommen ruhig zu verhalten. Dann wollte einer der wütendsten kommunistischen Agitatoren sprechen, der Ungar Farago. Die Menge war nun nicht mehr zu halten, es kam zu einem ungeheuren Tumult, stürmische Protestrufe wurden laut: „Seelenverkäufer!" „Nieder mit dem Hund, der uns verraten hat!" und ähnliches mehr.

Auf das hin verließen plötzlich sämtliche Rotgardisten auf einen Zuruf von Farago die Versammlung und verschwanden,

Digitized by Google

während die erregte Menge der Kriegsgefangenen zurückblieb und die Heimfahrtsfrage besprach. Einfach und zu Herzen gehend sprach Dunzendörfer, ein biederer oberösterreichischer Bauer aus unserem Lager. Die Stimmung gegen die Kommunisten wurde mit jeder Minute bedrohlicher. Wir erkannten, daß hier nichts Gutes herauskommen könne und begannen, uns auf den Heimweg zu begeben.

Wir waren kaum einige hundert Schritte weit gekommen, da fanden wir plötzlich die Straßen von Rotgardisten gesperrt, und wir wurden von allen Seiten mit Bajonetten in eine Gasse getrieben, deren vorderer Ausgang bereits von anderen Rotgardisten mit gefälltem Gewehr besetzt war. Wir wurden von den Bajonetten der einen in die der anderen getrieben und dort zum Halten gebracht. Es war ein Augenblick der größten Gefahr, jedes unbesonnene Wort konnte die Katastrophe auslösen. Ich gab nur rasch meinen Kameraden die Weisung weiter, ruhig stehenzubleiben, denn, wenn das Ende jetzt käme, wäre ja ohnehin jeder Widerstand vergeblich. Mit meinen Getreuen in der ersten Reihe waren wir zusammen 85. Da fuhren in gestrecktem Galopp noch einige Wagen mit Rotgardisten vor, die heraussprangen und mit dem Rufe: „Also, da haben wir jetzt die Konterrevolutionäre! unsere Offiziere!“ die Gewehre fällten, um uns das Ende zu bereiten. Dann sprengte noch Farago daher, der ein Maschinengewehr von der Festung herbeordert hatte, um in wenigen Minuten mit uns aufzuräumen! In diesen entscheidenden Sekunden, in denen ich und so mancher der Kameraden mit einem letzten Gedanken an die Seinen vom Leben Abschied nahm, jagte ein anderer Wagen daher, aus dem Benesch mit den Worten stürzte: „Nicht schießen, Genossen, bevor wir nicht wissen, wer schuldig ist!“ Benesch' Eingreifen hatte uns das Leben gerettet! Der erste Schuß wäre das Zeichen gewesen und keiner von uns wäre am Leben geblieben! Die Rotgardisten trieben uns fluchend, zu vieren abgeteilt, über die Felder ins Gefängnis der Festung. Dort waren Mack und Haich von der Kommunistischen Partei; sie waren nicht wenig erstaunt, uns an der Spitze dieses traurigen Zuges zu sehen. Unsere Bemühung aufzuklären, hatte doch so viel Erfolg, daß wir zunächst dreiunddreißig der Kameraden aus der Festung wieder herausbrachten. Hier erst hörten wir, daß Farago, der bei der Versammlung am Sprechen gehindert worden war, die Rotgardisten mit dem Ruf aufgepeitscht hatte: „Bei der Versammlung draußen

Digitized by Google

gehen die Offiziere gegen die Rote Garde vor, treibt sie zusammen und macht sie alle nieder!"

28. April 1919. Man ist hart geworden. Und selbst nach den größten Anstrengungen der Nerven erlöst wenigstens für einige Stunden der Schlaf. Vormittag wurde ich vom Feld und Faludi vom Lager geholt, wir mußten wieder einer Art Gerichtsverhandlung auf der Festung beiwohnen. Man hatte dort auch Dantz und Zemaka eingekerkert, gegen die sich die Wut der Kommunisten am meisten richtete. Benesch erklärte vor uns allen: „Auch wenn das revolutionäre Tribunal den Dantz freispricht, so werde ich ihn auf eigene Faust niederschießen; der gehört mir, der wird nicht mehr für die Heimfahrt den Mund aufmachen." Eine kleine Schar unserer Kameraden konnten wir auch heute herausbekommen.

Nachmittag hatten alle Kriegsgefangenen zu einer Versammlung bei der Sobranje zu erscheinen, wo Farago und Benesch sich wieder in wilden Reden gegen unser Lager als den Herd der Aufwiegler ergingen.

— 29. April 1919. Wir sind an die Demütigungen von dieser Schar von Abenteurern leider schon einigermaßen gewohnt. Wenn wir aber heute erleben mußten, daß grüne Jungen unsere alten Kameraden im Lager hier anschrien, weil sie vor ihnen nicht „Habt acht! stünden, wenn man mit ihnen rede", da gehörte viel Zurückhaltung dazu, um nicht alle Besonnenheit zu verlieren! Der alte Offizial Ecker, der kaum mehr gehen konnte, ein Mann von über 60 Jahren, war es, den Schaich, ein Ungar, ein Bube von kaum 21 Jahren, vor allen Leuten so behandelte, als wir zur Vergatterung hatten antreten müssen! Nach einer Reihe von Brandreden gegen uns Konterrevolutionäre wurde der strengste Belagerungszustand über das Lager verhängt, das Verlassen desselben nur mit besonderem Erlaubnisschein gestattet. Gleichzeitig wurde ein Werbetisch für uns und die Mannschaft zur freiwilligen Meldung in die „eiserne Brigade" bei uns aufgestellt. Allein kein Mann trat vor! Erst am späten Nachmittag fand das unwürdige Schauspiel mit einer neuerlichen Durchstöberung unserer Lagerkanzlei und der Wohnungen verschiedener Kameraden seinen Abschluß.

*

Die große Ruhe, die wir vom Komitee in allen diesen so überaus kritischen Situationen bewahrt hatten, vor allem die Tatsache, daß wir uns nie hinreißen ließen, auch nur ein unüberlegtes

Digitized by Google

Wort gegen die Kommunisten fallen zu lassen, scheint auf sie den größten Eindruck gemacht zu haben. Der verschärfte Kriegszustand über unser Lager wurde nach zwei Wochen aufgehoben. Selbst die Gefahr, zur „Saxaul"-Arbeit in eine Fiebergegend der Karakumsteppe verschickt zu werden, ließ sich von unserem Lager abwenden. Unsere Ärzte taten dabei ihr möglichstes, ja selbst die russischen Ärzte der Kommission sahen ein, daß bei dem Grade unserer Unterernährung eine solche Verschickung ein Verbrechen wäre und nur den Zweck haben könnte, sich unser zu entledigen.

Durch die Schaffung des „Ossobeni Otdiels", einer neuen Geheimpolizei mit unumschränkten Machtbefugnissen *, konnte wohl jeder Aufstand im Keim erstickt werden, trotzdem verschärfte sich wieder die Lage durch die ungünstigen Nachrichten von den Kämpfen zwischen der Weißen Garde unter Koltschak und den roten Truppen hinter Orenburg. Auch mit dem Bandenwesen Mandamins war nicht fertig zu werden.

Um so günstiger traf für die Russen die Nachricht vom Umsturz in Ungarn ein, wo unter Bela Kun eine Sowjetregierung eingesetzt worden war. Mit einer großen Feier wurde dieser Fortschritt der Weltrevolution hier festlich begangen. Kurze Zeit darauf erschien bereits ein angebliches Telegramm der ungarischen Ratsregierung in den hiesigen Zeitungen, in welchem die kriegsgefangenen Ungarn aufgerufen wurden, in Rußland in die Rote Armee einzutreten; für den wahren Kommunisten sei es ja — so wurde geschrieben — ganz gleichgültig, ob er in den Straßen von Budapest oder auf dem Boden Turkestans für die Ratsrepublik und für die Befreiung des Proletariats kämpfe.

Was uns aber bis ins Innerste erschütterte, war die traurige Bestätigung der Nachricht, daß vom Oscher Lager, als es auf dem Wege nach Andischan war, 187 österreichische Kriegsgefangene (102 Offiziere und 85 Mann) von den Räuberbanden Chal Chodschas in der grausamsten Weise niedergemetzelt worden waren, während bloß 19 des Lagers sich durch einen Zufall hatten retten können! Wenn die uns zugekommenen Nachrichten über die Ursache dieser Katastrophe richtig sind, so lag sie darin, daß der Kommandant der Oscher Kameraden seinerzeit sich gegenüber Chal Chodscha verpflichtet hatte, mit den Waffen, die das Lager zur Selbstverteidigung gegen Überfälle erhalten hatte, nicht gegen die Räuber aktiv vorzugehen. Als nun die russischen Truppen in

* Vorläuferin der Tscheka und G. P. U.

Digitized by Google

der Nähe von Osch in äußerste Bedrängnis geraten waren und sich an das Lager um Hilfe wandten, sollen sie gegen die Räuber mit diesen Waffen unterstützt worden sein. Chal Chodscha rächte diesen vermeintlichen Treubruch, indem er das unbewaffnete, von Osch nach Andischan übersiedelnde Lager umzingelte und unsere armen Kameraden niedermachen ließ.

Die Fluchtversuche in die Berge

Die Kommunisten verhinderten jeden Versuch, die Heimfahrt zu fördern, und gingen in ihrem Terror so weit, einen solchen Versuch als Konterrevolution zu erklären. Überdies war es wegen der neuen Kämpfe im Orenburger Gebiet unmöglich, über das europäische Rußland in die Heimat zu fliehen; es darf also nicht wundernehmen, wenn die abenteuerlichsten und verwegensten Fluchtpläne auftauchten, dies besonders unter den Kriegsgefangenen in Kisilkiah, die sich durch ihre Arbeit auch reichlich Mittel beschaffen konnten, um neue Wege zu versuchen. Es war dies der Weg übers Hochgebirge, sei es über den Tengis-Bei, die Bucharei und Afghanistan nach Persien, sei es vom Kisil-Su-Tal aus über den Taunmurunpaß nach Kaschgar in Chinesisch-Turkestan und von dort über das Pamyrhochland nach Tschitral und Peschawer in Indien*.

Das Bedrückende für mich aber war, daß so viele der Gruppen, die dieses große Wagnis unternahmen, bei mir nicht nur Pläne und Karten einsahen, sondern mich baten, ihr Führer zu werden, oder ihren Entschluß von dem meinigen abhängig machen wollten. Alle meine Warnungen vor solchem Unternehmen für sie als ganz Ungeübte blieben erfolglos; es tat mir so leid, daß gerade die Kräftigsten um jeden Preis sich in dieses Abenteuer stürzen wollten. Sie erklärten aber entschlossen, sie hätten es satt, hier weiter zu warten; wenn es ihnen schon beschieden wäre, in diesem Lande zugrunde zu gehen, so wollten sie doch wenigstens diesen letzten Versuch wagen. So gingen sie, und jede Woche folgte eine neue Gruppe nach; bald waren es einige Hundert.

Die Russen wußten um diese Fluchtversuche, verhielten sich aber ihnen gegenüber passiv, die Kommunisten dagegen erklärten offen, das einfachste Mittel, den Kriegsgefangenen die Lust auszutreiben, „zu den Engländern überzugehen", wäre, einmal ihrer 100 einzufangen und jeden fünften von ihnen niederzuschießen!

* Siehe Karte der Umgebung Skobelews, S. 155.

Digitized by Google

Leider kamen nur allzu bald die Nachrichten, daß fünf Gruppen in der Bucharei umgekommen wären; aber immer rechnete die nächste damit, daß vielleicht ihr das Glück günstiger sein würde.

Auch in unserem Lager brach die Fluchtpsychose mit erneuter Heftigkeit aus. Nach verläßlichen Berichten solle es nicht schwer sein, sich in K a s c h g a r durchzubringen — unsere Ansprüche ans Leben waren ja mehr als bescheiden —; somit trat bei uns der Weg über den Tengis-Bei, den Taldikpaß und den Taunmurunpaß nach Kaschgar in den Vordergrund. Dann ginge es über den kleinen Pamyr, den Mingteki oder den Gilgitpaß (beide über 5000 Meter) nach Peschawer in Indien — ein wahrhaft phantastischer Plan! Jeden Abend saßen wir über den Karten, die wir uns beschafft hatten; bis Kaschgar war die Frage klar, aber wie den Weg über den Pamyr (60 Kilometer in fast 5000 Meter Seehöhe) bezwingen, ohne Ausrüstung, ohne Geld?

In Kisilkiah hatte inzwischen die Massenflucht der Leute über die Berge derartigen Umfang angenommen, daß über das Bergwerk der Kriegszustand verhängt wurde. Eines schönen Tages waren auch von uns Schaufuß * und Patzelt mit Rodler und Halmel über den Tengis-Bei gezogen.

Fieberhaft wurden Vorbereitungen getroffen, Karten kopiert, Auskünfte erteilt, die Box in unserem Zimmer erinnerte mich manchmal mit ihrem Betrieb an ein Reisebureau.

Je mehr ich aber die Bücher und Karten studierte, desto gewaltiger wurden meine Bedenken gegen die Überquerung des Pamyrs nach Indien.

Während wir alle diese Pläne berieten, traf uns zu unserer maßlosen Überraschung die Nachricht, daß eine ungarische Gruppe unseres Lagers, der sich auch Kosch (von unserem Lagerkomitee) angeschlossen hatte, ihre Vorbereitungen abgeschlossen hätte und dieser Tage abginge. Sie hatte sich sogar bei dem Räuberanführer Nassr-eddin, der mit seinen Leuten bei Utschkurgan steht, freien Durchzuges durch sein Gebiet versichert. Von Kosch, der uns im Lagerkomitee eine wertvolle und unermüdliche Kraft gewesen ist, nahmen wir herzlichen Abschied und unsere ehrlichsten Wünsche begleiteten ihn auf dieser waghalsigen Unternehmung.

---

* Schaufuß ist einer der wenigen, dem die Flucht geglückt ist; er kam über Afghanistan nach Indien in englische Gefangenschaft und von dort in die Heimat zurück.

Digitized by Google

Für mich war in der Frage, ob Kaschgar oder nicht, das kühne Abenteuer von Gramont und Fink entscheidend, die über Utschkurgan bis in das Hauptquartier von Nassr-eddin (zu zweit auf einem Pferd) geritten waren; auch sie wollten sich Passierscheine verschaffen und sich überzeugen, ob es mit dem freien Durchzug durch die Räuberzone seine Wahrheit hätte. Nassr-eddin sagte auch ihnen seine Unterstützung zu und versprach, Tragtiere beizustellen. Leider mußten sie aber schon dort feststellen, daß die ungarische Gruppe mangels der zugesagten Tragtiere die Hälfte ihres Gepäckes hatte in Karaul zurücklassen müssen, die eine willkommene Beute für die Räuber bildete.

Dieser Bericht war dazu angetan, die hochgespannten Hoffnungen stark herabzudrücken, und für mich war die Frage mit einem entschiedenen „Nein" erledigt.

Am 27. Juni erlebten wir die zweite große Überraschung; wir saßen eben wieder über den Karten, da traf der Großteil der ungarischen Gruppe, die vor Monatsfrist mit dem Ziele Kaschgar abgezogen war, in einem Zustande grauenhaftester Verwahrlosung, ausgeraubt bis auf die notwendigsten Kleidungsstücke und halb verhungert, wieder im Lager ein. Nur Schimko, Balla und Kosch wollten auf dem Rückweg in Darautkurgan den Weiterweg über die Bucharei nach Persien versuchen.

Zwei Wochen später kamen auch Schimko und Balla zurück, ganz verstört und in Lumpen. Der arme Kosch ist bei der Überquerung eines Flusses vom Pferde geglitten und ertrunken; sie hatten noch die größte Mühe, von den umwohnenden Kirgisen die Erlaubnis zu erhalten, ihn einzuscharren.....

*

Einzig und allein Wolf ist ganz andere Wege gegangen; er hatte sich vorgenommen, auch noch den Issikkulsee in Nordost-Turkestan zu sehen, und hat Mittel und Wege gewußt, hinzukommen, um dort die weitere Entwicklung der Ereignisse abzuwarten.

Hochzeit im Lande der Tausendundeinen Nacht

Die völlige Aussichtslosigkeit, in absehbarer Zeit nach Hause zu kommen, hat viele der Kriegsgefangenen veranlaßt, hier dauernde Bindungen einzugehen. Die Sowjetehen, die nach dem neuen Gesetze ebenso leicht geschlossen als gelöst werden konnten,

Digitized by Google

waren nur im Interesse der Russen, die ja im stillen hofften, damit viele Kriegsgefangene für dauernd als Arbeitskräfte ihrem Lande erhalten zu können.

Es soll auch vorweg gesagt sein, daß viele dieser Ehen zu dauernden, glücklichen Verbindungen geführt haben.

Wohl der merkwürdigste Fall aber auf diesem Gebiete war die Heirat eines unserer Kriegsgefangenen mit einer Einheimischen, einem Sartenmädchen, und ein biederer Schneidergeselle aus unseren heimatlichen Bergen war es, der diese kühne Tat wagte.

Eines Tages war Birnhuber zu mir ins Lager gekommen; er bewahrte mir von der Zeit her, da er mein Offiziersdiener gewesen war, eine rührende Anhänglichkeit und begann mir seine Pläne auseinanderzusetzen: Die Aussicht, heimzukommen, sei in weiteste Ferne gerückt, die vielen Krankheiten, die er schon durchgemacht habe und seine schwächliche Gesundheit würden ihm die Mühen der Heimfahrt ohnehin nicht überleben lassen; so wolle er wenigstens die kurze Spanne Zeit, die er vor sich sehe, nicht ganz allein bleiben und dem Rate seiner einheimischen Freunde folgend sich eine junge Sartin zur Frau nehmen.

Er sei ja weder mit Glücksgütern noch mit äußerlichen Vorzügen gesegnet und glaube fest, daß nur ein einheimisches Mädchen treu zu ihm halten werde. Kommenden Sonntag finde — so teilte er mir „offiziell" mit — nach mohammedanischem Ritus die Hochzeit statt, zu der er mich zu Gaste bitte.

Mein einziges Bedenken war nur, ob es ihm gelingen werde, die Familie seiner zukünftigen Frau zu überzeugen, daß er ein Moslim sei, was er zu werden voll entschlossen war. Er hatte bereits alle notwendigen Gebete gelernt, ja sich sogar vom Mullah in Alt-Marghellan ein Zeugnis darüber ausstellen lassen, daß er im mohammedanischen Glauben wohl bewandert sei und nunmehr den neuen Namen „Millah Musulman" tragen werde.

Der gute Birnhuber hatte seine zukünftige kleine Frau noch nicht zu Gesicht bekommen, denn nach der Landessitte sieht der Bräutigam die Braut erst nach der Hochzeitszeremonie. Er war aber felsenfest überzeugt, daß seine Freunde gut für ihn gewählt hatten: sie war eine Waise, ihr Ziehvater, ein kleiner Kaufmann im nächsten Dorfe, gab sie ihm gegen ein ganz bescheidenes Kalin gerne zur Frau.

Mit nicht geringer Spannung erwartete ich den Sonntag. Birnhuber hatte am äußersten Ende des Mannschaftslagers für sich und

Digitized by Google

seine zukünftige Sartenfrau eine kleine Hütte von seinen Freunden herrichten lassen; sie war der Landessitte entsprechend in zwei Räume geteilt, einen inneren, den Harem für die Frau, und für den Mann einen äußeren, den Selamlik, der zugleich Arbeits- und Besuchsraum war und seine Nähmaschine enthielt.

Unter den großen alten Platanen am Ausgange des Lagers hatten Birnhubers Freunde schon früh am Nachmittag begonnen, das Mahl zu bereiten. Prächtiges Obst war in Mengen gebracht worden und unter zwei Kesseln loderte das Feuer.

Die eigentliche Zeremonie verzögerte sich vorerst durch formale Schwierigkeiten, da das Zeugnis des Mullah aus Marghellan keinen rechten Glauben fand. So konnte die Trauung erst gegen Abend stattfinden und gerade dieser Umstand umgab das bescheidene Fest mit einem eigenartigen Reiz. Eben als die Sonne hinter den Bergen versank, kam der kleine Zug aus dem benachbarten Kischlak über die Steppe zur Kibitka, voran würdige ältere Männer in langen wallenden Schalaten und weißen Turbanen, dann junge Burschen; ihnen folgten in einiger Entfernung die weiblichen Angehörigen der Braut, alle verschleiert, und zum Schluß, auf einem kleinen Esel reitend von zwei einheimischen Frauen begleitet, kam ganz vermummt die junge Braut; sie wurde von den Frauen in das neue Heim geleitet. Der Landessitte entsprechend kleidet sie sich dort vom Kopf bis zum Fuß in jene Hochzeitskleider, die als Geschenk des Bräutigams für sie bereitliegen. Dann wird sie in den rückwärtigen Teil des Raumes gebracht, den ein Vorhang teilt, und nimmt mit Brautkleid und Brautschmuck angetan auf einem der beiden Kissen Platz.

Birnhuber hatte inzwischen mit vieler Mühe durchgesetzt, daß sein Zeugnis Glauben fand und der Ortsgeistliche (*damullah*) sich bewegen ließ, die Trauung rechtskräftig vorzunehmen.

Während der folgenden, für mich äußerst merkwürdigen Zeremonien blieb die junge Sartin hinter verschlossener Tür, umgeben von den Frauen im Haus ihres zukünftigen Mannes. Dann gingen die männlichen Hochzeitsgäste mit dem Bräutigam bis vor den Eingang des Hauses, worauf der Geistliche an die Türe klopfte und die wie eine kleine Prinzessin auf dem Kissen thronende Braut fragte, ob sie willens sei, ihrem Bräutigam als Eheweib zu folgen und seine treue und ergebene Sklavin zu sein. Erst auf den dritten Anruf und auf die dritte Frage gab sie der Sitte entsprechend ihr Jawort, worauf der Bräutigam von den Freunden umringt und be-

Digitized by Google

glückwünscht und dann von den Frauen in den inneren Teil der Kibitka geführt wurde.

Birnhuber, der schon längst ausschließlich die Tracht der Einheimischen trug, hatte sich für diesen Tag ganz neu ausstaffiert und nahm nun auf dem zweiten Kissen Platz.

Während im Vorraum die Männer bewirtet wurden und die Burschen bis in die späte Nacht heitere und anzügliche Lieder zur Tutara sangen, empfing er drinnen neben seiner kleinen Frau die Glückwünsche der weiblichen Verwandten und Bekannten.

Das junge, kaum 15jährige Mädchen, das so die Frau eines österreichischen Kriegsgefangenen geworden war, sah ganz allerliebst aus, und die beiden auf ihren Kissen Thronenden in den morgenländischen Gewändern erinnerten fast an Szenen aus dem Märchenbuch der Tausendundeinen Nacht — die kleine, einheimische „Prinzessin", daneben der biedere Schneidergeselle, den eine Laune des Schicksals ins Morgenland verschlagen hatte!

Einige Tage später traf ich Birnhuber bei bester Laune und voll des Lobes über seine kleine mohammedanische Frau, die unendlich fleißig und brav, tüchtig im Haus und im Kochen und ebenso zärtlich als ergeben war, so daß er in seiner wohl einzig dastehenden Art sein Glück gemacht zu haben schien.

Er hatte aber nicht damit gerechnet, daß ihm seine engeren Kameraden diesen Schritt, insbesondere den Übertritt zum Islam, schwer verübeln würden, noch weniger aber damit, daß die Einheimischen, die in Birnhuber noch immer einen Ungläubigen sahen, seine Verbindung mit einer mohammedanischen Frau aus religiösen Gründen mit scheelen Augen ansahen — trotz des Attests des Kadi von Alt-Marghellan.

Es dauerte nicht lange, da erfuhr ich plötzlich, daß Birnhuber auf den Tod erkrankt im Spital läge. Böse Gerüchte wollten wissen, daß ihn seine Frau auf Anstiften der Einheimischen vergiftet hätte! Die Ärzte stellten wohl fest, daß daran kein wahres Wort sei, trotzdem aber wollten die Gerüchte nicht verstummen. Tagelang war die kleine Frau am Spitalseingang gesessen, als ihr Mann dorthin gebracht worden war, hatte ihm auch Speisen gebracht; allein man ließ sie nicht zum Bette des Kranken. Birnhuber lag lange zwischen Leben und Tod. Als er aus dem Spital entlassen wurde, erlebte er die bittere Enttäuschung, daß er seine Hütte vollständig leer fand! Verschwunden war die junge Frau, verschwunden alles, was er an Hausrat besessen hatte! Würde

Digitized by Google

nicht durch Zufall unser Lagerarzt für dringende Arbeiten sich Birnhubers Nähmaschine entliehen haben, so wäre auch diese wahrscheinlich verlorengegangen.

Birnhuber hatte trotzdem das Vertrauen in seine kleine Frau, die ihm wenigstens einige Wochen stillen Glückes geschenkt hatte, nicht verloren; aber alle seine Bemühungen, von ihr zu hören oder sie ausfindig zu machen, blieben vollständig erfolglos. Er hat sie in der Tat nie mehr zu Gesicht bekommen und auch alle seine früheren sartischen Freunde behaupteten, von ihrem Verbleibe nichts zu wissen.

Im Spital. Der Aufstand der Bauernschaft von Dschellal-Abad

Zwei heftige Malariaanfälle, die mich in der kürzesten Zeit schrecklich schwächten, machten mich zunächst arbeitsunfähig und auch arbeitslos; die schwere, täglich achtstündige Feldarbeit in der glühenden Augustsonne hatte wohl auch das Ihrige dazu beigetragen. Als alle üblichen Mittel das Fieber nicht einzudämmen vermochten und es vielmehr trotz Chinin immer unregelmäßiger auftrat, blieb doch nichts übrig, als das Spital aufzusuchen.

*

16. August 1919. Ich war bei der heutigen Untertemperatur von 35·3° nach dem letzten Fieberanfall so schwach, daß ich am Weg zum Spital immer wieder am Straßenrand ausruhen mußte. Wie eine Erlösung nahm mich dann der Karren unserer Lagerküche auf und führte mich das letzte Stück des Weges. Dr. Haller hatte in der rührendsten Weise für mich vorgesorgt, ich bekam sogar einen Fensterplatz in einem der Krankensäle. Das Bett, das ich bezog, erschien mir traumhaft: hier im Spital gab es Matratzen, weiße Leintücher, Decken und gar ein weißes Kissen, alles Dinge, deren Existenz wir fast schon vergessen hatten! Neben mir liegt ein schwerkranker Russe, mit dem es schlecht zu stehen scheint; er bekommt fortgesetzt Besuche, auch viele Damenbesuche, die mich fast ebenso genieren wie die freundlichen Sanitarinen aus der guten russischen Gesellschaft, die hier Dienst tun. Im Zimmer neben mir liegt Hanl, der Sohn des Wirtes vom Otto-Schutzhaus auf der Rax bei Wien; in dem meinen ist ein deutsch-russischer Bauer aus einer Baptistengemeinde im Semiretscher Gebiet, namens

Digitized by Google

Weber. Er hält mit seinen gesunden Anschauungen nicht zurück und sagt immer wieder: „Wer ein richtiger Bauer ist, der hängt mit Leib und Liebe an seiner Scholle und kann sich nie und nimmer mit dem Gedanken der ‚Kommune' befreunden."

*

Meine Hoffnung, hier abseits vom Getriebe der Ereignisse in Ruhe leben zu können, mußte ich recht bald aufgeben. Nicht nur, daß die zahlreichen Besuche der engeren Freunde mich über alle Angelegenheiten des Lagers am Laufenden erhielten — unser Menagekoch Dunzendörfer, die treue Seele, brachte mir wiederholt für mich besonders gemachte Speisen —, die fieberhafte Spannung, die in der Skobelewer Luft lag, drang auch bis zu uns in die Krankensäle. Das eine Mal waren es die Salven von der Militärparade, die von den Russen anläßlich des Beginnes der Weltrevolution veranstaltet wurde, das andere Mal kamen spät abends bewaffnete Patrouillen der neuen „geheimen Abteilung", um eine Reihe von Leuten im Spital, ja von den Krankenbetten weg zu verhaften und bei den Ärzten hochnotpeinliche Untersuchungen vorzunehmen.

Es trug auch keineswegs zu meiner Beruhigung bei, als ich erfuhr, daß ich gar nicht Malaria hätte, sondern daß die Blutprobe einwandfrei Paratyphus ergeben hätte.....

Das Ausbleiben der nötigen Verpflegsmittel von der Taschkenter Zentrale und die Unmöglichkeit, wegen des Räuberunwesens in der bisher üblichen Weise bei den Sarten in der Umgebung Lebensmittel mit Waffengewalt zu requirieren, zwang die Russen, zur letzten Reserve zu greifen, nämlich zum Versuche, bei der Bauernschaft des reichen Dschellal-Abader Gebietes die nötigen Verpflegsmittel zu beschaffen. Diese aber wollten ihre schwer erarbeiteten Vorräte an Getreide nicht gegen schlechtes Turkestaner Geld ausfolgen. Nun sollte mit Waffengewalt gegen die Bauern vorgegangen werden, denn die Lebensmittel mußten um jeden Preis beschafft werden, sollte nicht darüber die Macht der Bolschewiken zusammenstürzen. Die Gendarmerie weigerte sich auszurücken, und die Truppen Safonoffs, selbst Bauern, waren nicht dazu zu haben, Brudermörder zu werden!

Die Bauernschaft Dschellal-Abads, fest entschlossen, ihren Besitz bis zum letzten Blutstropfen zu verteidigen, griff zu den Waffen. An ihre Spitze stellten sich frühere russische Offiziere,

Digitized by Google

darunter General Muchanow. Bald verfügten sie über 8000 Bewaffnete, 10 Geschütze und 20 Maschinengewehre, die von sibirischen Kosakenregimentern herrühren sollen.

Die Russen ließen für den Angriff auf die Bauern einige Hundert der wilden Tekinzer kommen. Und es dauerte nicht lange, da war sozusagen ein neuer innerer Krieg ausgebrochen, dessen Ausgang recht zweifelhaft war.

Die Ereignisse in Dschellal-Abad haben die Bolschewiken sowohl hier als auch in anderen Städten zu einer furchtbaren politischen Razzia benützt. Hier sind allein 300 Verhaftungen erfolgt; 18 der Fetsgenommenen, darunter zwei, die man neulich im Spital ausgehoben hatte, sind durch die „geheime Abteilung" am Friedhof in der Steppe erschossen worden. Die Leichen wurden bis zum Arik gebracht und hineingeworfen.

Noch kritischer gestaltete sich die Lage für die Russen, als bekannt wurde, daß die Truppen Safonoffs sich in eine Gebirgsschlucht hätten locken lassen, wo sie vollständig aufgerieben wurden und — was noch viel schlimmer war! — daß die ganze Gendarmerie mit Zank an der Spitze zu den Gegnern übergegangen war! Diese Nachrichten lösten hier ein ungeheures Entsetzen aus und waren das Zeichen für neue Terrorakte von seiten der Russen. Dazu kam, daß Nassr-eddin, der bei einem der letzten Gefechte von den roten Truppen gefangengenommen worden war, heute früh auf der Festung erschossen wurde; Mandamin wird den Tod seines treuesten Vasallen sicher nicht ungerächt lassen!

*

14. September 1919. Wie schon zu wiederholten Malen in diesen Tagen, war auch heute das ganze Spitalspersonal, Ärzte, Sanitäre, Schwestern und Mannschaften, zur Aufnahme von Verwundeten streng konsigniert. Fieberhaft wurden Verbandzeug und Tragbahren vorbereitet. Man erwartete das Einbringen von Verwundeten aus den Kämpfen ins Spital.

Kaum waren die ersten untergebracht, da ertönte plötzlich gegen 3 Uhr das bekannte schrille Alarmsignal und das Heulen der Dampfsirenen in der Stadt durch fast eine Viertelstunde, dann ein zweites und drittes Mal. In der Stadt entstand wilde Panik, die Männer eilten mit ihren Waffen zur Verteidigung in die Festung auf ihre Posten, Frauen und Kinder rannten weinend und wehklagend mit den rasch zusammengerafften Habseligkeiten in Todes-

Digitized by Google

angst die Straße zur Festung. Von ihr sprengten Ordonnanzen nach allen Richtungen, ja man fing in der Stadt alle Kriegsgefangenen ein, um ihnen Gewehre in die Hand zu drücken und sie für die Bewachung der Stadt zu verwenden, da in wenigen Augenblicken ein entscheidender Überfall Mandamins auf Skobelew erwartet wurde. Seit Mittag tobte ein wütender Steppensturm, ganz dazu angetan, alle Bewegungen der Räuber zu verschleiern.

Wir Kranke mußten daran denken, was jetzt wohl für uns kommen würde? Im Fall eines ernstlichen Angriffes konnte sich ja nur die Festung halten; werden wir Kranke hier der Wut der Räuber preisgegeben oder wird die Krepost auch unser Spital in Trümmer schießen? Ich bin hier schon vollständiger Fatalist geworden: was mir bestimmt ist, dem werde ich nicht entrinnen können!

Aber auch dieser Tag ging vorüber.

*

Die Alarmbereitschaft des Spitals blieb auch noch die folgenden Tage aufrecht; immer bösere Nachrichten kamen für die Russen, nur der große Angriff auf Skobelew war ausgeblieben; in allerletzter Stunde waren doch die erwarteten Verstärkungen, das Kasaner Regiment, eingetroffen, das nunmehr, ausgerüstet mit allen erforderlichen Kriegsmitteln, den entscheidenden Schlag gegen die Dschellal-Abader Bauern führte. 10 Tage hatten die Bauern erfolgreich Andischan belagert und für 4 Tage sogar die Wasserzufuhr unterbunden. Merkwürdig: wir hatten uns schon sosehr in den Gedanken gewiegt, ohne ihn vorerst zu Ende zu denken, daß nunmehr etwas Außerordentliches geschehen müsse, um uns aus unserer Lage zu befreien. Jetzt traf uns diese Nachricht eigentlich wie ein Donnerschlag! Das Glück lächelte wieder einmal den roten Truppen, die für uns die stärkste Fessel sind; uns ist zumute wie Schiffbrüchigen, die in schwerster Not ein Schiff kommen sehen, das sie aber doch niemals erreicht!

*

Ich mußte auch wieder daran denken, ins Lager zurückzukehren; die 6 Wochen gingen ihrem Ende entgegen. Von meinem ersten Besuch drüben kam ich ganz entsetzt zurück: die Kameraden haben nur mehr ganz wenige Baracken im Lager, alle übrigen mußten für Truppen geräumt werden; das Lager sieht aus, als

Digitized by Google

wäre eben eine Plünderung erfolgt. Die Bäume sind fast gänzlich verschwunden; auch unser Dschisaker Pavillon mußte geräumt werden, und ich nahm gerne das Anbot Dr. Faludis an, in seine halbunterirdische Behausung zu ziehen.

*

Das Schicksal der Bauern berührt uns um so mehr, als einer unserer besten Freunde, Otto Klein, unmittelbar vor dem Ausbruch des Aufstandes nach Dschellal-Abad auf Bahntrassierung gegangen ist. Wir haben seither keine Nachricht mehr von ihm; die Bauern werden ihn mit sich genommen haben, denn hieher zurückzukommen ist ihm unmöglich, wenn bekannt wird, daß er auf Seite der Bauern war; es wäre sein sicherer Tod!

*

29. Oktober 1919. Die Russen waren wieder einmal zu siegessicher und sorglos gewesen. Seit dem Sommer war hier eine eigene Abteilung Sarten ausgerüstet und militärisch ausgebildet worden, in der die Russen eine verläßliche Truppe sich zu erziehen hofften. Gestern Abend nun ist sie mit den besten Pferden, ihrer ganzen Ausrüstung und mit reichen Vorräten an Munition in die Berge auf und davon, um sich mit den Banden Mandamins zu vereinigen!

Wie wir uns durchs Leben schlugen

Nach dem Rückfallfieber mußte ich mir noch für längere Zeit die größte Schonung auferlegen; an eine Wiederaufnahme der schweren Feldarbeit war nicht zu denken, so gerne ich sie hatte; ich mußte vielmehr nach neuen Erwerbsquellen Umschau halten. Während des Sommers hatte ich ein reiches Erträgnis aus meinem Melonengarten, den ich mit Penizek betreut hatte; überdies betrieben wir in den heißen Monaten neben dem Verkauf unserer Melonen einen schwunghaften Handel mit eingelegten Gurken, die reißenden Absatz fanden.

Für den Herbst hatte ich allerlei Angebote: Vermessungsarbeiten im Stromgebiet des Syr-Daria, eine Stelle im Technischen Amt, den Posten eines Zeichenlehrers in einer Schule der Sarten in Asake (leider war dies der Ort, wo Irgasch Bej sein Hauptquatier hatte!). Sogar im Sowjet-Wohnungsamt wurde mir die Stelle als Wohnungskommissär für das sartische Viertel angetragen, wobei

Digitized by Google

ich mir als Wohnung und Amtsstube eines der aufgelassenen Freudenhäuser hätte aussuchen können!

Das Lager gab noch immer viel Arbeit. Eine der merkwürdigsten Agenden, die noch zum Lagerbetriebe gehörten, war das Einziehen und kommissionelle Verbrennen der von uns herausgegebenen Lagergeldnoten. Sie erfreuten sich überall der größten Beliebtheit als Wechselgeld, insbesondere bei den Sarten, die auch viele davon zum Andenken aufhoben.

Fast alle Kameraden hatten sich nach und nach irgendwelche geldbringende Beschäftigung gefunden, und wenn eine solche nicht zu finden war, so wurde sie eben geschaffen! So hat der Feuerwerker Menschik es übernommen, eine Artillerie-Reparaturwerkstätte zu errichten.

Ganz grotesk war aber die sogenannte „Seidenspinnerei", bei welcher gegen sechzig unseres Lagers gutgezahlte Tagwerker waren. Im Jahre 1915 hatte sich ein reicher Sarte in Alt-Marghellan von Italien eine komplette Seidenspinnereieinrichtung mit 48 Maschinen an vier Tischreihen kommen lassen. Es kam jedoch infolge des Krieges nicht zur Aufstellung der Maschinen. Als nach der Revolution alle Maschinen requiriert und weggebracht wurden, blieben sie Monate hindurch in mangelhafter Verpackung, jeder Unbill des Wetters ausgesetzt, in offenen Schuppen, zum Teil im Freien.

Nun sollte eine neue Seidenfabrik auf kommunistischer Grundlage errichtet werden. Die Maschinen befanden sich in einem trostlosen Zustand. Durch Wochen und Wochen wurden die feinsten Bestandteile mit Feilen und Meißel vom Rost befreit, mit Petroleum und Schmirgelpapier „behandelt", bis an ein Zusammensetzen geschritten werden konnte. Andere der Kameraden wieder arbeiteten an den umfangreichen baulichen Herstellungen für die Fabrik, von deren Betrieb niemand eine Ahnung hatte. Um die Maschinen vor weiteren Witterungseinflüssen zu schützen, wurden sie dann mit Minium gestrichen — kurz, es liefen die ungeheuerlichsten Arbeitslöhne auf, doch hat die Fabrik nie auch nur einen Faden Seide geliefert!

*

Die Verhältnisse in unserem Lager werden durch die ewigen Schikanen von seiten der russischen Truppen, denen unsere kleinen Gebäude in die Augen stechen, immer unleidlicher. In den Höfen ist es ganz ungemütlich, Pferde sind angebunden, Soldaten lungern herum, spielen Karten oder schimpfen mit ihren Weibern, alles

Digitized by Google

starrt von Schmutz, wo wir immer peinlichste Ordnung gehalten hatten. Dazu kommt aber noch, daß immer häufiger das städtische Elektrizitätswerk versagt; das Licht blieb das eine Mal zehn Tage aus, durch Monate wurde bloß an zwei Abenden eingeschaltet, Petroleum war unerschwinglich; bei einem armseligen Öllämpchen aus Ton mit primitivem Docht wie vor Jahrhunderten wurden die langen Abende verbracht, ja, man begrüßte den Tag, an dem wieder Licht sein würde, wie einen Festtag!

Ich selbst hatte für die letzten schönen Herbsttage eine recht einträgliche Beschäftigung gefunden — ich ging Holzfällen. Dieser mein neuer Beruf als „Lumber-Jack" gefiel mir ganz außerordentlich! Die Arbeit im Freien mit der Aussicht auf das herrliche Gebirge — nach der Tagesarbeit durfte man das kleine Astwerk für den eigenen Bedarf nach Hause schleifen —, das war eine gesunde und nicht allzu schwere Beschäftigung.

Eine andere Arbeit hat Löwe begonnen, die auch einer ganzen Reihe von Kameraden Verdienst gibt: die Herstellung von Zahnbürsten, ein Artikel, der in der Stadt überhaupt nicht mehr erhältlich ist. Sein Betrieb ist sozusagen taylorisiert: die einen schneiden die Griffhölzer, die anderen schleifen sie ab, die dritten bohren die Löcher, die vierten flechten die Borsten ein, die letzte Gruppe endlich adjustiert die fertigen Bürsten.

Endlich gab es noch einen ganz insgeheim geführten Betrieb: die Erzeugung von Zündhölzchen. Streichhölzer waren monopolisiert worden und konnten nur im Rahmen der Fassungen bezogen werden. Wir aber hatten darauf kein Anrecht, und die im freien Handel erhältlichen hatten horrende Preise. Da kam Doktor Bamberger auf den Gedanken, Zündhölzer selbst herzustellen; er besorgte die Chemikalien, Dr. Faludi und ich, wir schnitzten die Hölzer und nächtlicherweile besorgten wir das Tauchen der Hölzchen in die bereitete Masse; sie gelangen uns vorzüglich. Da wir aber nicht imstande waren, Reibflächen herzustellen, ließen wir in den Kasernen die weggeworfenen Schachteln sammeln.

So begann mit dem 1. Dezember das zweite Jahr unserer Lagerführung; es begann mit den gleichen Sorgen und Schwierigkeiten, mit denen das erste geendet hatte — immer wieder der Kampf um unsere bescheidenen Wohnstätten in den Baracken. Auch der Winter brach ziemlich heftig ein. An Kohle ist nicht mehr zu denken, wir haben uns wenigstens Astwerk erarbeitet, um etwas heizen zu können. Unser Lager wird sich nicht mehr lange

Digitized by Google

halten lassen. Dr. Faludi und ich, wir haben uns in Jarmasar eine winzige Kibitka ausfindig gemacht, wo wir dann einziehen wollen. Dort wäre man doch wenigstens allein und hätte endlich die Sorge und Arbeit des Lagers los! Jede Gemeinsamkeit hat ja im Lager schon so gut wie aufgehört; viele der engeren Freunde sind nicht mehr oder sie sind fort; Ratzky, Ecker und Palugyai haben wir hier begraben; wer wird der nächste sein?

Der Weihnachtsabend kam heran, für mich immer der traurige Gedenktag meiner Gefangennahme. F ü n f J a h r e ! Und doch brachte mir der späte Abend noch eine freudige Überraschung: Schuloff kam von einer Besprechung mit einer Anzahl Lehrer aus der Stadt, die mir einen Lehrerposten in einer sartischen Schule anbieten.

25. Dezember 1919. Die Aussicht auf eine neue Betätigung hatte rasch die schlechte Stimmung verscheucht. Schon immer war es mein Wunsch gewesen, in eine Schule der Einheimischen als Lehrer zu kommen. Nun soll dieser Wunsch in Erfüllung gehen! Seitdem ich dieses Land kennengelernt habe, sind meine Sympathien auf der Seite der Einheimischen und mit tausend Freuden möchte ich mich ihnen nützlich erweisen! Vormittags hatte ich bereits die erste eingehende Unterredung, an der auch eine Kirgisin, Aischa Chan, teilnahm (sie hat das russische Mädchengymnasium absolviert und spricht außer Sartisch und Tadschikisch auch leidlich Französisch). Die sartischen Lehrer haben mich auf das freundlichste empfangen; ich hatte damit, daß ich Sartisch sprach, ihre Herzen sofort für mich gewonnen. Nach dem Studienplane, der noch nicht festliegt, würde mir der Unterricht in *„kul ischlari"*, das ist Handfertigkeitsunterricht, in den vier Knabenklassen obliegen, eine Aufgabe, die ich mit Begeisterung übernehme. Meine Vorschläge fanden ungeteilte Billigung, und wenn alles gut geht, bin ich vom 10. Jänner an *„muellim"*, Dorfschullehrer in der Schule der Sarten in Skobelew!

*

30. Dezember 1918. Heute erlebte ich eine ganz ungeheure Überraschung: von Otto Klein, den wir längst verschollen glaubten, kam ein eigenhändig geschriebener Brief, wir mögen dem sartischen Überbringer einige seiner Kleidungsstücke ausfolgen, die noch von ihm hier im Lager sind. Wir erfuhren daraus, daß er tatsächlich nach dem Aufstande der Dschellal-Abader Bauern gegen

Digitized by Google

seinen Willen zunächst vom Stab der Bauernarmee und dann von den Mandaminzen mitgenommen wurde, bei denen er untergeordnete Dienste leisten muß, er hofft aber, irgendwie mit anderen Kameraden der Gendarmerie und einigen Russen vielleicht doch nach Indien zu entkommen. Ich war völlig sprachlos, als ich den kleinen Zettel mit Kleins mir so wohlbekannten Schriftzügen sah. Gerade er, der sicher nichts weniger als ein Abenteurer war, er kam durch diese Zufälligkeiten in die Reihen der Mandaminzen! Klein befindet sich ganz unweit von Skobelew, was auch die Tatsache beweist, daß sowohl Zank als auch andere Offiziere, die jetzt auf der Seite Mandamins sind, nachts unbemerkt nach Skobelew kommen und sogar Damenbesuche machen!

Digitized by Google

1 9 2 0

Als Lehrer in der Schule der Einheimischen

Ich hatte gut daran getan, ein neues Leben zu beginnen. Die ersten Wochen des Jahres herrschte noch einmal lebhaftes Getriebe, als so viele von uns über Aschabad nach Persien zu entfliehen versuchten. Allein aus allen diesen Plänen wurde nichts. Die vom persischen Konsul in Taschkent oder Aschabad ausgestellten Papiere wurden für ungültig erklärt; auch diese neue Hoffnung, zu entkommen, war rasch zu Grabe getragen.

Unser Lager wurde Anfang März aufgelassen, eine neue ärztliche Untersuchung hatte wieder ein Großteil der Kameraden um die russische Verpflegung gebracht; die meisten zogen in die Stadt, der Rest wurde in einer leeren Baracke unseres Mannschaftslagers untergebracht. Ich zog mit Dr. Faludi in unser „Heim" in Jarmasar, das früher als Hühnerstall gedient hatte.

Ich war nun frei für meinen neuen Beruf als Lehrer, dem ich mit aufrichtiger Begeisterung nachging. Schon der erste Tag wird mir immer unvergeßlich bleiben. Karin Niasi, der Leiter der Einheimischenschule, führte mich in das Klassenzimmer und stellte mich meiner neuen Schülerschar vor, die sich beim Eintreten erhoben hatte und mich im Chor ganz feierlich mit „Assalam aleikum" begrüßte. Diesen freundlichen Empfang quittierte ich mit dem Gegengruß: „Wa aleikum assalam." Daß ich ihnen also in der richtigen Art dankte, war die erste Überraschung für die allerliebsten Jungen, die ich vor mir hatte. Den von mir gedachten Lehrplan entwickelte ich, so gut ich konnte, auf Sartisch, und erzählte, was wir alles zusammen machen würden; wie wir mit einfachen Papierarbeiten beginnen, dann mit Karton- und Stroharbeiten fortsetzen und was wir alles herzustellen lernen würden. Die Kleinen waren maßlos verblüfft, hörten staunend und mit offenen Augen auf ihren neuen Lehrer für *„kul ischlari"*. Sie benahmen sich tadellos und bezeigten eine in unseren Gegenden wohl gar nicht mehr bekannte Hoch-

Digitized by Google

achtung vor dem Lehrer. Das Eis war rasch gebrochen, und auch in den anderen Klassen — ich hatte deren vier — war bald innige Freundschaft zwischen dem Lehrer und den Kindern geschlossen. Sie sind eine recht bunt zusammengewürfelte kleine Gesellschaft: ich habe zum Großteil Sartenkinder vorwiegend aus wohlhabenderen Häusern, dann einige echte schlitzäugige Kirgisenbuben, von Schmutz fast starrend, aber mit äußerst klugen Augen und von überraschender Lebhaftigkeit und Auffassungsgabe. Täglich habe ich zwei Stunden zu geben, auch Sonntags, dafür bin ich als „halber Mohammedaner" Freitag frei. Die Kinder drängen sich dazu, dem Unterrichte beizuwohnen, ja einige der ganz Kleinen sündigen sogar darauf, daß ich sie nicht persönlich kenne und schleichen sich auch zu anderen Stunden herein, um die Papier- oder Flechtarbeiten mitzumachen. Aischa Chan, die kirgisische Lehrerin, wird von den Kindern vergöttert. Sie hat für sie ebensoviel bewundernswerte Liebe als Geduld. Mir selbst ist sie außerordentlich wertvoll, nicht nur weil sie mir im Verkehre mit den Kindern hilft, sondern mehr noch deshalb, weil ich von ihr aus dem Familienleben der Einheimischen ungemein wertvolle Dinge erfahre.

In der zweiten Klasse habe ich außer den Knaben auch zwei entzückende Tadschikenmädchen von 10 und 12 Jahren, die eine hat den reizenden Namen Chuda Birdi („Gott hat sie geschenkt"), die zweite heißt Mah Buna. Diese Kinder sind von seltener Schönheit. Ihre Hände und Füße sind lang, schmal und besonders wohlgeformt, wie man sie bei Kindern in Europa kaum zu sehen bekommt. Am auffallendsten sind die langen, schmalen Nägel an den ebenmäßigen Zehen. Chuda Birdi ist kohlschwarz mit feurigen Augen, Mah Buna kastanienbraun und ihr Gesicht hat ausgesprochen indogermanischen Einschlag. Die erstere ist klug, fast vorlaut, und bemüht sich, in allen Arbeiten ihre männlichen Kollegen zu übertreffen. Mah Buna dagegen hat verträumte Augen und arbeitet mit einem Ernst an den kleinen Dingen, die wir ausführen, als hinge davon ihr Schicksal ab. Die Knaben benehmen sich den Mädchen gegenüber auffallend nett und zurückhaltend. Nie kommt eine grobe Geste gegen die Mädchen vor. Man hat die Empfindung, daß hier schon zu dieser frühen Zeit die Trennung der Geschlechter Platz greift.

Die Flechtarbeiten, die von mir nicht bloß als Spielerei, sondern als dekorative Muster gezeigt wurden, fanden wahre Begeisterung. Ich hatte mir auch ein Verfahren zurechtgelegt,

Digitized by Google

den Ehrgeiz der Kinder auf eigene Art zu wecken: am Ende der Stunde haben die Schüler und Schülerinnen die von ihnen gemachten Arbeiten auf dem Tisch des Lehrers abzulegen. Die ganze Klasse geht nun, Kind für Kind, daran vorüber, und jedes Kind hat das Recht, mit einem Kreidestrich auf dem Tisch die fünf besten Arbeiten zu bezeichnen. Die Verfertiger dieser fünf Arbeiten allein dürfen ihre Arbeit mit nach Hause nehmen, die anderen bleiben in der Schule. Ich hatte damit außerordentlichen Erfolg. Ein förmlicher Wettlauf entstand, die beste Arbeit zu liefern, um sie zu Hause im Dorf zu zeigen. Chuda Birdi brachte eines Tages eine Fleißaufgabe, ein aus Bändern in Flechtmuster hergestelltes Täschchen, das sie mit wahrem Stolz trug. — Einen heiteren Zwischenfall gab es anläßlich einer Inspizierung durch einen neuen Bezirksschulleiter, einen in russische Gefangenschaft geratenen türkischen Offizier. Die Leistungen der Kinder und die Art des Unterrichts gefielen ihm außerordentlich. Wir verhandelten die längste Zeit in türkischer Sprache über alle möglichen Probleme, bis er plötzlich erfuhr, daß ich trotz meiner sartischen Kleidung Österreicher wäre; dann konnten wir uns viel einfacher in deutscher Sprache verständigen, die er in Sibirien vollkommen erlernt hatte.

In den höheren Klassen wird von mir die Entstehung jener geometrischen Ornamente durchgenommen, welche die Kinder bei allen einheimischen Bauten, insbesondere bei den Moscheen, sehen. Sie lernen die Muster legen (hiezu werden vorgerichtete Kartonfiguren verwendet) und dann werden durch Vervielfältigung jene interessanten Durchbrucharbeiten gezeigt, die bei den Moscheenfenstern gang und gäbe sind. Die Knaben waren von bewundernswertem Wissensdrang und Fleiß. Nach wenigen Wochen machten sie die schönsten Flechtarbeiten, Pappschachteln in Heftarbeit mit Drahtklammern und kleine Schachteln für die Apotheke, denn mir war aufgetragen worden, so bald als möglich nur nützliche Dinge mit den Kindern zu machen, da das zur Verfügung stehende Material nicht verschwendet werden durfte.

Wenn ein oder der andere Lehrer erkrankte, so war ich auch gerne bereit, in anderen Gegenständen auszuhelfen, soweit ich mich verständlich machen konnte.

Mathematik und Geographie, Lesen und Schreiben kamen dabei in Betracht, nicht aber Naturlehre oder Religion. Bei der Mathematik lag allerdings die große Schwierigkeit darin, daß wir Europäer, die wir nur gewohnt sind, die Rechenaufgaben in ara-

Digitized by Google

bischen Ziffern zu schreiben, bei der Anwendung von Hindostaniziffern, wie sie hier gelehrt werden, auch bei den einfachsten Rechenaufgaben das uns fremde Zahlenbild erst in das uns vertraute Zeichen umdenken müssen.

Mit Aischa Chan begann ich auch französischen und englischen Unterricht, wofür sie mich in den sartischen Dialekten unterrichtete. Da sie Muselmanin ist, können wir nur in der Schule die Stunden austauschen. Das Betreten ihres Hauses ist mir verwehrt, wiewohl sie in der Stadt als Russin gekleidet umhergeht.

Mit dem Beginn des Frühlings fiel mir auch die Betreuung des Schulgartens und die Einführung der Knaben in die kleine Lehrwerkstätte zu, wo sie mit den Anfangsgründen der Holz- und Metallbearbeitung vertraut gemacht wurden. Auch hier entstand bald wilder Wetteifer, die verlangten Arbeiten durchzuführen, nur um das fertige Stück zu besitzen. Als wir im Schulgarten junge Bäume pflanzten oder Sträucher umsetzten, die wir aus der Baumschule gebracht hatten, da war es rührend, zu sehen, daß fast alle Kinder, wie sie es von Hause gewohnt waren, beim Pflanzen jedes Baumes mit dem Koranwort begannen: „Im Namen Allahs, des Allerbarmers, des Allbarmherzigen."

Aus dieser Zeit meiner Tätigkeit als Lehrer inmitten dieser lieben, fleißigen und mich verehrenden Kinder möchte ich zwei Zwischenfälle in diesen Aufzeichnungen festhalten: Der erstere gibt ein interessantes Bild, in welcher Weise bei den Einheimischen das Ehrgefühl der Kinder geweckt und erhalten wird. Wir hatten in der 4. Klasse, wo ich schon recht große Jungen, oft bis zu 14 Jahren, hatte, verschiedene Kartonarbeiten gemacht. Ich stellte auch mein eigenes, ein dünnes zusammenklappbares Taschenmesser für das Einritzen der Biegestellen zur Verfügung. Während ich nun die Arbeiten der Kinder nachsah und hier und dort half, war plötzlich mein Messer verschwunden. Alle Ermahnungen und Drohungen blieben vergeblich, keiner von den Anwesenden wollte der Missetäter sein, der sich das Messer angeeignet hätte. Ich erklärte rundweg, daß niemand das Zimmer verlassen werde, bevor nicht das Messer zur Stelle sei, und wenn wir hier den ganzen Tag und die ganze Nacht bleiben müßten! Darob Tränen und Aufregung in der Klasse. Endlich bat der Klassenerste, ich möge erlauben, Karin Niasi, den Leiter der Schule, zu holen. Wir anderen blieben im Zimmer.

Als Karin Niasi nun von dem Vorfall Kenntnis bekam, hielt er eine Brandrede an die Jungen; es war gerade seine Klasse,

Digitized by Google

und da war es ihm besonders peinlich, daß es in ihr einen Dieb geben solle. Das Messer würde — so sagte er — in fünf Minuten zur Stelle sein. Karin Niasi sprach zu den Jungen: „es könne wohl vorkommen, daß einer sich vergesse und sich fremdes Gut aneigne, würde das aber bekannt, so würde die Schande für immer auf ihm bleiben. Der Missetäter wird das Messer zurückgeben, damit kein Makel auf ihm bleibe!" Darauf schickte er die Kinder einzeln auf den Gang hinaus mit dem Auftrag, daß dort jedes sein Gebettuch ablege, und der Missetäter, der sich das Messer angeeignet habe, habe es in den Haufen dieser Tücher zu legen. In der Tat, als wir dann hinausgingen, hob Karin Niasi den ganzen Bund der Gebettücher in die Höhe und aus ihm fiel das Messer zu Boden. So hatte er keinen seiner Schüler vor den anderen als Dieb gebrandmarkt.

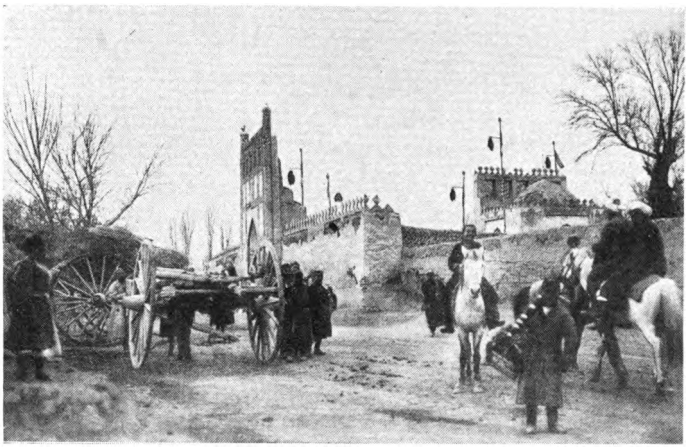
Noch Eigenartigeres erlebte ich ein anderes Mal. Chuda Birdi, die schon einige Zeit gefehlt hatte, war statt zur ersten Stunde erst zur Pause in der Schule eingetroffen. Sie sah wie eine Märchenprinzessin aus, ganz in neue seidene Gewänder gekleidet, mit weichen Saffianstiefeln, das Haar voll Silberschmuck, Armbänder an den Händen, und als sie zu den Lehrerinnen kam, fielen ihr diese alle stürmisch um den Hals, auch die Lehrer überschütteten sie mit Glück- und Segenswünschen. Aischa Chan klärte mich erst auf: Chuda Birdi war vom Kind zum Mädchen erblüht. Das ist hier im Lande das größte Fest für das junge Mädchen, und in der Tat, als sie dann die Schule verließ, sah ich, daß sie zum erstenmal mit Stolz den schwarzen Schleier und ihre wundervolle Parandscha aus helleuchtendem Samt trug.

*

Ich hatte mit meinem Unterricht bei den Sartenkindern zu meiner Freude ziemliches Aufsehen gemacht, und kurze Zeit darauf wurde ich veranlaßt, für die russischen Lehrerinnen Kurse über meine Art des Handfertigkeitsunterrichtes abzuhalten. Auch hiefür erbat ich mir die Mitwirkung von Aischa Chan, leider konnte sie mir diese nur kurze Zeit angedeihen lassen. Bald nach dem Beiramfest — bei diesem Anlasse konnte ich das erste und einzige Mal als Gast in ihrem Hause sein — erkrankte sie und mußte nach Taschkent gebracht werden.

Die russischen Lehrerinnen staunten darüber, was die kleinen Knirpse in der Sartenschule alles gelernt hatten, ihre eigene Ungeschicklichkeit dagegen war oft geradezu rührend.

Digitized by Google



Friedhof in Alt-Marghellan. Bei den Grabmälern Stangen mit Roßschweifen.

Töpfer bei der Herstellung der Tonöfen (tandir)
zum Backen der einheimischen Fladenbrote (non).

Digitized by Google

Tafel XVI

۲ نجی ترکستان استریلکاوای دیویزیانینك واینی، کاماندواوانیه سی ایلان
مسلمان عسکریه نینك عسکر باشی سی محمد امین بیك نینك قلغان اتفاقینی مضمونی.

بزلارکه توباندا کی قول قویغوچیلار برطرفدن ۲ نجی ترکستان استریلکاوای دیویزیانینك نجالیکی ویرووکین راحالسکی و دیویزیانینك واینی فالیتیچکی کلـ بساری اسلیفچیکلا ترکستان فرونت نینك ریوالوتسیانتی وقینی صاویتی بیریلغان درمایشاریغه موافق ۲ نجی طرف مسلمان عسکریه نینك عسکر باشی سی محمد امین بیك قیلورمز اوشبو اتفاقنی شول خصوصیده کم مذکه محمد أمین بیك اوز عسکر ... و قورباشیم و معاون لاریم اوشبوغه بیریلغان اوزلارینی قبول لاریغه موافق احتفال ... ی اقرار قیلامذکه صاویت حکومتینی تعقیقلاب مذکورغه دیانت لیك خزمتکاری بولوب بویرغان فرمایشی و بویروقلرینی پسندیده کی شرط لریغه قراب بجا کیلتورامن چنانچه.

۱] صاویت حکومتی ترکستان ولایتی نینك تیریکچیلیکنی تشکلات قیلغانده معنت قیلادورغان فقرانینك حقوقینی محافظات قیلوب شریعت نینك اصلی نی صاقلاب کورادور و شریعتغه قراب عمر اونکازماقی غه حق بیردور یعنی مسلمانیه نك عادتغه قراب عمل قیلادور.

۲] اطرافیمغه دایم تورادورغان جای نمنکان تعین لانادور

۳] صاویت حکومتی نینك داخلیه و خارجیه دشمن لریدن وقتیغچه فرغانه مضافاتی ده باشقه فرونتغه جیقمای فرغانه نی اوزیده محافظا قیلماقینی اوز ذممزغه آلامن

۴] اطرافیمده خدمت قیلادورغان روس طایفه لارغه عفو بیریلیب مذکورلار اوزلاری خدمت قیلامن دیب خواهلاسه لار اطرافیمده قالدورلار

۵] اوشبو یلنینك ۱۳ نجی مارطدن قالدورمای اوزیم معاون لاریم ایلان ریوالوتسیانتی واینی صاویت نینك آلدیغه تابع لیکینی کورسانکانی ناشکندغه جیقامن دیب

مسلمان عسکریه نینك عسکر باشی سی محمد امین بیك.

اشتاب نینك ... پانیکی بیلکین قول لارین قویوب مهر باستدیلار.

Типография Туркестанской Республики Российской Советской федерации

Friedensvertrag mit Mandamin Bej vom 7. März 1920.
(Wegen der großen Not an Papier auf braunem Packpapier gedruckt.)
(Übersetzung siehe Seite 324.)

Digitized by Google

Noch eigenartiger war die Unterweisung in der Gartenarbeit. Ich selbst erschien in Sartentracht und barfuß, die Lehrerinnen zuerst mit Stöckelschuhen, bis sie bald erkannten, um wieviel besser es wäre, nach sartischer Art barfuß zu arbeiten.

*

Die engere Berührung mit den einheimischen Lehrern gab mir auch Gelegenheit, die Pläne im Unterrichtswesen der Einheimischen zu erfahren, und ich war für den Fall, als tatsächlich eine Mittelschule für die Einheimischen gesondert von der russischen errichtet werden sollte, ausersehen, daselbst die modernen Sprachen zu unterrichten.

Der Friede mit dem Räuberanführer Mandamin Bej

Nach kurzer Pause hatte das Unwesen der Räuberbanden Mandamins mit erneuter Heftigkeit eingesetzt.

Die Überfälle wurden so blitzartig durchgeführt, daß an eine Verfolgung nicht zu denken war. So holten sich die Mandaminzen eines Nachts mit ihren verwegensten Reitern sämtliche Pferde des hier befindlichen Zirkus und am Tag darauf 21 Pferde aus einer Kaserne!

Von Otto Klein hatten wir neuerlich Nachricht erhalten: er soll über Gultscha und den Terek-Dawan mit General Muchanow den Versuch gemacht haben, nach Indien zu entkommen; er mißlang jedoch und beide mußten in den Reihen der Mandaminzen bleiben.

Nun haben wir mit tiefster Betrübnis die Nachricht bekommen, daß in den Kämpfen unweit Taschkent sowohl Otto Klein als auch Zank gefallen sind.

Mandamin Bej, durch den Erfolg seiner Raids immer sicherer geworden, rief die gesamte einheimische Bevölkerung zum „heiligen Krieg" auf. Neue Kämpfe brachen in der ganzen Umgebung aus, am heftigsten wieder bei Fetschenko.

In Skobelew wurde neuerdings versucht, auch die Kriegsgefangenen zur Stadtwache zu pressen. Verschärfter Kriegszustand, Verbot, die Stadtgrenze nach 7 Uhr zu überschreiten, Absperrung des Basars und strenge Alarmbereitschaft waren die Folge der Räuberunruhen.

Digitized by Google

Erst Anfang März trat einige Beruhigung ein, als ernstliche Verhandlungen mit Mandamin Bej begannen. Er war zu diesen mit großem Geleit nach Skobelew gekommen und hatte am Abend sogar einem Konzert in der Sobranje beigewohnt.

Am nächstfolgenden Tage, dem 7. März, herrschte Freude und Jubel in der ganzen Stadt. Eine große Parade wurde zur Erinnerung an den zweiten Jahrestag der Gründung der roten Armee und zur Feier des Friedensschlusses mit Mandamin abgehalten.

Überall sah man Sarten sich gegenseitig die Hände schütteln und Glückwünsche austauschen. Abends wurde bereits ein ganz merkwürdiges Dokument in russischer und sartischer Sprache in der ganzen Stadt angeschlagen, der Friedenstraktat der Bolschewiken mit Mandamin Bej.

Weit entfernt davon, daß die Russen darin gegen den von ihnen stets als Räuberhauptmann bezeichneten Mandamin scharf aufgetreten wären, war es vielmehr ein friedliches, versöhnliches Abkommen, das die Unterfertigung trug: „Machmed Amin Bej, Oberstkommandierender der Muselmanischen Eingeborenen-Askeri." Diese Unterschrift allein ist das Bekenntnis, daß den Russen kein anderer Ausweg übrigblieb. Mandamin anerkennt in dem Vertrag zwar die Sowjetmacht, nimmt aber als Kommandant seiner Truppen seinen Sitz in Namangan. Wer in den Reihen seiner Truppen verbleiben will, so verkündet er, kann dies tun, wer aus ihnen austritt, darf von den Russen nicht verfolgt werden, da die Dienstleistung bei Mandamin als dem Schariat entsprechend anzusehen ist. (Mandamin hatte ja den „Heiligen Krieg" erklärt.)

*

20. März 1920. Der Tag brachte ein unvergeßliches Erlebnis. Anläßlich des Friedensschlusses fand heute die Parade der gesamten muselmanischen Askeris statt, ein asiatisches Schauspiel, das ebensogut in die Zeit Timur Tamerlans oder Dschingis Chans gepaßt hätte.

Ganz Skobelew war auf den Beinen. Am Kirchenplatz drängten sich Kopf an Kopf Männer, Frauen mit ihren Kindern, Sarten und Russen. Die roten Truppen waren in Parade ausgerückt, die russischen Kommandanten in einer Art Galauniform, um nun den feierlichen Einzug Mandamins mit seinen Heerscharen zu erwarten.

Wer diesem Einzug beigewohnt hatte, dem war wohl verständlich, daß die Russen nicht so leicht mit Mandamin fertig werden

Digitized by Google

konnten, denn es herrschte bewunderungswerte Disziplin unter den einheimischen Askeris.

Ein langer Zug von Reitern und Leuten in phantastischen Gewändern und allerlei Uniformen, bis an die Zähne bewaffnet, die Patronengürtel kreuzweise über die Brust, das Gewehr umgehängt, bildete den Vortrab, dann trat eine kurze Pause im Zug ein; endlich kamen etwa 100 Mann der getreuesten Mandaminzen, alle in dunkelgrünen engen Oberröcken und turmhohen, blendend weißen Lammfellmützen, die Leibwache Mandamins, dann auf einem prächtigen Zelter Mandamin selbst, eine imponierende Erscheinung von echt orientalischem Typus.

Als Mandamin sichtbar wurde, brach unter den Einheimischen ein ungeheurer Jubel los, der wahrhaft für die Russen nicht schmeichelhaft war. Hinter ihm ritt die zweite Abteilung seiner Leibwache in den weißen Kalpaks, dann kamen noch die unendlichen Scharen von Berittenen, verwegene Kerle in den kirgisischen Trachten mit den pelzverbrämten Mützen über den klugen Augen, Leute, denen man ansah, daß sie bereit wären, jeden Augenblick hinauszusprengen, um den Kampf mit dem Feind aufzunehmen. Die Russen waren von diesem endlosen Zuge überrascht. Soweit das Auge reichte, immer kamen noch neue Truppen, neue Reiterscharen, eine phantastischer als die andere, so daß an eine Aufstellung der Truppen auf dem Festplatze nicht zu denken war!

Zur Besiegelung des Friedensschlusses folgte seitens Mandamins die feierliche Eidesleistung. Er hielt dann eine kurze kernige Ansprache zuerst in sartischer, dann in russischer Sprache.

Endlich folgte die Defilierung der russischen Truppen mit den Sowjetfahnen, denen Mandamin die Ehrenbezeigung leistete. Damit war äußerlich der Akt beendet, der den Abschluß jener fürchterlichen blutigen Kämpfe bildete, die so lange die ganze Bevölkerung in Atem gehalten hatten!

Man fühlte an diesem denkwürdigen Tage deutlich, daß die muselmanische Bevölkerung in der Stadt Mandamin als Sieger feierte und daß von der russischen Bevölkerung ein Alp gefallen war; nun konnte man wieder ruhig unter seinem Dache schlafen. In der Sobranje fand abends ein großes Festmahl statt, bei dem die Spitzen der russischen Behörden und Truppen, dann Mandamin mit seinem Stab und den Anführern der Unterabteilungen teilnahmen.

Digitized by Google

Auf dem Basar herrschte bis in die sinkende Nacht lebhaftes Treiben. Die Teehäuser waren überfüllt, friedlich saßen dort die Russen und die Mandaminzen nebeneinander, letztere noch immer in Waffen, die sie ja als muselmanische Askeri behalten durften.

Der Beginn des Heimtransportes

Der stärkste Terror der Kommunistischen Partei war nicht imstande gewesen, den uns alle bis ins Tiefste erfüllenden Drang nach der Heimfahrt zu unterdrücken. Umsonst waren die Propagandaversammlungen, die bei uns und im Mannschaftslager von den Kommunisten abgehalten wurden und in denen immer nur der Gedanke zum Ausdrucke kam, sich mit der Waffe in der Hand den Weg in die Heimat zu erkämpfen und dort die Diktatur des Proletariats zu errichten.

Benesch, der sich immer gerühmt hatte, er hätte beim letzten Putsch in Taschkent von den verhafteten früheren russischen Offizieren eigenhändig 17 niedergeschossen — man hatte die Verhafteten, die zum Tod bestimmt waren, in Eisenbahnwagen eingesperrt und jeden Morgen eine Anzahl herausgeholt, die dann erschossen wurden —, versuchte vergebens, damit zu drohen, daß jede Betreibung der Heimfahrt als ein Akt der Provokation und der Konterrevolution geahndet würde.

Nochmals hatten die Lager und Kisilkiah Delegaten nach Taschkent geschickt. Dunzendorfer hatte Hunderte von Unterschriften für Petitionen zur Beschleunigung der Heimfahrt gesammelt; aber auch diese Abgesandten brachten keine besseren Nachrichten. Von unseren Kameraden wurden drei gewaltsam als Instruktore für eine neue rote Armeeschule in Taschkent mobilisiert. In Taschkent hatte auch eine große Heimfahrtsversammlung stattgefunden, die fast das gleiche Schicksal erlitt wie die unsere im April des Vorjahres. Wieder wurden die „Rädelsführer", die sich freimütig für die Heimfahrt einsetzten, verhaftet und auf die Festung gebracht.

Um den Schein zu erwecken, als würde für die Heimfahrt der Kriegsgefangenen gearbeitet, wurde ein neues Amt eingerichtet, das „Plenbesch", dem nunmehr diese Frage in aller Form übertragen wurde.

Dazwischen schwirrten wieder die Gerüchte vom Einbruch der Engländer und Afghanen bei Merf. Es hieß, daß der persische

Digitized by Google

Konsul in Aschabad, der freigebig den Übertritt über die Grenze ermöglicht hatte, seine Pässe erhalten haben sollte, so daß auch der Weg von Aschabad nach Persien nunmehr unmöglich geworden war.

Die bedrohliche Haltung der Kriegsgefangenen in Taschkent und insbesondere in Samarkand, wo es zu gefährlichen Ausschreitungen gekommen war (aus diesem Grunde sollen die Samarkander als letzte zum Abtransport gelangen), veranlaßten aber doch das „Plenbesch", wenigstens einen bescheidenen Anfang zu machen, um fürs erste die erregten Gemüter zu beruhigen. — Ende Jänner kam, fast unerwartet, ein Telegramm, nach welchem die ältesten 30 Kriegsgefangenen aus den Skobelewer Lagern abtransportiert werden sollten. Der erste Sonnenstrahl in dieser trüben Frage! Aber was waren 30 gegen die 3000, die noch hier sind?

In unserem Lager waren die Ältesten rasch gefunden; zwischen Ziernfeld und Hackenberg entspann sich ein eigenartiger Kampf, der schließlich durch das Los entschieden wurde. Plötzlich meldete sich auch für die Liste unseres Lagers der in der Stadt wohnende Divisionspfarrer Franta, der sich erst jetzt erinnerte, zum Offiziersstabe zu zählen; und der einzige Seelsorger ging!

Franta, Glaser, Hantschok, Jankowitsch, Karoly, Klaschka, Rauscher und Ziernfeld verließen am 31. Jänner Skobelew.

Vier weitere kleinere Transporte folgten in Abständen von drei Wochen mit je 50 Mann. Jedesmal war aber ausdrücklich die Weisung aus Taschkent gekommen, daß darunter kein Offizier eingeteilt werden durfte. Dann hieß es plötzlich wieder, daß schon die früheren Transporte nur bis in die Gegend von Emba gekommen wären, ja die Heimfahrer mußten, so erfuhr man, das ganze Brennmaterial, das sie für ihre Wagen mithatten, abgeben, damit die Lokomotive den Zug wenigstens bis Emba schleppe. Unmittelbar darauf wurden bis 15. Mai die Transporte wegen Hochwasser bei Emba wieder gänzlich eingestellt.

Ein neuer Lichtblick war der Transport vom 7. Mai, in dem jene 17 von uns eingeteilt wurden, welche die höchsten Invaliditätsprozente aufwiesen.

Noch niemals war der Bahnhof so reich bevölkert gewesen wie bei diesem Transport. Unter den glücklichen Heimkehrern war diesmal vom Mannschaftslager Dr. H e r z i g, der sich allgemeinster Beliebtheit erfreute, von unserem Lager K a i s e r, der ausgezeichnete Kapellmeister und Chordirigent. Er war der Gegenstand der ungeteiltesten Sympathien, und die begeisterten Ovationen, die ihn

Digitized by Google

bei seiner Abfahrt begleiteten, waren der untrüglichste Beweis, wie sehr wir alle ihm Dank wußten.

Theater in Skobelew

Die Art und Weise, wie bei den ersten Heimtransporten verfahren wurde, ließ für die Gesünderen unter den Kriegsgefangenen nichts Gutes erwarten. Sie hatten zweifelsohne noch eine harte Geduldprobe zu bestehen. Wohl war es möglich gewesen, sich auf allerlei Art Geld zu verdienen. Viele Beschäftigungen ließen sich aber nicht mehr länger ausüben; es mußten daher immer neue Erwerbsquellen gefunden werden.

Die schauspielerische Tüchtigkeit, die mancher der Kameraden bei den Aufführungen in unserem Lager bewiesen hatte, mußte jetzt auch als Verdienstquelle herhalten. Den Anfang machten fünf Aufführungen der Finkschen Operette „Die süße Muschel", die auch in der Stadt außerordentlich gefiel.

Herrdegen unternahm es, ein deutsches Theater einzurichten und brachte mit unseren Kameraden zum Teil unter Mitwirkung deutschsprechender Damen aus der hiesigen russischen Gesellschaft sehr anerkennenswerte Darbietungen. Es war sicher ein Unterfangen, sich an unsere Klassiker zu wagen; der Erfolg hatte aber alle Erwartungen übertroffen. „Die Räuber" und „Die Gespenster" erreichten eine Reihe von Aufführungen. Drei Einakter von Herrdegen, von denen „Die Charitin" der beste war, hatten viel Beifall; das Lustspiel „Der Lebemann" löste die größte Heiterkeit aus. Die Aufführungen waren auch von Russen stark besucht.

Bei den Vorstellungen oblag auch mir eine gewisse Mitwirkung; ich war zum Teil mit der Inszenierung, der Beleuchtung und der Begleitung beschäftigt, was auch einiges Geld abwarf.

Die musikalischen Aufführungen unter Leitung Kaisers waren auf einer ganz erstaunlichen Höhe; die Konzerte unseres Chors und unseres Orchesters waren fast ausnahmslos ausverkauft und trugen den Mitwirkenden, insbesondere den Solisten, Geld ein.

Eines Tages wurde ich eingeladen, ein muselmanisches Theater einzurichten. Die Aufgabe, die mir zufiel, war zu eigenartig, als daß ich sie abgelehnt hätte.

Ein freigewordenes großes Restaurant war dem neugegründeten muselmanischen Klub zugewiesen worden, und nun sollten für diesen Gesellschaftsräume mit einem Theatersaal geschaffen werden.

Digitized by Google

Für den Entwurf war mir vollkommene Freiheit gelassen; Tschuk, der ein geschickter Maler war, besorgte das Malen der Kulissen, wir entwarfen einen prächtigen orientalischen Palast und stellten auftragsgemäß alle Kulissen doppelseitig her, so daß mit den Rückseiten ein einfacher Platz in einem Einheimischendorf erschien oder durch Beifügung kleinerer Versatzstücke eine Friedhofszene dargestellt werden konnte. Wir hatten reichlich lang an diesen Dekorationen gearbeitet, die übrigens nie in Verwendung kamen. Einzig und allein der hübsch gemalte Vorhang mit einem Blick auf Alt-Taschkent wurde bei den Aufführungen des muselmanischen Theaters verwendet.

Die Stücke, die gespielt wurden, waren selbstredend politisch eingestellt und dazu angetan, den Gegensatz zwischen den reichen Klassen und den bedrängten Ärmeren darzustellen. Auch bei diesen Aufführungen wurden — wie bei allen einheimischen Theatern — die Heldinnen von jungen Sartenburschen dargestellt. Besonders fremdartig klangen die türkischen Lieder, die im Chor nach dem Vorsänger gesungen wurden.

Die dekorative Ausgestaltung des muselmanischen Klubs gab mir reiche und außerordentlich gut bezahlte Beschäftigung.

Nach einem mir gegebenen Entwurfe waren sämtliche Wände der zahlreichen Räume mit großen Schriftenbändern zu versehen. Ich galt schon lange als der einzige „Spezialist", der die arabische Zierschrift kannte, hatte ich doch schon wiederholt Proben davon in meiner Schule abgelegt, ja für die meisten der Lehrer schon Monogramme für ihre Siegelringe entworfen.

Die Arbeit selbst machte mir große Freude. Vom frühen Morgen bis zum Beginn der Schulstunden, die ich zu geben hatte, stand ich in meiner Sartentracht auf der Doppelleiter und entwarf zum Staunen der herumstehenden Sarten die kühnsten Zierschriften; bei meiner Arbeit konnte ich mich der Besuche kaum erwehren. Die Lehrer kamen der Reihe nach, die Kinder standen in ihrer freien Zeit mit offenem Mund an der Leiter und bestaunten die schönen großen Schriftzüge, die ihr *„muellim"* an die Wände zauberte.

Ich hatte während der ganzen Zeit, da ich mir mein Brot selbst verdiente, nie so viel an Bezahlung erhalten als für diese etwas seltsame Arbeit.

Als alle Innenräume fertiggestellt waren und den ungeteilten Beifall meiner Auftraggeber gefunden hatten, war mir noch über-

Digitized by Google

lassen, auf der großen weißen Wand, die der Beschauer beim Betreten des muselmanischen Klubs vor sich hatte, in besonders auffallender Schrift eine Art Reklame für den Besuch anzubringen. In mehr als metergroßen kufischen Buchstaben, in den Farben Weiß, Rot und Schwarz bedeckte ich die Fläche mit einer in die Augen springenden Zierschrift, die mir, ich darf dies offen gestehen, außerordentlich gelang. Es war mir eine aufrichtige Freude, daß gerade für diese Arbeit die Einheimischen niemand anderen gefunden hatten als einen österreichischen Kriegsgefangenen.

Meine fürstliche Bezahlung war gegen 600 Rubel für einen halben Tag Malerarbeit, während mein Monatsgehalt als Lehrer nur 3800 Rubel betrug.

Neue Bandenkämpfe

16. Mai 1919. Die Reihe der Feste nach dem Friedensschlusse mit Mandamin war verrauscht, aber die Russen dachten nicht daran, ihr Versprechen einzulösen und Turkestan zu einer autonomen Republik zu machen. Da kam plötzlich die Nachricht von neuem Auftauchen der Räuberbanden und von einem Blutbad in Utschkurgan.

Die Banden haben furchtbare Rache genommen; das ganze russische vierte Regiment war zu einer Parade nach Utschkurgan eingeladen worden. Dort wurde eine Art Verbrüderungsfest gefeiert, und als die russischen Kommandanten und Soldaten, die ihre Waffen abgelegt hatten, bei einem reichen Gastmahle saßen, fielen plötzlich die Basmatschi über sie her und machten sie bis auf den letzten Mann nieder. Wenige Tage darauf wurde bekannt, daß Chur Schirmad, einer der Unterführer Mandamins, sich mit seinen Banden selbständig gemacht und Mandamin gefangengenommen hätte, weil dieser den Frieden mit den Bolschewiken geschlossen hätte. Seine Leute waren es auch gewesen, die das „Fest“ in Utschkurgan ausgeheckt hatten.

Damit war aber auch das Zeichen für neue Kämpfe gegeben, und es dauerte nicht lange, so war der gleiche Zustand wie vor dem Friedensschluß wieder eingetreten; überall in der Umgebung Skobelews begannen neue heftige Kämpfe mit den Räuberbanden.

Jede Nacht hörte man schießen. Ein neuer Scheinwerfer suchte nächtlich mit seinem geisterhaften Licht die Umgebung ab, um Skobelew vor plötzlichen Überfällen durch die Räuberbanden einigermaßen zu schützen.

Digitized by Google

Es dauerte nicht lange und ebenso wie früher statteten auch jetzt die Räuber unserer Stadt kurze Besuche ab. Eines Abends (15. August) begann plötzlich in unmittelbarer Nähe des Hauses, in dem ich wohnte (wir hatten die Kibitka in Jarmasar endlich gegen ein gutes Zimmer in der Stadt eingetauscht), lebhaftes Feuergefecht, so daß die Kugeln am Haus vorbeipfiffen; später setzte auch Maschinengewehrfeuer ein, die Artillerie von der Festung begann zu toben und das Panzerauto raste mit seinem markdurchdringenden Hupen durch die Stadt. Die Räuberbanden hatten 20 Pferde aus dem Zirkus und 150.000 Rubel geraubt.

Im Zirkus, der eben spielte, und beim Freilichtkino am Kirchenplatz brach eine wilde Panik aus, bei der ein zweijähriges Kind zertreten wurde.

*

6. September 1920. Ein schauriges Drama hat sich heute am frühen Morgen abgespielt. Die geheime Abteilung, die hier unbeschränkte Machtbefugnis hat, hat heute an 14 Sarten, die als Geiseln für die Überfälle der Räuberbanden gefangengehalten wurden, das Todesurteil vollstreckt. Beim Morgengrauen wurden die 14 Delinquenten auf einem Lastauto zum mohammedanischen Friedhof gebracht, wo sie für sich ein gemeinsames Grab zu graben hatten. Als die Arbeit beendet war, hatten sie am Rande der Grube niederzuknien und wurden erschossen, so daß die Leichen in die Grube fielen und den russischen Soldaten nur mehr das Zuschütten des Grabes übrigblieb. 14 Schüsse und alles war erledigt!

Eine andere geheime Hinrichtungsstätte war der Keller in der Brauerei. Auch von dorther klangen die vereinzelten Schüsse! Jeder ein Todesurteil für den Eingekerkerten! Wie viele dort ihr Leben ließen, wird wohl nie bekannt werden; eines Tages wurde einer unserer Kameraden von der Spitalsverwaltung geholt, damit der Keller, der schon einen unerträglichen Geruch aufwies, desinfiziert werde.

Die Lage in Skobelew wurde schließlich so unsicher, daß im ersten Stock des Stabsgebäudes ständig ein Maschinengewehr in Stellung war und ein Panzerauto im großen Hof bereitstand.

Inzwischen hatte auch das Chanat Buchara in aller Form den Bolschewiken den Krieg erklärt und seine Askeri mobilisiert. Dies gab den russischen Truppen den willkommenen Anlaß zum Einmarsch in das bucharische Gebiet, und kurze Zeit darauf brachten schon Extraausgaben Berichte über die Siege der roten

Digitized by Google

Truppen in der Bucharei. Auch diesmal wurde ein wahnwitziges Blutbad unter den Einheimischen angerichtet, um sich der reichen Schätze des Landes zu bemächtigen.

Die letzten Monate in Skobelew

Durch alle die Jahre hatte ich mich zurückgehalten, in russischen Familien zu verkehren; ich suchte nicht Gesellschaft; und wenn ich in meinen freien Stunden neben Gartenarbeit und Sprachstudien auf die Basare oder in die Sartendörfer gehen konnte, war ich damit zufrieden. Erst von dem Augenblick an, als ich auch bei Herrdegens Theater auf der Bühne beschäftigt war, lernte ich die mitwirkenden russischen jungen Damen kennen. Als wir die drei Einakter Herrdegens einstudierten, da war für eine kleine Rolle ein junges Mädchen gewonnen worden, das ganz anders als ihre Kolleginnen durch rührende Liebenswürdigkeit und Geduld auffiel bei allem, was die Probe von ihr verlangte; sie war blond und blauäugig, von einfachem und gewinnendem Wesen und hieß Olja Alexandrowna. Ihr Vater war als Gymnasialprofessor in Taschkent tätig, die Mutter hatte sie im Vorjahre verloren; sie führte als tüchtige kleine Hausfrau ihren Brüdern Anatol und Boris das Haus. Die Musik — Olja hatte drei Jahre Musik und Gesang in Moskau studiert — brachte uns näher; wir musizierten viel und verplauderten die Abende, ich hörte gerne von ihrer Zeit in Moskau, sie wieder von den vielen Reisen, die mich über ein gutes Stück jener großen Welt gebracht hatten, die sie erträumte.

Meine ausgesprochene Vorliebe für das Leben der Einheimischen hatte sie bald erkannt, und mir war es eine unendliche Freude, ihr nach und nach das viele Eigenartige und Schöne dieses mohammedanischen Landes zu zeigen. Wir wanderten bald dahin, bald dorthin in die Dörfer, zum erstenmal sah Olja den Frühling auf den Feldern bei den Sarten, hörte die Gesänge der einheimischen Mädchen bei der Feldarbeit, erfuhr von ihrem Leben und ihren Bräuchen, die sie wohl oft gesehen hatte, deren Deutung ihr aber fremd geblieben war.

Als wir nun zum erstenmal durch das Wirrsal der großen Basare in Alt-Marghellan gingen und Olja inmitten dieses fremdartigen Getriebes staunend bei den Handwerkern all die schönen Arbeiten entstehen sah, die in Skobelew ausgeboten wurden, da lag wie eine Offenbarung vor ihr die Umwelt, das Land, in dem sie

Digitized by Google

aufgewachsen war, ohne es zu kennen. Auf dem Rückweg rasteten wir bei der einsamen Wallfahrtsmoschee Maas Ibn Dschamal, wo uns der Mullah, der mich schon längst von früheren Besuchen kannte, mit Tee bewirtete. Noch nie hatte Olja diese andere Welt gesehen, die mit Rußland nichts gemein hat. Heilige Ruhe herrschte hier; die Derwische verrichteten ihre Gebete, und als die Sonne hinter den mächtigen Schneebergen versank, rief vom kleinen Minarett der Muezzin zum Abendnamas.

*

Schweres Fieber warf Olja für Wochen auf das Krankenlager; die Ärzte wußten keinen Rat; immer häufiger wurden die Anfälle, immer mehr stieg das Fieber bis zu bedenklichen Delirien. Anatol, ihr jüngerer Bruder, sah hilflos schon ihr Ende nahen; ich durfte diese Tage im Hause bleiben und Olja pflegen. Da lag das zarte Geschöpf, das meiner Obhut anvertraut war; mit Bangen sah ich, wie Tag für Tag ihre Kräfte abnahmen. Immer mehr aber kam mir zum Bewußtsein, was sie mir war, und als Olja genesen war, da wußten wir, daß uns mehr verband als Freundschaft.

*

Der Ramasan ging seinem Ende zu; die Basare und Teehäuser, die wegen des Fastenmonats tagsüber geschlossen waren, hatten erst abends Betrieb; überall brannten unter den großen Bäumen die kleinen Laternen und die Lampen in den Tschai-Chanas, wo schon die Speisen vorbereitet waren. Wie oft genossen wir dieses malerische Bild! Dann kam das Bairamfest; am frühen Morgen hatte ich schon Olja abgeholt, damit sie mit mir bei der Moschee dem Feste beiwohne. Vom Ärmsten bis zum Reichsten boten die Einheimischen alles auf, um würdig ihr größtes Fest zu begehen, von allen Seiten strömten Wagen und Reiter zusammen, die Gäste in den schönsten Gewändern, die Kinder aufgeputzt und reich mit Schmuck behangen. Bald war der große Platz bei der Moschee übersät mit Frommgläubigen, die alle gleichmäßig die weißen Turbane senkten und die vorgeschriebenen Verneigungen machten, dann wieder ihre Gebettücher entrollten, die Hände zum Himmel erhoben und mit der Stirne die Erde berührten; diese wogende Menge im reichen Festtagskleid war ein seltsamer und erhebender Anblick. Olja freute sich wie ein Kind, all dies miterleben zu können. Nach dem Gottesdienst füllten sich die Tschai-Chanas mit

Digitized by Google

Gästen, überall waren heute schöne Teppiche ausgelegt, an den abgelegeneren Plätzen bereiteten die Frauen das Mahl für die Männer und Kinder; und wenn mich Bekannte, Mohammedaner aus meiner Schule, trafen, tauschten wir den üblichen Festgruß: *„aid-i-scherif mubarak bulsun!"* „Der hohe Festtag sei (für dich) gesegnet!" Auch für uns war das Fest der Feste ein Tag des Glückes!

Eine Zeit brach an, die alles leichter tragen ließ; ich war nicht mehr mit meinen Sorgen allein und teilte gerne jene Oljas. Von den Transporten hörte man nichts; drei waren während des Sommers noch abgefertigt worden. Mit diesen waren die meisten meiner engeren Freunde weggefahren; wer aber wie ich nur mit 30 Prozent Invalidität anerkannt war, der mußte sich mit Geduld wappnen.

*

So viel uns unsere Berufe freie Zeit ließen — auch Olja hatte einen Lehrerposten —, gingen wir in die Dörfer hinaus; bald hatten wir überall Bekannte, ich unter den Sarten in den Teehäusern, Olja unter den Frauen, bei denen sie für ihre Wirtschaft Besorgungen machte. Die Kinder hatten es ihr besonders angetan, seitdem sie so viel von ihnen aus meiner Schule erfahren hatte, und die Sartinnen bestaunten in Olja eine Russin, die sogar für einheimische Kinder Interesse hat.

Eines Abends war ich zum Tee bei Olja gewesen, da fiel uns plötzlich auf, daß eigenartiger Lärm, der sich immer mehr verstärkte, aus der ganzen Nachbarschaft zu hören war. Zuerst war es wie fernes Klingen von Metallgegenständen, immer mehr aber mischte sich lautes Schreien von Menschen und Brüllen von Tieren hinein. Kaum, daß wir zu den ersten sartischen Anwesen gekommen waren, hatten wir ein phantastisches Erlebnis: man zog die Tiere aus den Ställen und prügelte sie, die Mütter hieben auf ihre kleinen Kinder ein, damit sie schrien, und alle riefen laut, den Mond anstarrend: *„achir-i-saman, achir-i-saman"* (Das Ende der Zeiten). An diesem Abend war eine fast volle Mondesfinsternis; tagsüber hatte ein heftiger Sturm gewütet; was vom Monde zu sehen war, erschien in blutrotem Licht. Bei den Einheimischen besteht nun der Glaube, daß dieses Zusammentreffen der beiden Erscheinungen das Ende der Zeiten ankündige, und das laute Lärmen und Quälen der Tiere und Kinder soll verhindern, daß zum Ende der Zeiten

Digitized by Google

die bösen Geister die Oberhand gewinnen oder in die Seelen der Kinder fahren.

*

Die Sommermonate waren vorüber, der Herbst war ins Land gekommen; alle Bedrängnisse dieser unruhigen Zeiten, welcher Art immer sie auch waren, konnten uns nichts anhaben, vermochten unser stilles Glück nicht zu stören. Olja sah ihre Sendung darin, die Zeit, die uns ein gütiges Schicksal zusammen zu sein vergönnte, mir zu verschönen. Der einzige Schatten, der über dieser idealen Gemeinschaft lag, war das Bewußtsein für uns beide, für Olja und für mich, daß mit dem Augenblicke, da meine Einteilung zur Heimfahrt erfolgen würde, all das sein Ende haben müsse.

Die Schule hatte von neuem begonnen, wieder arbeitete ich Tag für Tag mit den lieben einheimischen Kindern; in Oljas Haus, das ich nun bewohnte, hatte ich ein Heim, wie ich es mir besser nicht wünschen konnte. Für den Winter, der in diesem Jahr mit ungeheuren Schneefällen bereits Anfang November einbrach, waren schon alle Vorbereitungen getroffen.

Da wurde plötzlich bekannt, daß neue Transporte zusammengestellt würden; die Listen sollten in den nächsten Tagen veröffentlicht werden. Ich selbst konnte über diese Botschaft, die ich mir immer als das heißersehnte Ziel meiner Wünsche vorgestellt hatte, nicht restlos glücklich werden, wenn ich daran dachte, was sie für Olja bedeuten würde! Was nützte alle Vernunft, die wir uns gegenseitig in den Tagen gepredigt hatten, da die Heimfahrt noch in weiter Ferne schien! Mich erwartete das ungeheure Glück, meine Kinder wiederzusehen, und hier mußte ich dieses treue Geschöpf einem unbestimmten Schicksal überlassen! Für mich kam noch die weitere Sorge hinzu, daß mir im Augenblick für eine Reise durch Rußland im Winter die nötige Ausrüstung fehlte. Das böse Winterwetter machte es überdies fast unmöglich, in den wenigen noch zur Verfügung stehenden Tagen alles zu besorgen und meine Schätze zu Geld für die Reise zu machen. Ich stürzte zum Plenbesch, als die Listen angeschlagen wurden, um mich selbst zu überzeugen; und in der Tat — nach fast sechs Jahren war der Tag gekommen, wo auch ich in die Heimat zurück durfte: als einer der letzten Namen stand dort „Willfort Fritz“ ...

Mein erster Weg war zu Olja; wie sollte ich es ihr sagen? Für mich gab es jetzt keine andere Entscheidung mehr, nun waren die Würfel für mich gefallen. Als ich der Armen nicht ohne ein

Digitized by Google

gewisses Bangen bekannt hatte, daß meine Einteilung erfolgt sei, da wurde Olja leichenblaß vor Entsetzen; dann brach erst hemmungslos ihr Schmerz hervor; aber mitten in ihren Tränen, für die ich so wenig Worte des Trostes wußte, zuckte es plötzlich ganz merkwürdig hell in ihr auf: rasch entschlossen hatte Olja eine Lösung gefunden, die Stunde der Trennung wenigstens um ein paar Tage hinauszuschieben, eine Lösung, auf die ich, bei Gott, nicht gefaßt war: sie würde Mittel und Wege finden, erklärte sie, um mich wenigstens bis Taschkent zu begleiten.

So blieben uns doch noch einige Tage, die wir gemeinschaftlich mit den Vorbereitungen für diese weite Reise verbringen konnten. Das kalte Wetter mit den ungewöhnlich starken Schneefällen erschwerte wohl ungeheuer alle Wege, aber Olja kannte keine andere Aufgabe, als für mich zu sorgen und mir alle ihre Zeit zu widmen. Sie war stolz und glücklich, wenn sie auf dem Basar Nützliches für mich einhandeln oder meine schönen Dinge gut verkaufen konnte. Wenn aber des Abends die Arbeit zu Ende war, da versagte nur zu oft die scheinbare innere Ruhe, sosehr sich auch Olja bemühte, an sich zu halten ...

Als endlich alle Besorgungen, Käufe und Verkäufe, erledigt und alle Papiere beschafft waren, ging ich zu Karin Niasi, dem Leiter meiner Schule. Über meine Bitte stellte er mir in russischer und sartischer Sprache ein Attest aus, nach welchem die oberste einheimische Schulbehörde mir als Anerkennung für meine Leistungen als Lehrer die gesamten Schulbücher in den Landessprachen sowie alle (in meinem Besitz befindlichen) Bilder, Karten und Photos des Landes zum Geschenk machte, damit ich sie in meiner Heimat zeigen könne. Karin Niasi leuchtete sofort der Zweck dieses Schriftstückes ein: es war für das Kriegszensuramt in Moskau oder Petersburg bestimmt, um diese für mich so wertvolle Sammlung über die Grenze bringen zu können. Von ihm wie von den anderen Lehrern nahm ich herzlichen Abschied; leider sah ich Aischa Chan nicht mehr; ich hörte, sie läge schwer krank in Taschkent.

Wahrhaft rührend war der Abschied von den Schulkindern. Karin Niasi ging mit mir von Klasse zu Klasse und überall umringten mich die lieben kleinen Kerle in ihren malerischen Gewändern oder in ihren Lumpen, auch die Schülerinnen waren da und alle wünschten mir Glück zur Reise in die Heimat, boten mir als Abschiedsgeschenk an, was sie gerade zum Essen bei sich trugen,

Digitized by Google

und fragten immer wieder, ob ich nicht doch zurückkommen würde. Die Größeren unter ihnen gingen in ihren Wünschen noch weiter, sie baten und bestürmten mich, ich solle sie irgendwie mitnehmen, sie wollten dann bei mir bleiben, so lange ich es wünschte! Und als ich das Schulgebäude verließ, da kam fast die ganze kleine Schar trotz des Schneegestöbers auf die Straße heraus, um mir zum Abschied zu winken, und versprach, auf die Bahn zu kommen, wenn mein Zug wegführe.

Der letzte Tag, der 18. November, galt dem eigentlichen Einpacken. Die große Wattendecke, die alle meine Schätze an seltenen Kostümen und Seidenarbeiten kunstvoll eingenäht enthielt, war in mühevoller Arbeit fertiggebracht, die Tagebuchaufzeichnungen waren in die Hölzer eingeleimt, ein kleines Kissen enthielt die Teppicharbeiten, der Rucksack meine wenigen Besitztümer und ein kleines Kistchen die Bilder und etwas Hausrat; zwei Säcke waren mit getrocknetem Brot, Reis, gedörrten Früchten und anderen Vorräten gefüllt, die für den Tauschverkehr auf der Fahrt bestimmt waren.

Erst bis alles für die Reise fertig war, konnte ich selbst zur Ruhe kommen, und ich sah, wie bitter es Olja empfunden, daß ich diesen letzten Tag so ganz meinen eigenen Angelegenheiten gewidmet hatte. Mit Anatol nahmen wir abends zu dritt den Tee. Ein letztes Mal spielte ich für Olja Klavier; ich wußte, was sie liebte: Chopin, Moszkowsky, Tosca, Butterfly; aber es währte nicht lange, da hörte ich hinter mir Olja aufschluchzen; sie hatte alle ihre Kräfte zusammengenommen, nun aber hatte das arme Herz versagt. Was konnte mein Trost nützen, er war nicht imstande, sie über die Tatsache hinwegzutäuschen, daß das Schicksal unerbittlich ist . . .

Heimfahrt. Über Moskau nach Petersburg

19. November 1920. Die bestellte Arbe war pünktlich gekommen. Gott sei Dank! Mein bescheidenes Gepäck war bald aufgeladen, dazu die zwei Säcke mit Lebensmitteln und Brennholz für die Fahrt. Nun galt es, von diesen trauten Räumen und von dem Hause, in dem ich so glückliche Stunden verbracht hatte, Abschied zu nehmen. Ich hatte ja Olja so unendlich viel zu danken, daß es mir schwer wurde, hiefür vor ihrem Bruder die richtigen Worte zu finden.

Digitized by Google

Nach russischem Brauch setzten wir uns schweigend und verweilten einige Augenblicke in frommen Gedanken. Uns allen standen die Tränen in den Augen; vor dem Ernste dieses Abschieds schwanden alle kleinlichen Hemmungen: unbekümmert um Anatol segnete ich Olja und küßte sie; voll von heißen Segenswünschen für meine lange Reise holte dann Olja aus ihrem Zimmer das kleine alte, in Gold gerahmte Heiligenbild, das sie von ihrer Mutter besaß, und gab es mir, damit es mich auf der Fahrt beschütze und ich lebend zu den Meinen wiederkomme ...

Der Arbenkutscher vor dem Tore hatte alles verstaut und drängte zur Fahrt auf den Bahnhof. Dort stand der Transportzug, die Wagen waren schon eingeteilt. Diesmal war's Wahrheit, es ging heimwärts! Wir waren achtundzwanzig in unserem Viehwagen, dessen Mitte den üblichen kleinen Ofen enthielt, und dessen Seitenteile waagrecht in drei Fächer unterteilt waren.

Das schöne Wetter hatte alle Bekannten der heute Abreisenden zum Abschied auf den Bahnhof gelockt.

Noch ein letztes Händeschütteln auf allen Seiten und tatsächlich, unser Zug setzte sich in Bewegung! In wenigen Minuten versanken die bekannten Gegenden, die mir in den letzten Jahren so vertraut geworden waren, im Nebel der Steppe.

Olja, die Treue, hatte sich ein Mandat nach Taschkent verschafft, um die letzten Tage mit mir zu sein; denn dort standen die Transporte meist mehrere Tage.

Unser Wagen war an einen Personenzug angehängt worden, in dem sich fürs erste Olja eingerichtet hatte; so konnten wir die Mahlzeiten zusammen einnehmen, wenn der Zug hielt.

*

21. November 1920. Der Personenzug war schon gestern Abend nach Taschkent vorausgefahren; unser Transport folgte erst gegen 5 Uhr morgens. Ich wurde immer unruhiger, je näher wir Taschkent kamen, wußte ich doch nicht, ob und wo ich Olja wieder treffen würde. In Taschkent stürzte ich aus dem Zug, um das ganze Heerlager, das den Perron füllte, zu durchforschen, und als ich fast verzweifelt das Suchen aufgeben wollte, da sah ich plötzlich die bekannten Züge und hörte die liebe Stimme. Vor Mittwoch war an eine Weiterfahrt nicht zu denken; so gehörten noch vier Tage uns!

Digitized by Google

In allen Wartesälen und Restaurationslokalen des großen Taschkenter Bahnhofs war ein wahres Lager aufgeschlagen; Einzelreisende und Familien, Sarten, Kirgisen, Usbeken, Afghanen, Russen, alles lag in kleineren und größeren Gruppen wirr durcheinander wie in einer vollbesetzten Tschai-Chana, Tee trinkend oder in die Wattendecken eingerollt auf dem Steinboden — heute die hier allgemein übliche Art, auf die Weiterfahrt zu warten. In diesem Lager herrschte aber eine gewisse Ordnung, Plätze wurden belegt und eigene Wächter sorgten dafür, daß bei Nacht keine Diebstähle vorkämen. Man konnte hier ohne Sorge um sein Hab und Gut schlafen.

*

In wahrhaft rührender Weise hatte Olja diese Tage in Taschkent mit mir geteilt, war mir unermüdlich behilflich gewesen, alle Schätze, die ich für hier zurückgehalten hatte, zu Geld zu machen, damit ich keinen Mangel auf der großen Reise hätte. Sie hatte in der Tat alles an den Mann gebracht bis auf einen prächtigen Sartenschalat und die schönen bucharischen Frauenstiefel aus rotem Samt mit Gold- und Silberstickerei; dabei wäre sie fast verhaftet worden, weil plötzlich ein russischer Kommissar behauptete, daß sie von Plünderungen eines der Soldaten in Buchara herrührten. Auch bei Nacht, als ein Transport aus Europäisch-Rußland ziemlich lärmend angefahren kam, war sie aufgestanden und wechselte in bewundernswerter Vorsorge und Geschäftstüchtigkeit für mich von den Soldaten Zentralgeld für Turkestaner Geld ein.

*

25. November 1920. Schon am frühen Morgen war verkündet worden, daß aller Voraussicht nach abends der Transportzug abgehen werde. Die Kameraden versorgten mit Begeisterung von neuem das Gepäck und stapelten Holzvorräte auf.

Für den Vormittag war die Ausgabe der Fahrtausweise und Dokumente angekündigt worden; meine Unruhe stieg immer mehr, meine Nerven drohten zu versagen, am liebsten hätte ich den Bahnhof nicht verlassen und wäre in der Nähe des Zuges geblieben. Ich hatte noch einen letzten Weg in die Stadt, um beim Plenbesch Briefe für Moskau zu übernehmen; als ich zum Zuge zurückkam, waren die Dokumente bereits verteilt worden. Es war nunmehr kein Zweifel, wir fuhren heute Abend oder heute Nacht ab!

Digitized by Google

Diesmal war es Ernst geworden, und ich hatte die größte Mühe, meine Ruhe zu bewahren, während dieses treue Geschöpf neben mir fast zusammenbrach. Für sie gab es nur einen Gedanken, bis zum letzten Augenblick bei mir zu bleiben, und sie wurde in der Tat nicht müde, Stunde um Stunde auf dem Bahnsteig mit mir auf und ab zu gehen. Unser Zug stand unter Dampf; jede Sekunde konnte das Zeichen zur Abfahrt ertönen. Für einen Augenblick rasteten wir bei einem Zug am anderen Geleise. Immer näher kam der Augenblick, der uns trennen sollte, und sooft sich im Bahnhofgebäude Lichter zeigten, zuckte Olja zusammen. Während sie noch unter Tränen tausend liebe Worte fand, versagten plötzlich ihre Kräfte und sie stürzte ohnmächtig zusammen. Mich ergriff eine namenlose Angst, wie Hilfe schaffen, wie Wasser holen? Ich konnte und durfte sie nicht verlassen und auch meinen Zug nicht aus den Augen verlieren. Es war fast Wahnsinn, wie ich mich bemühte, Olja wieder zu sich zu bringen, und als sie endlich ihre Augen aufschlug, waren ihre ersten Worte: „Wie schade, daß ich nicht gleich gestorben bin!“ Die kühle Nachtluft half, sie doch ein wenig aufzurichten. Da begann das unheimliche Aufleuchten der Lichter, das Abschreiten des Zuges mit den Laternen durch das Bahnpersonal . —

Es war fast Mitternacht; das war das Ende dieser wunderbaren Zeit! Der Zug setzte sich in Bewegung, in meinem Wagen war es vollkommen ruhig, die Kameraden schliefen schon, und kaum war ich im Wagen, da zog auch schon die Maschine an; eine letzte Umarmung, und das arme Geschöpf, ganz in Tränen aufgelöst, lief noch ein Stück mit dem fahrenden Zug, bis ihre Kräfte versagten und sie, zusammengebrochen an Leib und Seele, sich an den anderen Zug lehnte, dem meinen nachblickend. Noch einmal erfaßte mich namenlose Angst, sie könnte vielleicht, wie es eine ihrer Freundinnen getan hatte, sich unter den nächsten Zug werfen ... In der dunklen Nacht war sie mir in wenigen Minuten aus den Augen entschwunden. —

Der Zug fuhr wirklich. Wie ich nun allein war, ganz allein inmitten der vielen Anderen, die um mich her lagen, konnte ich es gar nicht fassen, daß alles zu Ende sei; so viel Glück vorbei! Für mich begann wohl die Heimfahrt; aber hier ließ ich ein Wesen zurück, dessen Lebensinhalt ich war und dessen Lebensglück ich vielleicht zerstört hatte! Der Morgen kroch herauf, ich saß noch immer schlaflos auf demselben Fleck, durch den schmalen Spalt

Digitized by Google

unseres Wagens ins Leere starrend. Was wird nun aus Olja werden? Welches Leid wird sie hier noch ertragen müssen, während ich einer ruhigeren Zukunft entgegenfahre?

26. November 1920. Wir kamen langsam vorwärts. Was um mich her geschah, weiß ich nicht; denn alles war für mich vollkommen einerlei — Gegend, Wetter, Leute, Essen —, ich sah nur immer die arme Olja vor mir, an den anderen Zug angelehnt, zerweint und zermartert vom Trennungsschmerz.

Als wir abends in die Stadt Turkestan kamen, dachte ich keinen Augenblick daran, die große Moschee zu besuchen, jedes Interesse hatte für mich aufgehört.

27. November 1920. Früh in Tartugai. Fahrt unendlich einförmig. Von 11 bis 2 in Perowsk, wo wir das erstemal Brennholz für das Beheizen unserer Tepljuschka* faßten und wo sogar Suppe und Kascha verabreicht wurde. Auf dem weiteren Weg boten in irgendeiner Station Kirgisen Fasanen feil, nach unseren Begriffen lächerlich billig, das Paar um 3000 Rubel; das konnten wir zu viert riskieren.

28. November 1920. Über Nacht waren wir in strengen Winter gekommen: Schneefall bei 11° Kälte, mittags hatte es wenigstens 8°, wir heizten immerzu. In Kasalinsk blieben wir fast den ganzen Tag ohne sichtlichen Grund stehen. Das Nordostende des Aralsees passierten wir bei Nacht; einige der Kameraden waren aufgeblieben und hatten in Mengen billig Salz eingekauft, das in Moskau angeblich Phantasiepreise hat.

29. November 1920. Eine neue schwere Sorge beginnt mich zu drücken. Glaubte ich mich für die Fahrt im Winter mit Kirgisenmantel, Filzstiefeln und Fellhaube genügend ausgerüstet, so mußte ich heute zu meinem Schrecken feststellen, wie entsetzlich deprimierend die Kälte wirkt. An Schlaf ist nur zu denken, solange genügend geheizt wird, und der kleine Ofen verschlingt Unmengen von Holz, ohne genügend Wärme zu geben. In Tschelkar waren 23° Kälte. Beim Feuer war es noch leidlich, aber wenn man den Platz zu räumen und auf den seinen im Wageninnern zurückzugehen hat, ist die Kälte unerträglich; am Morgen waren die Kissen fest an die Waggonwand angefroren. Auch das fortgesetzte Teetrinken genügte nicht, um sich zu erwärmen. Mittags hatten wir wenigstens nur 15°, aber schon von $^1/_2$3 Uhr an 26°

* Russische Bezeichnung der heizbaren Lastwagen.

Digitized by Google

Kälte. Mir schauderte vor der Nacht. In Emba, wo wir abends standen, wieder 26°, bei Nacht fiel die Temperatur auf 33°! In dieser Kälte schwindet alle Energie, und mit vollkommener Hoffnungslosigkeit sehe ich dem entgegen, was weiter kommen wird. Wir sind erst am Anfang der Reise; wird der sechs Jahre an das Turkestaner Klima gewöhnte Körper diese Reise aushalten oder ist es mir bestimmt, hier zugrunde zu gehen?

1. Dezember 1920. Die furchtbare Kälte ließ nicht nach. Am Morgen nach einer entsetzlichen Nacht wieder 33°. Um $^1/_2$9 begann die Weiterfahrt. Nirgends eine Verpflegung, das Holzquantum, das wir auf einige Tage vorausgefaßt hatten, war fast schon bis auf das letzte Stückchen geschwunden. Im Wagen war man fast zur Unbeweglichkeit verurteilt, da man nur liegen oder hocken, aber nicht stehen konnte. Nur um den Ofen herum waren die warmen Plätze, die jeweils unsere diensthabenden Kameraden bezogen. Der Zug knirschte und kreischte auf den vereisten Schienen; mitten auf der Strecke versagte plötzlich die Lokomotive. Wir hatten seit dem frühen Morgen kaum 70 Kilometer zurückgelegt, jetzt standen wir auf der freien Strecke! Die Holzvorräte gingen mit unheimlicher Raschheit ihrem Ende entgegen; wenn wir verurteilt sind, über Nacht hier zu bleiben, so ist das nicht zu überleben! Der Zug fuhr nach vielen Versuchen ein Stück zurück, bis es ihm gelang, wieder die Schienen zu fassen. Aber schon nach einer kurzen Strecke wiederholte sich das verhängnisvolle Spiel, die Lokomotive brachte unseren langen Zug nicht mehr weiter. Nach endlosen Verhandlungen wurde von der nächsten Station eine Hilfslokomotive angefordert. Stunde um Stunde verrann in bangem Warten.

Schaurig war ein Zwischenfall im Waggon neben uns, in dem verheiratete Kriegsgefangene mit ihren Frauen in unsere Heimat zogen. Eine von ihnen hatte heute inmitten all dieser schrecklichen Umstände entbunden, das Kind war tot. Die Frau verfiel in hochgradiges Fieber und wurde samt dem toten Kind und ihrem Mann auswaggoniert, weil die Weiterfahrt auch für sie den sicheren Tod bedeutet hätte. Der arme kleine Wurm, der vorbeigetragen wurde, war auch für uns ein Memento mori!

Wir erhielten keine Nachricht und keine Lokomotive. Zum Glück kam der Zug nach erneuten Versuchen doch in Bewegung.

*

Digitized by Google

2. Dezember 1920. Die den Wagen gebührenden Holzfassungen waren vollkommen unzureichend. Für die Nacht hatten wir daher eine Einrichtung getroffen, die ein Gebot der Not geworden war. Sobald der Transportzug irgendwo bei Nacht hielt, hatten die den Feuerdienst Haltenden hinauszustürzen und, wenn nur irgendwie möglich, Holz zu stehlen, da wir ohne Holz kaum lebend weitergekommen wären.

Man heizte, was Zeug hielt, und stahl, wo man es nur herbekommen konnte. Mit Aktjubinsk hatten wir zugleich das bekannte Kältezentrum Vorderasiens passiert, und als heute vormittags in Akbulak unser Thermometer nur mehr 8° Kälte zeigte, atmeten wir alle erleichtert auf. Wir wollten die Wartezeit hier verwenden, um die kürzlich gekauften Fasane zuzubereiten; leider zeigte sich jedoch, daß die Tüchtigkeit, die wir beim Holz bekundeten, andere bei unseren Fasanen, die wir außen am Waggon hatten einfrieren lassen, gezeigt hatten — sie waren gestohlen!

3. Dezember 1920. Bei Nacht waren wir aus Ilezk gefahren, überschritten um 8 Uhr morgens die europäische Grenze und waren um 10 Uhr in Orenburg. Der Bahnhof und die Umgebung war guter Handelsplatz für Butter und Speck im Austausch gegen unsere leichten russischen Mützen, die hier mit Begeisterung gekauft wurden. Am meisten beruhigte mich, festzustellen, daß 10 bis 12° Kälte für mich ganz erträglich waren.

4. Dezember 1920. 15° Kälte, später 18°. In Busuluk war wieder schwunghafter Handel: Wir gaben alte Wäsche und Kleider ab, dafür bekam man hier reichlich Fleisch, Brot, Speck und Butter, Geld tritt überhaupt nicht in Erscheinung. Es blüht der Tauschhandel.

Wir sind aus den asiatischen Steppen nunmehr schon in europäisch anmutende Gegenden gekommen. Zum erstenmal seit so vielen Jahren haben wir heute schöne Wälder gesehen, Dörfer mit Holzhäusern, eingebettet in kleine Waldlichtungen. Abends erreichten wir Kinelt, wo sich die Linien nach Sibirien und Turkestan teilen.

Während der Nacht gab es reichlich Arbeit: Holz fassen, Kartoffel schälen für die zu kochende Menage, die uns um 4 Uhr verabreicht wurde.

5. Dezember 1920. 5° Kälte empfanden wir angenehm warm, fast wie Frühlingswetter. Mit größter Spannung erwarteten wir das Überfahren der in den letzten Jahren heiß umkämpften und

Digitized by Google

wiederholt zerstörten großen Wolgabrücke. Die ganze Umgebung beiderseits des Flusses war ein förmlicher Wald von Drahtverhauen. Wachen saßen bei den Lagerfeuern, als wären wir mitten im Krieg. Die Wolga selbst, die wir um $^1/_2$2 Uhr überfuhren, war zur Gänze zugefroren. Unser Zug hielt in Batraki, einem kleinen Ort am Flußufer.

Plötzlich wurde unsere Lokomotive abgekoppelt; sie fuhr weg, weil sie anderswo gebraucht wurde. Hier hatte sich das Handelsbild gänzlich geändert: Manufakturwaren, die wir in den asiatischen Gegenden zu den unglaublichsten Preisen verkaufen konnten, fanden hier wegen der Nähe Orenburgs keinen Anwert. Wir tauschten Speck, Milch und Obst gegen Salz, Reis oder Rosinen ein. Brot kostete 700 Rubel das Pfund.

*

9. Dezember 1920. Alle Bemühungen der letzten Tage, eine Lokomotive für die Weiterfahrt zu erhalten, waren vergeblich geblieben; schließlich schickten wir eine Abordnung nach Zisran, um unsere Weiterfahrt durchzusetzen. Am ersten und zweiten Tag in Batraki machten wir noch gute Miene zum bösen Spiel; Holz war zu besorgen, sieben Wagen mußten wegen völliger Unbrauchbarkeit ausgewechselt werden, der Spaziergang über die fest gefrorene Wolga bot einige Anziehung, am dritten Tage wurde aber die Stimmung, besonders unter der Mannschaft, geradezu bedrohlich. Wir trafen hier einen aus Deutschland kommenden Transport r u s s i s c h e r Kriegsgefangener. Viele unter ihnen waren entsetzt über die hiesigen Verhältnisse und wären am liebsten gleich umgekehrt.

Um 4 Uhr nachmittags, nachdem wir in Batraki fast auf die Stunde vier volle Tage gestanden waren, ertönte endlich das verheißungsvolle „Sadis“ und unser Zug fuhr weiter. Am Bahnhof in Zisran kostete die Portion Tee 2 Rubel, der Einsatz für das Glas dagegen betrug 1000 Rubel!

Heute nacht traf mich der Heizdienst. Wie meine Kameraden benutzte auch ich diese Gelegenheit, um während der Nacht Wäsche zu waschen. In der Station Baruch, wo wir während der Nacht eine Stunde standen, ergänzten wir auf eigene Faust großzügig unsere Holzvorräte, so daß wir sicherlich bis Moskau genug davon haben, wenn wir nicht wieder auf der Strecke irgendwo stehengelassen werden.

Digitized by Google

10. Dezember 1920. Sehr unfreundlich war heute eine Visitierung durch Rotgardisten, die eine Razzia nach Lebensmittelvorräten veranstalteten und einsteckten, was ihnen gerade gefiel. Bis zu unserem Wagen kamen sie glücklicherweise nicht, die plötzliche Abfahrt unterbrach gewaltsam ihre weitere Tätigkeit.

11. Dezember 1920. Schöner Wintertag. In allen Stationen lebhafter Handel mit Eiern, Butter und Schweinefleisch, das wir leicht gegen getrocknetes Brot aus unseren Vorräten bekommen. Brot hat in dieser Gegend Seltenheitswert; auch Salz vom Aralsee erweist sich als die glänzendste Kapitalsanlage. Von Aralskoe More bis hieher hat sich sein Wert fast versechsfacht.

12. Dezember 1920. Wir haben noch 400 Kilometer bis Moskau! In Schilowo standen wir fast den ganzen Tag. Der Salzhandel nahm hier einen äußerst heiteren Charakter an. Die Bewohner stürzten wie wilde Tiere zu den Waggons, sprangen auf diese hinauf, es entstand eine förmliche Balgerei um unser Salz, die Preise wurden gegenseitig hinaufgetrieben, nur um etwas von diesem wertvollen Produkt zu erhalten.

Wir hatten in Riasan die Stunde Aufenthalt benutzt, um rasch wieder Holz zu requirieren und es auf das Dach unseres Wagens zu verstauen, wo es vor Entdeckung sicher war.

13. Dezember 1920. Unser Zug kam nur langsam vorwärts. Am Morgen waren wir nur mehr 70 Werst von Moskau entfernt, zu Mittag erreichten wir Perowo, einen Vorort, 9 Kilometer vor Moskau. Die hübsch angelegten Villenkolonien schienen gänzlich verlassen und verfallen. Wir standen hier den ganzen Tag, kein Mensch kümmerte sich um unseren Transport. — Wenn alles gut geht, können wir in zwei Wochen in der Heimat sein; aber niemand von uns wagt es, daran zu glauben.

14. Dezember 1920. Noch immer in Perowo; wieder ein ganzer Tag verloren! Der Kommandant unseres Transportes fuhr nach Moskau, um Instruktionen einzuholen, was weiter mit uns geschehen solle.

Bei einem Friseur nächst dem Bahnhof konnte man sich hier die Haare schneiden lassen. Er nahm aber nur solche Kunden vor, die mit Rosinen zahlen konnten! Mitten in den Handelsgeschäften wurden wir plötzlich durch einen kleinen Zusammenstoß auf dem Nebengeleise aufgeschreckt, bei dem zwei Güterwagen in Trümmer gingen.

Digitized by Google

15. Dezember 1920. Auch der heutige Tag wurde vertrödelt; gegen Abend kamen wir auf den Güterbahnhof von Moskau! Wir atmeten alle auf. Eine große Etappe auf dieser seltsamen Reise war erreicht!

Plötzlich entstand in unserem Transportzug große Aufregung: es hieß, wir würden hier nicht auswaggoniert, sondern in zwei Tagen weiterbefördert. Morgen sollen die Papiere hiezu ausgegeben werden; aber auch daran fehlt uns der Glaube, und die Ungewißheit stellt an die Nerven Anforderungen, die immer ärger werden, je näher wir unserem Ziele kommen.

16. Dezember 1920. Moskau! Welcher Eindruck! Schon zeitlich morgens machte ich mich auf den Weg in diese phantastische Stadt mit ihren ungezählten vergoldeten Türmen und Kuppeln.

Die uns vorgeschriebenen Besuche waren rasch erledigt. Bei der Kommunistischen Partei übergab ich 5 Kilogramm trockener Früchte, ein hier unerhört wertvolles Geschenk Benesch', und wurde aufs beste empfangen; unserer Weiterfahrt, hieß es, stehe nichts im Wege.

Die Wanderung durch das märchenhafte alte Moskau und den äußeren Ring auf den roten Platz zur Erlöserkirche und zum Kreml, diesem einzigartigen Wahrzeichen Moskaus, dann zum Sophienkai, mit dem unvergleichlichen Blick auf den Kreml war unbeschreiblich schön in der strahlenden Wintersonne. Fritsch und Mrha mit ihren hohen weißen Papachen (Fellmützen) und ich mit meinem braunen Kirgisenmantel (ich trug dazu die blaue Kirgisenhaube), wir waren überall Gegenstand lebhaftesten Staunens; unsere Kameraden hatten uns schon scherzweise „Die heiligen drei Könige" genannt. Nachmittags besuchten wir Freunde Oljas, um auch dort aus dem „reichen Turkestan" die Gaben an Mehl, trockenen Früchten und Salz zu übergeben. Wir erschienen den guten Leuten wie Boten aus dem Land Eden, denn hier herrschte bitterste Not an allem. In dem Zimmer standen fast ausschließlich Betten, die auch als Sitzgelegenheit dienten. In der Mitte war der Teetisch. Bei der herrschenden Wohnungsnot gab es keinen anderen Ausweg als das Zusammenrücken der Menschen. Jedes Zimmer beherbergte eine ganze Familie, dabei hatte es im Raume nur 5°, das Teetrinken mußte die fehlende Beheizung ersetzen.

Als wir zu unserem Zug zurückkamen, wunderten sich die Kameraden über unsere gute Laune; denn wir bekamen erst jetzt von ihnen die niederschmetternde Nachricht, daß alle Offiziere

Digitized by Google

auswaggoniert würden und zunächst nur die Mannschaft weiterfahren dürfe. Das gleiche Los hatte schon so viele von uns ereilt, die nun seit Monaten hier vergeblich auf die Weiterfahrt warten; auch uns — so hieß es — blühe kein besseres!

17. Dezember 1920. Die Nacht war schrecklich gewesen; wir lagen schlaflos und in aufreibendster Nervenanspannung. Wird uns das Schicksal hier ereilen oder werden wir Glück haben?

Vergebliches Hoffen! Um 8 Uhr wurde verlautbart, daß die Offiziere zurückzubleiben hätten. Ein niederdrückendes Bewußtsein! Stumm und verzweifelt ging ich der Arbeit nach, die mich heute traf, nur um nicht die Pflicht zu versäumen. Jetzt sind wir Parias nur deswegen, weil wir seinerzeit die Pflicht unserem Staate gegenüber erfüllt haben! Nachmittag erschien eine Kommission, „um sich den Transport anzuschauen". Es wurde uns bedeutet, uns bereitzuhalten. Wir machten uns marschbereit, um den Leidensweg in Moskau anzutreten, den so viele vor uns schon gegangen sind. Nach einer Stunde bekamen wir unsere Mandate zurück, als ob wir doch weiterfahren dürften; allein der Kommunist Heisler meinte offen, es sei ja ganz gleichgültig, wenn wir auch von hier wegkämen, so würden uns eben seine Kollegen in Petersburg zurückhalten. So ging es wieder zu unserem Wagen zurück. Wir packten wieder aus. Eine fürchterliche Stimmung erfaßte mich, Haß und Wut, aber doch war noch eine stille Hoffnung, daß wir durchkommen würden. Es waren schreckliche Stunden, ein nicht zu beschreibender Zustand; am liebsten hätte ich mich in eine Ecke des Wagens zurückgezogen und geweint wie ein kleines Kind.

Spät abends erhielten wir von unseren Skobelewer Kameraden Hrehus und Kuhn, die seit Monaten hier interniert sind, Berichte darüber, wie es den anderen aus unserem Lager ergangen ist: Glaser war hier auf das schändlichste gequält worden, bevor er in die Heimat entlassen wurde; ebenso Karolyi; beide sind über ein Jahr hier gesessen! Nicht viel besser geht es Wild, Ziernfeld und so vielen anderen, die alle noch hier sind.

In dieser schrecklichen Verfassung empfanden wir es wie eine Erlösung, als sich nachts unser Zug in Bewegung setzte und gegen Petersburg zu fahren begann. Für den Augenblick gab es einen wahren Taumel von Glück und Freude, das Schicksal schien uns gnädig!

*

Digitized by Google

21. Dezember 1920. In hoffnungsfroher Stimmung hatten wir die Fahrt in den drei sonnigen Wintertagen genossen; wir durchfuhren prächtige Nadel- und Birkenwälder, die in Rauhreif lagen. Schöne Herrensitze und kleine liebe Holzhäuser lagen an der Bahn. Wenn wir keine Möglichkeit hatten, uns für die Nacht genügend mit Wasser vorzusorgen, geschah dies in recht eigenartiger Weise vom fahrenden Zug aus, indem wir mit einem Kübel an einem Strick während der Fahrt Schnee einheimsten und ihn dann zum Schmelzen brachten.

— Eine unheimliche Erscheinung sind in den Stationen die Bettelkinder: ein wahres Grauen flößt dieser Zustand vollständiger Verwahrlosung ein! Von Schmutz starrend, mit fast tierischem Blick in den Augen, stürzen sie von Hunger getrieben zu unseren Wagen, um ein Stückchen Brot zu erhaschen. Sie erinnern uns stark an die Kirgisen, als zur Zeit der ärgsten Hungersnot die Ärmsten unter ihnen in Taschkent die Kinder zum Verschenken auf den Bahnhof brachten, damit jemand für ihre Nahrung sorge!

Endlich gegen Mittag fuhr unser Zug am Warschauer Bahnhof von P e t e r s b u r g ein. Die erste Nachricht, die wir erhielten, war nicht dazu angetan, die Stimmung zu heben. Das letzte Transportschiff, das so viele unserer Kameraden von Petersburg nach Stettin hätte bringen sollen, war untergegangen! Nach der zweiten sollten wir selbst in ein bis zwei Tagen weiterfahren. Bestürzung über die erste wechselte mit der Freude über die zweite Nachricht. Wir sollten erst abends „übernommen" werden. Wir „Heilige drei Könige" benutzten daher den freien Nachmittag zu einem kurzen Gang durch Petersburg.

— Im Gegensatze zu Moskau ist hier in dieser ehemals reichen Stadt alles verfallen und verwüstet. Ein freundlicher alter Russe bot sich uns als Führer für die Wanderung durch die Stadt an. Wir sahen auf unserem Weg das prächtige Marinepalais, die deutsche Botschaft, die überwältigende Isaaks-Kathedrale, die Admiralität, den Senat und das große Reiterdenkmal Peters des Großen und gingen den wunderbaren Newakai entlang zum Winterpalast. Wir schlenderten dann noch über den Newskiprospekt mit seinen ehedem großen Kaufhäusern; heute waren sie alle leer und fast alle Fensterscheiben zerschlagen oder mit Papier überklebt. Die jetzt hier zutage tretende Verelendung kommt in den Geschäftsstraßen besonders stark zum Ausdrucke. Ein neuer prächtiger Eindruck war Kasanski Sobor, die prächtige Kirche mit den wunder-

Digitized by Google

baren Säulen und den goldenen Schlüsseln der seinerzeit eroberten Städte, dann die prunkvolle Gedächtniskirche an der Stelle, wo Alexander III. durch eine Bombe den Tod gefunden hatte.

Der gute alte Herr, selbst auch ganz in Lumpen gekleidet, der sicher einst bessere Tage gesehen hatte, war ganz glücklich, uns die Schönheiten seiner Vaterstadt zeigen zu dürfen, und ließ es sich nicht nehmen, uns in dem armseligen Zimmer, das er mit seiner Familie bewohnte, Tee anzubieten.

22. Dezember 1920. Diesmal war es also doch die letzte Nacht in unserem Wagen gewesen; in 33 Tagen hatte er uns von Skobelew direkt bis Petersburg gebracht!

Die für 9 Uhr angekündigte Registrierungskommission ließ ziemlich lange auf sich warten; dann begann wieder das schreckliche Spiel mit den Nerven, als die Kommunisten von Wagen zu Wagen gingen. Ein zweites Mal das entsetzliche Spießrutenlaufen wie vor wenigen Tagen in Moskau!

Den Offizieren und den Leuten mit Intelligenzberufen wurden die Papiere abgenommen, sie hatten sich auf die andere Seite zu stellen.

Stunde auf Stunde verrann in banger Erwartung; abends erst kam der erlösende Befehl zur Auswaggonierung. Gleich darauf erhielten wir das Aviso, daß wir aufs Schiff kommen! Gleich aufs Schiff? Ich traute meinen Ohren nicht; ja, war denn so viel Glück möglich?

Ein letztes Aufflackern eines Hoffnungsschimmers; doch nur allzubald erfuhren wir die Wahrheit: Ja, wir kommen aufs Schiff, aber nicht zur Fahrt in die Heimat, sondern auf den „Transbalt", das Strafschiff, das in der Newa liegt, das schwimmende Interniertenlager! Jetzt war es klar, das sagenhafte Schiff ist unser neues Gefängnis!

Da standen nun wir 28 Offiziere, nachdem die Glücklicheren unter uns, die Mannschaft, frohlockend in das Deutsche Heim abgefahren waren, im vollsten Sinne des Wortes als Auswurf dieses Transportes mit unseren Habseligkeiten, um eine neue Gefangenschaft zu beginnen.

Unter Eskorte brachte man uns zu bereitsgestellten Tramwaywagen, ein elender Motorkarren führte uns in stockfinsterer Nacht bis zur dritten Newabrücke. Unheimlich leuchtete weiß aus der noch weißeren verschneiten Newa ein großer Dampfer, in dem nur wenig Lichter zu sehen waren, der „Transbalt". Unsere Unter-

Digitized by Google

kunft am Schiff war entsetzlich; alle Räume starrten vor Schmutz, die hölzernen Pritschen des Zwischendecks wurden uns zugewiesen.

Wahnsinnig erbittert und in ohnmächtigem Zorn saß ich ratlos auf meinen Sachen; ich war kaum fähig, mir eine Schlafstelle zurechtzurichten. Im Zwischendeck war nur 1^0 Wärme und nirgends Feuer. Der bessere Teil des „Transbalt" war vollbesetzt mit Kriegsgefangenen, die hier nur auf Durchzugsstation waren und von da in das Deutsche Heim oder auf Transportschiffe zur Fahrt in die Heimat befördert wurden.

Als unser Schwarm im Zwischendeck mißmutig einbrach, da wurden auch einige hier Untergebrachte aus dem Schlafe geweckt; unter ihnen fanden wir so manchen unserer Skobelewer Kameraden, der noch immer vergebens darauf wartete, aus diesem Interniertenlager befreit zu werden!

Die Nachrichten über unser weiteres Schicksal lauten katastrophal. Für die Österreicher soll die Aussicht, wegzukommen, äußerst gering sein, während ungarische Offiziere überhaupt Petersburg nicht mehr verlassen können; eine Anzahl davon sitzt in den Arbeitshäusern, die Berufsoffiziere unter ihnen in den Gefängnissen, wohin sie gleich von den ankommenden Zügen gebracht werden. Allgemein heißt es, daß zwei Monate Strafschiff das mindeste seien, bevor man weggelassen würde! All das brach über uns herein wie Keulenschläge. Immer wieder fragte ich mich, womit ich dieses Strafgericht verschuldet hätte?

Das Schiff wird von ungarischen Kommunisten kommandiert, welche die hier Internierten wie Sträflinge behandeln und zu Arbeitsgruppen zusammenrufen. Wir sind als Neulinge vorderhand noch nicht eingeteilt worden.

Fast mehr noch als die Kälte geht die Finsternis auf die Nerven, die hier am Schiffe herrscht. Beleuchtung ist kaum vorhanden, zu dieser Jahreszeit beginnt der Tag erst um 9 Uhr zu dämmern und ist um 4 Uhr zu Ende.

Plötzlich wurden am Schiffe alle Berufsoffiziere aufgerufen, um gleich so vielen ihrer Kameraden in das Gefängnis abgeführt zu werden. Unter ihnen war Fritsch, den ich wie keinen anderen Berufsoffizier während dieser langen Jahre schätzen gelernt hatte; er war seelisch und körperlich so zusammengebrochen, daß er sich nicht erheben konnte. Er erklärte, man solle mit ihm machen, was man wolle, er könne nicht mehr weiter. So ließen sie ihn liegen. Die anderen wurden abgeführt.

Digitized by Google

Nachmittags fand im früheren Salon des Schiffes ein kommunistisches Meeting statt. „Wenn ihr zu Hause nicht für die Sache des Proletariats und der Sowjetmacht mit allen Mitteln kämpft, so ist es besser, daß auch euer Schiff auf dem Heimtransport untergeht"; das war der Inhalt der an uns gerichteten Rede!

24. Dezember 1920. Sechs Jahre seit dem unseligen Heiligen Abend in der Karpathenfront und heute, knapp vor der so sehnlichst erwarteten Rückkehr, wieder Gefangener!

Was wird uns der heutige Tag bringen? Wann beginnt unsere Strafarbeit oder geht diese Gefahr an uns vorüber?

Spät abends erfuhren wir, daß wir nicht die ganze Strafzeit, die wir hier zurückgehalten werden, auf dem Schiffe bleiben, sondern ins Deutsche Heim kommen. Dötz, der schon seit Monaten hier ist, überbrachte unserer Gruppe die Einladnug, schon heute den Weihnachtsabend dort zu verbringen, wozu ich mich erst nach vielem Zureden der Kameraden entschloß. Das Heim befindet sich in einer früheren englischen Schule in der Forarnaja, ist nett und freundlich und gut gehalten.

Die Hausleute, Herr und Frau Breissig, überboten sich, uns Neuankömmlingen wenigstens für diesen einen Abend unser trauriges Los vergessen zu machen.

Unsere Lage ist vor allem deswegen so aussichtslos, weil es hier in Petersburg an einer wirksamen Vertretung der österreichischen Staatsbürger fehlt. Wir sind bis auf weiteres der ungarischen Kommunistengruppe im „Österreichisch-ungarischen Arbeiter- und Soldatenrat" rechtlos ausgeliefert.

Breissigs wollen alles aufwenden, um uns für die Strafzeit wengistens vom „Transbalt" ins Deutsche Heim zu bringen.

25. Dezember 1920. Hier herrscht ein ganz merkwürdiger Kampf zwischen den Vertretern des „Österreichisch-ungarischen Sowjets" und jenen des „Deutschen Rates" um uns. Die ungarische Gruppe will um jeden Preis die Macht über die zurückgehaltenen Offiziere an sich reißen.

Mittags war ich nochmals im Deutschen Heim; ich aß dort mit Leuten aus unserer Skobelewer Mannschaft, die alle rührend gut zu mir waren; sie boten mir Zigaretten, Zucker, Tee und was ich nur haben wollte, an; denn sie brauchten ja keine Vorräte mehr, sie fahren ja in den nächsten Tagen heim!

Kaum war ich auf das Schiff zurückgekommen, fiel schwarze Nacht ein, wenngleich es erst 4 Uhr war; am Schiff gab es fast

Digitized by Google

keine Beleuchtung, die Räume waren bitter kalt. Auf der Pritsche in die Decken gehüllt erwarten wir unser Schicksal. Alles Grübeln über Schuld oder Nichtschuld ändert nichts an diesem Zustand schrecklicher Seelenqual. Wie recht hatte doch Ornstein, der uns schon seinerzeit in Briefen nach Skobelew berichtet hatte, daß die physischen Anforderungen auf der Heimreise nichts seien im Vergleiche zu den psychischen.

Abends wurden wir nochmals von unseren Pritschen heruntergeholt und registriert. Wenn wir uns morgen beim ungarischen Sowjet melden müssen und der Deutsche Rat uns nicht retten kann, dann ist auch unser Schicksal besiegelt.

Todmüde warf ich mich auf mein Lager, aber auch da war keine Ruhe zu finden, denn im Schiffsraum ober, unter und neben uns feierten ja die „anderen" Weihnachten. Eine entsetzliche Zigeunerkapelle fiedelte die ganze Nacht, und als dann unter ungeheurem Jubel der anwesenden Kommunisten die Dritte Internationale gespielt wurde, da mußten alle die Pritschen verlassen und aufstehen. —

26. Dezember 1920. Auf dem „Transbalt". Unsere Liste wurde dem Ungarischen Sowjet übergeben. Die Nachrichten unserer Kameraden über die Arbeitsmöglichkeiten in Petersburg sind fürchterlich. Trotz Verpflegskarte und „Gehalt" kann man verhungern, weil Lebensmittel nicht zu haben sind und die zugewiesenen Mengen nur ein Hungerdasein ermöglichen. So arbeiten die Kameraden 10 bis 14 Stunden, um sich überhaupt am Leben zu erhalten. Am besten wird Schwerarbeit bezahlt.

Am Schiff ist es vor Kälte kaum auszuhalten. Da machte ich lieber einen sechsstündigen Spaziergang mit Hargesheimer durch die Stadt. In der Isaaks-Kirche hörte ich herrlichen Kirchengesang, ich sah die Börse, die Palais Jussupoff und Stroganoff, die heute als Museen nationalisiert sind, den Taurischen Palast, das Dumagebäude und die Newabrücken mit ihren verschiedenen Klappmechanismen für die Durchfahrt der Schiffahrt. Ich wollte nur immer sehen und neue Eindrücke empfangen, um nicht daran zu denken, was nunmehr aus mir werden wird.

Eben während ich diese Zeilen niederschreibe, werden wir aufgerufen und hören, daß wir morgen zum Ungarischen Sowjet zu gehen und abzuwarten haben, was weiter mit uns geschieht!

27. Dezember 1920. Stumpf, apathisch und gottergeben habe ich den Morgen erwartet. Auch unser Los ist kein besseres als

Digitized by Google

das der meisten Kameraden. Heute waren Säcke und Kisten zum Ungarischen Sowjet zu tragen; ich meldete mich als Träger, um auf diese Weise hinzukommen. In der Sergiewskaja Nr. 10 war das berüchtigte Haus, wo uns unser Schicksal bereitet wird; über der Türe steht: „Österreichisch-ungarischer Arbeiter- und Soldatenrat." Wir wurden zunächst vertröstet, abzuwarten, bis unsere Einteilung in einen der nächsten Transporte erfolge!

28. Dezember 1920. Wir werden zu den verschiedenen Arbeiten am Schiff verwendet. Vormittag hatte ich Küchenarbeit. Nachmittag wurden wir aufgerufen, um an einer Führung durch Petersburg teilzunehmen, die von den Kommunisten für die Heimfahrer veranstaltet wurde. Der erste Weg ging zunächst in das Zoologische Museum mit dem einzigen vollständig erhaltenen Mammut aus dem Eis der Beresovka. Dann wurden wir über den Newskiprospekt geführt. Auf die einzelnen Gruppen waren hiesige Kommunisten verteilt, größtenteils Ungarn, die während des Weges wilde Agitationsreden hielten und bei jedem Palast, an dem wir vorbeikamen, sich in Flüchen und Verwünschungen über die Erbauer desselben, die damaligen Herrscher und Großfürsten, ergingen. Endlich wurde bei der Besichtigung des Marmorpalastes einem Wiener Arbeiter die Sache doch zu bunt und er erklärte in aller Ruhe: „Sie, lieber Genosse, was Sie da sagen, ist ja recht schön, aber bei diesen ungeheuren Bauten hier in Petersburg, da müssen doch viele Leute jahrelang Arbeit, Verdienst und Brot gehabt haben!"

29. Dezember 1920. Schneeschaufeln und das Deck aufwaschen ist bei 10^0 Kälte wahrlich kein Vergnügen! Und nach der Arbeit die naßkalte Dämmerung auf dem schmutzigen Schiff! Heizung und Beleuchtung versagen fast vollständig.

30. Dezember 1920. Die Lage wird für uns immer schwieriger; ich beginne schon daran zu denken, mich hier für die Zeit der Internierung nach einem Beruf umzusehen, vielleicht als Lehrer für Musik, orientalische Sprachen oder für Englisch und Französisch an der Petri-Schule.

Nach meiner Arbeit besuchte ich heute mit Hargesheimer zum erstenmal die Eremitage. Welche Fülle der prächtigsten Gemälde in diesen wundervollen Räumen! Ganze Säle van Dyck, Rembrandt, die kostbarsten Italiener! Hier war ein Stück jener Welt, die jetzt für uns aufgehört hat. Wir waren beide erstaunt, festzustellen,

Digitized by Google

daß trotz der wildesten Kämpfe, die sich in Petersburg zur Zeit der Revolution abgespielt hatten, diese unschätzbaren Werte an alter Kunst völlig unberührt geblieben waren. Nur einige Räume im Erdgeschoß sind gegenwärtig gesperrt.

Nachmittags 5 Uhr kam plötzlich fieberhaftes Leben in unser Schiff; Listen wurden verlesen, die Leute begannen zu packen; Freude und frohe Hoffnung herrschte bei den vielen Mitfahrenden der Mannschaft auf unserem Schiff. Alles eilte an uns vorbei hinauf auf das Oberdeck, um das letzte Stück der Heimreise anzutreten. Nur wir sind zurückgeblieben auf dem finsteren Schiff; wir, die Parias! Als alle froh hinaufstürmten, da kamen mir die Tränen in die Augen. Bin ich nicht auch ein Mensch und kann niemand so menschlich fühlen, daß auch ich zu den Meinen nach Hause will?

31. Dezember 1920. Silvester! Galeerensträfling im vollsten Sinne des Wortes! Vormittag war ich auf „Schiff reinigen" eingeteilt. Für Nachmittag kam eine neue Kommandierung: Kohle löschen im großen Hafen. Ich wurde in eine Kolonne eingeteilt, die auf den neben uns liegenden Eisbrecher „Avance" gebracht wurde. Die Fahrt war ein Erlebnis eigenster Art. Die „Avance" ist ein winzig kleines, schmutziges Schiff mit ungeheuer starken Maschinen wie für einen Riesendampfer. Mit einemmal hob ein wahnsinniges Krachen und Dröhnen an, die „Avance" setzte sich in Bewegung und begann die Eistafeln zu rammen; als sie dann nicht mehr vorwärts kam, fuhr sie einige hundert Meter zurück, um neu anzusetzen und so Stück für Stück das Eis aufzubrechen bis ins offene Meer hinaus. Bei jedem Anrennen an das Eis glaubte man, das Schiff müsse bersten oder vom Eis erdrückt werden. Morgen wird die zweite Rinne gerissen, und wenn dies geschehen ist, kann das Schiff die Schollen zwischen den beiden Rinnen hinaustreiben und den großen Schiffen das Einfahren in den Hafen ermöglichen. Als wir endlich am äußeren Hafen angelegt hatten, war es schon ganz finster und für die uns zugedachte Arbeit reichlich spät. 60 Hunte Kohlen mußten aber um jeden Preis für unseren Transbalt eingebracht werden, ein hartes Stück Arbeit!

Auf der Rückfahrt saßen wir bei den Matrosen der „Avance" und erwärmten uns ein wenig durch Tee in ihrer rauchigen Bude. Eben als wir wegfuhren, wurde die „Avance" angerufen; sie mußte umkehren und einen beschädigten Dampfer ins Bugsier nehmen. Mühselig wurden die Drahtseile verbunden, und als unsere „Avance" mit der Riesenkraft ihrer Maschinen einsetzte, rissen alle Draht-

Digitized by Google

seile glatt durch. Es war ein bedrohlicher Moment. Wieder hieß es zurückfahren und neu vertäuen. Wir brauchten für die Rückfahrt mehr als zwei Stunden, und da wir überhaupt kein Mittagessen erhalten hatten, knurrte uns der Magen ganz tüchtig. Aber auch die Matrosen hatten kaum etwas zu beißen und konnten uns nichts abgeben. Mitten auf der Newa blieb die „Avance" bei Nacht und Nebel in der Nähe des Transbalt stehen; eine Strickleiter wurde ausgelegt, die bis auf das Eis reichte, eine andere vom Transbalt, und so hieß es, im Finstern von dem einen Schiff herab- und nach der Überquerung des Eises der Newa auf das andere hinaufklettern, was eine lebensgefährliche Unternehmung war. Nun hätten wir noch in der Nacht die Kohlen von der „Avance" auf den Transbalt schaffen sollen; da streikten wir aber. Die Matrosen hatten ein Einsehen, und andere aus der Reihe unserer Kameraden wurden für diesen Teil der Arbeit aufgeweckt; sie hatten bis 3 Uhr früh die Kohlen gelöscht.

— So ging das Jahr zu Ende, das so hoffnungsfroh begonnen hatte. Kein Urteil über uns könnte so hart sein wie diese nerventötende Unsicherheit über unser zukünftiges Schicksal. Zehn Tage schon auf diesem verfluchten Schiff, immer und immer wieder vertröstet, alle Versprechungen Lug und Trug, hier widerrechtlich zurückgehalten von unseren eigenen früheren Landsleuten! —

Digitized by Google

1 9 2 1

Auf Zwangsarbeit in Petrograd

1. Jänner 1921. Mit Gott ins neue Jahr! Ich habe heute mein Urteil gehört; es ist hart, furchtbar hart, und doch habe ich darüber meine Ruhe gefunden. Zwei Monate! Das ist die Strafzeit, die uns zugemessen ist. Strafe dafür, daß wir einem Intelligenzberuf angehören und daß wir Offiziere gewesen sind!

Zu Mittag war ich bei Breissigs im Deutschen Heim; welches Glücksgefühl, wieder einmal unter guten Menschen zu sein, wieder einmal an einem gedeckten Tisch zu sitzen! Nicht immer aus dem elenden Blechtopf essen zu müssen, in dem man seine Bettelsuppe mittags und abends holt! In meiner entsetzlichen Kleidung stach ich allerdings in diesem Kreise furchtbar ab. Wie lange wir hier zurückgehalten werden sollen, erfuhr ich erst später von Schwester Elisabeth, der Roten-Kreuz-Pflegerin des Heimes, die mit Breissigs eng befreundet ist. Sie war sehr überrascht, mit welcher Ruhe ich diese Hiobsbotschaft entgegennahm; sie verstand aber meine Erklärung, daß es viel leichter wäre, zwei Monate Haft zu ertragen, wenn dann die Freiheit sicher winke, als in der zermürbenden Ungewißheit über sein Schicksal zu leben. Breissigs hoffen, daß wir für diese Zeit wenigstens vom „Transbalt" hieherkommen.

2. Jänner 1921. Auf dem Schiffe war es heute ganz unerträglich. Die Kälte in allen Räumen hat noch zugenommen, seitdem mit dem letzten Transporte so viele weggefahren sind. Wir hatten 0^0 auf dem Schiff und dabei soll man leben! Solange man nicht zur Arbeit kommandiert ist, bleibt man, in seine Decken gehüllt, apathisch auf seiner Pritsche liegen; alle Dampfheizungen sind eingefroren. Auf dem Schiff sind so wenig Kohlen, daß heute nicht einmal Teewasser zu haben war.

Dem schrecklichen Leben hier entfliehen wir durch möglichst lange Wanderungen in der Stadt; heute war ich wieder mit Harges-

Digitized by Google

heimer und Bruckmann in der Eremitage; die wundervollen Bilder ließen für einige Zeit vergessen, was hier um uns vorgeht.

Am Abend erhielten wir die Nachricht, daß wir morgen ins Deutsche Heim übersiedeln werden; aber wir wagen noch nicht, diese Freudenbotschaft zu glauben.

3. Jänner 1921. Die Kälte auf dem Schiff war heute noch ärger als gestern; am Oberdeck 15°, im Zwischendeck 5° Kälte; dabei war es überall feucht und finster! Es kostete mich einen Entschluß, aus den Decken herauszukriechen. Da kam plötzlich die Nachricht, daß das Schiff sofort zu räumen sei und wir ins Deutsche Heim abzugehen hätten! Welches Glück, welcher Jubel! Fieberhaft wurde gepackt, ans Essen dachte niemand mehr, rasch war um 10.000 Rubel ein Schlitten besorgt und fort ging's von unserem elenden Schiff vorerst zum Deutschen Rat, wo wir uns zu melden hatten, und dann frohen Herzens ins Deutsche Heim, wo Breissig, seine Frau und Schwester Elisabeth in ihrer liebenswürdigen Weise unsere ganze Gruppe übernahmen. Bisher hatten wir scherzhaft, oft aber auch bitter ernst das Wort „Galeerensträfling" für uns gebraucht, nun aber folgte unter den höflichsten Entschuldigungen Breissigs eine Prozedur, die schon verteufelt an das Gefangenhaus erinnerte: allen von uns wurden die Haare kurzgeschoren, angeblich aus sanitären Gründen. Hier aber ließ man sich ja alles gerne gefallen, fühlte man sich doch in diesem Heime ganz geborgen!

Das Zimmer, das uns zugewiesen wurde, war früher ein Klassenzimmer der englischen Schule gewesen; an beiden Längswänden waren Holzpritschen, unter die man seine Habseligkeiten schob. Das war ja schon viel, viel besser im Vergleich zum Zwischendeck auf dem „Transbalt", und abends gab es Grütze und Tee, ein Hochgenuß nach 14 Tagen Heringsuppe.

*

Mit der Übersiedlung ins Deutsche Heim waren wir doch einen großen Schritt vorwärtsgekommen. Während unserer „Strafzeit" waren wir Arbeitskulis, die sich ihre bescheidene Nahrung mit täglich achtstündiger Arbeit verdienen mußten. Breissigs und Schwester Elisabeth waren von rührender Fürsorge für uns. Jeden Abend wurde die Arbeitseinteilung für den nächsten Tag bekanntgegeben, die wir unter uns aufteilen konnten: vier Stunden vormittag und ebensolang nachmittag; oder bei dringenden Arbeiten vom frühen Morgen bis gegen 4 Uhr nachmittag arbeiten — das

Digitized by Google

war von jetzt an meine Beschäftigung. Tage und Tage war ich auf Küchenarbeit eingeteilt, mußte Kartoffel schälen oder die noch brauchbaren aus Bergen von gefrorenen aussuchen, mußte in der Küche des Deutschen Rates die gekochten Kartoffel schälen (das war für mich viel nahrhafter!), hatte Botengänge mit allerlei Lasten zu besorgen oder Waggons auszuladen und Holz zu führen, das durch Abtragen verfallener Häuser „gewonnen" wurde. Als Packträger hatte ich auch Gelegenheit, Herrn Pohl kennenzulernen, der hier die Interessen der Deutschösterreicher zu vertreten hat, gewann aber bald den Eindruck, daß auch er nicht imstande wäre, uns erfolgreich im Kampfe, der sich um uns zwischen dem Ungarischen Sowjet und dem Deutschen Rat abspielte, zu vertreten. Wir Österreicher haben aber doch wenigstens die Aussicht, in absehbarer Zeit in unsere Heimat entlassen zu werden, während die 800 hier als Geiseln zurückgehaltenen ungarischen Kameraden nicht einmal diese Hoffnung haben!

Am 6. Jänner unseres Kalenders, dem russischen Weihnachtsabend, war ich in der Isaaks-Kathedrale in der Abendandacht; der mächtige Dom erstrahlte im hellsten Lichterglanze, wunderbare Chöre durchbrausten das Kirchenschiff. Die weihevolle Stimmung in diesem Gotteshause versöhnte für ein paar Augenblicke mit dem Schicksal. Nachdem wir die Kirche verlassen hatten, da erschien uns in der Tat nicht mehr alles so grau und trostlos wie bisher.

Auf den vielen Wegen und Botengängen in der Stadt lernte ich nach und nach ganz Petersburg kennen, sah die neuerbaute Moschee, für welche als Vorbild vergeblich Samarkand gedient hatte, dann die Peter-Pauls-Festung, die große Oper (Volksoper) und vieles andere. Die billigen Preise der Aufführungen ermöglichten uns auch, wiederholt in die Volksoper zu gehen, und nach so langer Zeit war der Besuch einer Vorstellung ein dankbar empfangener großer Genuß. Besonders Rimsky-Korsakoffs Märchenoper „Sadko", die in blendender Ausstattung gegeben wurde, hatte mit ihrer zarten Musik auf unsere empfänglichen Gemüter einen ungeheuren Eindruck gemacht, während die Aufführungen von „Faust", „Tiefland", „Barbier von Sevilla" und „Mozart und Salieri" an Wiener Aufführungen nicht annähernd heranreichten. Auch hier hatte ich mich an einige Kameraden enger angeschlossen, die sich trotz der täglichen Zwangsarbeit nicht unterkriegen ließen, sondern wenigstens die Abende und die freien Stunden gerne dazu verwendeten, um etwas zu sehen. Es

Digitized by Google

gab oft recht schwere Arbeit, aber wir waren dafür ja unter uns; demütigend erschien uns vor allem Straßenkehren, zumal wenn wir es bei und in den Häusern der jetzt führenden politischen Größen tun mußten. Bei den Kommandierungen zur Küchenarbeit im Deutschen Rat genoß man übrigens den Vorteil, auch vom „Tische der Reichen" das übrigbleibende Essen zu bekommen, das freilich anders war als unsere knappe tägliche Kost im Heime.

In der Kanzlei der Heimverwaltung konnte ich mich auch nützlich machen, wozu mir meine reiche Erfahrung in Lagerangelegenheiten sehr zustatten kam. Alle von Sibirien oder Turkestan kommenden Transporte, die über Petersburg gingen, hatten seit der Auflassung des „Transbalt" als Durchzugslager das Deutsche Heim zu passieren, wo sie ein bis zwei Tage verblieben, registriert und für den letzten Teil der Heimreise ausgerüstet wurden. So erfuhren wir erst hier von den furchtbaren Verhältnissen in den sibirischen Lagern und den Greueln, die dort durch die tschechischen Legionen verübt worden waren. Manchmal schämte ich mich fast, festzustellen, was für ein reichlich interessantes Leben in Turkestan ich trotz der vielen Unannehmlichkeiten in diesen sechs Jahren hinter mir hatte, während so viele der Sibiriaken jahrelang hinter den gleichen vier Mauern in einem öden Lager gesessen waren, ohne je das nächste Dorf gesehen zu haben! Mit den neuen Transporten erhielt auch stets unser Heim neuen Zuwachs, denn die Offiziere wurden aus allen Transporten herausgeholt und hier zurückgehalten. So traf ich eines Tages Comployer, einen alten Bekannten aus Wien, in trostloser Verfassung, der erst in unserer Mitte wieder einigermaßen sein inneres Gleichgewicht fand, als er sah, daß auch wir unser Schicksal ruhig ertrugen.

*

12. Jänner 1921. Heute gab es bis zum späten Abend sehr viel Registrierarbeit. Ein neuer Transport war gekommen, der in 24 Stunden abgefertigt sein mußte. Das ganze Haus war von glücklichen Heimkehrern übervoll, nur die engeren Kameraden, die von jetzt an auch unser Los teilen, ließen die Köpfe hängen.

Abends erschien plötzlich unser Skobelewer Kamerad Krompholz, der zwei Wochen nach mir Taschkent verlassen hatte; zu meiner unendlichen Freude überbrachte er mir so von ungefähr „viele Grüße von Olja Alexandrowna", die sie ihm vor ihrer Rückfahrt nach Skobelew aufgetragen hatte. Er ahnte nicht, was diese

Digitized by Google

Grüße für mich bedeuteten, wiesehr sie mich innerlich beruhigten! Endlich, endlich war ich eine schwere Sorge los, die mich seit Taschkent quälte; immer und immer hatte ich das Bild vor mir, als unser Zug sich in Bewegung setzte und ich Olja dort zurückließ. Wie gerne will ich alles ertragen, was mir hier noch bevorsteht, Olja lebt!

*

16. Jänner 1921. Die ganze Woche hatte es tüchtig Arbeit mit der Abfertigung der Durchzügler gegeben, dafür hatte ich den heutigen Sonntag ein ganz erlesenes Vergnügen: Breissigs hatten mich in die Zarenoper (Marinsky-Oper) eingeladen. Das Haus ist prächtig, ganz in Blau, Gold und Silber, beste Arbeit aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts, mit großen, offenen Logenanlagen. Freilich durfte man heute nicht das Publikum besehen, das hier im russischen Blusenhemd, in Pelzen oder hohen Stiefeln dasaß, die Damen mit Kopftüchern oder unmöglichen Frisuren, Frauen aus dem Volke neben höchsten Würdenträgern und ihren Gattinnen, geckenhaft gekleidete Rotarmisten mit Lackstiefeln und mit ihren Dämchen (diese sind hier die einzigen gut angezogenen Frauen!) — ein merkwürdig zusammengewürfeltes Publikum! Noch sonderbarer ist der Grund dieser Erscheinung: die Karten für die Vorstellungen in der Marinsky-Oper sind überhaupt nicht käuflich zu haben, sie gelangen vielmehr in den verschiedenen Ämtern zur Aufteilung, und es kann daher leicht geschehen, daß die Aufräumefrau einen Logensitz und ihr oberster Chef einen Platz auf der 4. Galerie hat! Mit dem Verdunkeln des Saales aber hat man völlig die Illusion einer großstädtischen Opernaufführung allerersten Ranges. Die Aufführung von Tschaikowskys Ballett „Dornröschen" war über alle Maßen schön, das berühmte Petersburger Ballettkorps unerreicht, die Ausstattung feenhaft, ein wahrer Genuß, der an die beste Vorkriegszeit erinnerte und den die vorzügliche Musik noch besonders erhöhte.

Die Bolschewiken erhalten mit guten Gründen diese zaristische Einrichtung, und es ist interessant, zu erfahren, daß hier die Damen vom Ballett die Verpflegskarte der ersten Kategorie beziehen; sie sind diesbezüglich den höchsten Kommissaren und den Diplomaten gleichgestellt; fast möchte man sagen, man merkt es ihnen auch an!

Nach dem Theater blieb ich noch lange bei Breissigs, denen ich immer wieder von unseren vielen Erlebnissen in Turkestan und von den schönen Gegenden erzählen muß, die ich gesehen habe.

Digitized by Google

In unser Heim war abends wieder ein neuer Skobelewer gekommen: Hermann Richter. Er hat eine wahre Robinsonade hinter sich: er war seinerzeit über die Berge geflohen und kam dann in bucharische Gefangenschaft. Als nun die Bolschewiken ihren Raubzug nach Buchara ausführten, war er nur mit knapper Not der Hinrichtung entgangen und kam schließlich nach Taschkent ins Gefängnis. Endlich wurde er dort freigelassen und auf dem Heimtransport ist er hier festgehalten worden.

20. Jänner 1921. Abends machte ich den Versuch, für die Marinsky-Oper Karten zu bekommen, um nochmals „Sadko" zu hören. Ich hatte inzwischen erfahren, wie man dabei zu Werke zu gehen hatte: Da die Karten käuflich nicht erhältlich sind und der Weiterverkauf der zugewiesenen Karten aufs strengste bestraft wird, spielt sich vor der Oper ein ganz merkwürdiger Korso ab. Die Leute, die Karten besitzen und sie los sein wollen, und jene, die Karten bekommen möchten, gehen unentwegt auf und ab und es entwickelt sich etwa folgendes Gespräch im Flüsterton beim jedesmaligen aneinander Vorbeigehen: „Was hast du für Karte? Ich biete ein achtel Pfund Speck oder ein halbes Pfund Reis!" „Das ist mir zu wenig, es ist ein Logensitz!" „Also gut, ein viertel Pfund Speck oder ein ganzes Pfund Reis!" „Abgemacht, ich nehme den Reis!" Darauf geht man noch einigemal auf und ab und tauscht dann ganz unbemerkt das Päckchen Reis gegen die Karte; man muß aber achthaben, denn hier promenieren auch Spitzel, die auf diese Weise festzustellen suchen, wer Lebensmittelvorräte gehamstert hat! Das Kunststück liegt darin, daß man die für die Theaterkarte erwarteten Lebensmittel auch bei sich hat. Wir Turkestaner sind in diesem Belange ja „reich" und für später weiß ich nun genau, daß ich für getrocknete Früchte, Rosinen oder Aprikosen, oder gar für Zucker mir jede Logenkarte einwechseln kann.

*

24. Jänner 1921. Man muß schon ernstlich daran denken, gerüstet zu sein, wenn nach der Strafzeit der Tag des Heimfahrens kommt, und dazu gehört auch, daß ich mir für meine Schulbücher aus Turkestan und für meine große Sammlung von fast 600 Ansichten und Photos aus allen Gegenden des Landes am Kriegszensuramt einen Passierschein beschaffe. Als Bruckmann und ich nach langem Umherirren endlich dieses Amt entdeckt hatten, fanden

Digitized by Google

wir die großen Räume voll besetzt mit mehr oder weniger beschäftigungslosen Tippfräulein, die für meine Dinge das lebhafteste Interesse hatten. Als ich nun gar das Empfehlungsschreiben von Karin Niasi vorwies, das russisch und auch sartisch ausgestellt war, machte dies auf die Damen einen ungeheuren Eindruck, am meisten wohl durch den Text in arabischer Schrift; da wollten gleich sämtliche Grazien zu ihrem Chef hineinstürzen, um mir das erforderliche Dokument zu besorgen! Ich hatte aber diesmal meine Schätze noch nicht bei mir und versprach, ein andermal wieder zu kommen.

25. Jänner 1921. Wieder einmal können wir alle Hoffnungen begraben, all die schönen Versprechungen von Herrn Pohl und dem Führer des deutschen Sowjets Rotkegel über baldige Heimbeförderung sind leere Worte, alles Lüge! Gegen die Macht des ungarischen Sowjets scheint hier niemand etwas ausrichten zu können! Weiße Sklaverei ist dies, nichts anderes! In der heutigen Verfassung trafen uns die Arbeiten, zu denen wir kommandiert wurden, doppelt hart: von $^1/_2$9 bis 2 Uhr im Hofe des Privathauses des Kommunisten Tömmler Schnee schaufeln! So zogen wir mit Besen und Schneeschaufel über der Achsel durch die Gassen Petersburgs! Noch kränkender aber war, daß ein 16jähriger grüner Junge, ein angehender Rotgardist, dort als Überwachungsorgan stand und mit uns herumschaffen wollte. Zu allem Übel brachte heute noch Herr Breissig die trostlose Nachricht, daß unseres Bleibens im Deutschen Heim auch nicht mehr lange sein werde. Im Nebenzimmer unseres Stockwerkes erklang heute plötzlich Musik, jemand spielte den Trauermarsch von Chopin. Ich erinnerte mich ganz seltsam, daß unser Kamerad Kluß auf den Tod krank im Spital liegt.

26. Jänner 1921. Vormittag Schnee geschaufelt und dann bis zum Spätnachmittag vom Hafen mit Lastautos Torf hereingeführt, der jetzt der einzige erschwingliche Brennstoff ist. — Abends war ich in der Marinsky-Oper und sah zwei Ballette von Tschaikowsky, die in ausgezeichneter Aufführung gegeben wurden. Zwei Besitzer von Galeriekarten kämpften einen erbitterten Kampf um eine Handvoll Rosinen von mir.

*

29. Jänner 1921. Im Spital war vor einigen Tagen unser Kamerad Kluß gestorben — genau zur Stunde, als ich Chopins Trauermarsch hörte! Wir erbaten uns den Vormittag arbeitsfrei, um ihm die letzte Ehre zu erweisen. Auf unsere Anfrage, wie

Digitized by Google

und wo das Begräbnis stattfände, erhielten wir den Bescheid, daß uns ein Lastautomobil und Schaufeln zur Verfügung gestellt würden, alles andere wäre unsere Sache! So fuhren wir denn auf dem offenen Lastauto zur Totenkammer, wo der arme Kluß lag. Nur mit Mühe konnten wir verhindern, daß sich die Spitalsmannschaft seine Uniform aneignete, „die ja aus so gutem Stoffe sei"! Aus Brettern wurde rasch ein Sarg zusammengezimmert, dann rasten wir mit dem Toten neben uns durch ganz Petersburg nach Wassili Ostrow, wo die Friedhöfe liegen. Mit unserem Scheine dort angekommen glaubten wir, ein Grab zugewiesen zu erhalten; aber keineswegs! Man zeigte uns bloß einen Fleck am äußersten Ende des Friedhofes mit dem Bedeuten: „Dort könnt Ihr ihn begraben!"

Es blieb nichts anderes übrig, als mit unseren Werkzeugen den Boden zu bearbeiten, ein völlig aussichtsloses Beginnen, denn er war über einen halben Meter tief fest gefroren. Damit war heute nicht fertig zu werden, wir hätten den Toten draußen liegen lassen müssen, auch hatten wir den Lastkraftwagen nur für einige Stunden. Das sah einer der Friedhofsangestellten ein und überließ uns gegen reichliches Trinkgeld ein schon vorbereitetes anderes Grab. Wir nahmen dies gerne an und dort haben wir Kluß „verscharrt".

Zum Glück nahm seine junge Witwe, die auch in unserem Heime wohnt — sie hatten vor einigen Monaten in Taschkent geheiratet —, nicht am Begräbnis teil.

Eben, als wir zu unserem Lastauto zurückgingen, hatten wir ein zweites, noch schrecklicheres Erlebnis. Eine alte Dame, ganz abgehärmt und verweint, die einstmals bessere Tage gesehen hatte, zog auf einem Holzschlitten ihren toten Gatten auf den Friedhof hinaus! Wir konnten nur rasch erfahren, daß für ihn wenigstens schon ein Grab geschaufelt war; aber da die Arme nicht die Mittel hatte, ein Fuhrwerk aufzutreiben und auch sonst niemanden kannte, der ihr zu helfen vermochte, hatte sie selbst den Toten hinausgeschleppt! —

Aber auch mit diesem düsteren Erlebnis war es heute noch nicht zu Ende. Budaker, der bis gestern auf den gleichen Pritschen mit uns geschlafen hatte, mußte heute ins Spital überführt werden — er hat Flecktyphus. An irgendwelche Vorsichtsmaßregeln zur Verhütung weiterer Ansteckung ist hier nicht zu denken; es bleibt nur der Trost, daß man in Gottes Hand ist.

*

Digitized by Google

Die Bemühungen Pohls, Breissigs, ja selbst des deutschen Kommunisten Rotkegel, uns früher freizubekommen, blieben trotz eifriger Verhandlungen zwischen Petersburg und Moskau völlig ergebnislos. Eine Zeitlang schien es fast, als ob die Macht des Ungarischen Sowjets von Moskau aus gebrochen werden könnte, allein es blieb alles beim alten; auch eine neue Untersuchung auf Invaliditätsgrade blieb unberücksichtigt.

Inzwischen haben wir schon fünf Transporte mit zusammen fast 1000 Kriegsgefangenen durch unser Heim abgefertigt; nur wir sind noch immer hier!

An die verschiedenen Arbeiten hatte man sich leidlich gewöhnt, ja oft war man schon begierig, was der nächste Tag bringen würde. Beim Abladen der Waggons mit Lebensmitteln drückten auch die Wächter die Augen zu, wenn etwas zur Aufbesserung der mageren Kost „hängen" blieb, oder gaben uns selbst von den Vorräten. Die Abende ließ ich mir aber nicht nehmen, sondern verbrachte manche schöne Stunden bei Breissigs, war mit ihnen im Theater (unter anderem bei einer vorzüglichen Erstaufführung von Charpentiers „Louise" im Michailofsky-Theater) oder zeigte ihnen einiges von meinen Schätzen aus Turkestan. Als ich dort gelegentlich die Wiener Ärztin Frau Dr. Pappenheim kennenlernte, die für die Hungergebiete Südrußlands Medikamente brachte, bekam ich zum erstenmal verläßliche und beruhigende Nachrichten über die Lage in Wien.

In der Petrikirche genoß ich schönes Orgelspiel und einen Abend wohnte ich einem Klavierkonzert der Pianistin Epanitschnikowa bei, das vielleicht am besten die hiesigen Verhältnisse beleuchtete: der ungeheizte große Saal war bitterkalt, die Zuhörer saßen in Pelzen und Filzstiefeln, ebenso die Künstlerin, die neben dem herrlichen Bechstein-Flügel einen Samowar stehen hatte, um sich in den Pausen daran die Hände für die nächste Programmnummer zu wärmen!

*

12. Februar 1921. Mit Erfolg habe ich heute am Kriegszensuramt alle meine Schätze an Büchern und Bildern gerettet. Die jungen Damen des Bureaus hatten mich in meiner phantastischen Tracht mit dem weiten braunen Kirgisenmantel und der blauen Haube mit dem Seehundrand sofort wiedererkannt. Diesmal war ich so klug, mein Anliegen gleich damit zu unterstützen, daß ich nicht nur alles Erdenkliche von der Schönheit Turkestans erzählte

Digitized by Google

(das ja hier in Petersburg fast überhaupt niemand kennt), sondern auch den Damen aus meinen Dubletten einige Ansichtskarten, vor allem aber getrocknete Aprikosen und Rosinen zum Geschenk brachte, hier lukullische Genüsse! Ich war damit nicht sparsam und so war die Schlacht gewonnen. Die eine von ihnen übernahm das prächtige Schreiben von Karin Niasi, die andere alle Bücher, die dritte die Bilder, und nach etwa einer halben Stunde Wartens überreichten sie mir ein nach allen Regeln der Kunst verschnürtes und mit acht Siegeln verschlossenes Paket, dazu einen kleinen Papierstreifen mit einer Unzahl Unterschriften, das Dokument, um das Paket unbehindert über die Grenze nehmen zu können. Meine Anwesenheit ging übrigens im ganzen Amt wie ein Lauffeuer herum, immer erschienen neue Interessentinnen für Turkestan, — bis meine Vorräte erschöpft waren.

13. Februar 1921. Mitten in das Großreinemachen unseres Hauses, das uns heute oblag, kam eine entscheidende Nachricht, die alle Arbeit ins Stocken brachte: der Österreichisch-ungarische Sowjet ist gestern aufgelöst und die Hauptführer Kaldor und Groß, denen wir in erster Linie unser Schicksal verdanken, sind verhaftet worden. Für uns hier Zurückgehaltenen wird ein eigener Transport zusammengestellt werden, der uns unter Bedeckung über die russische Grenze bringt. Wär's wirklich möglich? Es ist eine Schande, daß wir eine Bedeckung zum Schutz vor unseren eigenen Leuten brauchen, damit wir nicht in Jamburg aus irgendeinem nichtigen Grunde wieder zurückgeschickt werden, wie dies so manchem Kameraden schon geschehen ist! Der letzte Racheakt der Entthronten war, daß sie für den morgigen Transport die drei Jüngsten unter uns als die einzigen freigaben.

15. Februar 1921. Kein Zweifel mehr, diesmal ist es nicht mehr Lug und Trug! Von der hiesigen Kommunistenpartei sind abends Ratka und Fleischmann gekommen und haben an uns alle, Mann für Mann, die Passierscheine über Narwa ausgefolgt, genau so wie wir solche für die tausend anderen Durchzügler ausgefertigt hatten. Ein letztes Spießrutenlaufen gab es noch bei der Abgabe der Personalien — wir trauten unseren Augen und Ohren kaum —, auch das ging vorüber, dann hatten wir das gültige Papier in Händen. War es wirklich das Ende der Kriegsgefangenschaft?

16. Februar 1921. Eine neue Zeit war mit dem heutigen Tag angebrochen; ungeheure Bewegung war im ganzen Hause. Wir

Digitized by Google

scheuerten das Deutsche Heim, das uns eine so gastliche Stätte gewesen, blitzblank, denn wir sollen schon Freitag fahren.

17. Februar 1921. Es ist nunmehr sicher, wir fahren morgen. Unendliche Freude hat diese Nachricht ausgelöst. Wir 47 Zurückgehaltenen bilden einen Sondertransport; zu unserer Freude ist aus dem Spital auch Fritsch wieder zu uns gekommen, ebenso andere Kameraden aus der Stadt, die in unseren Transport eingeteilt worden sind.

Um 8 Uhr wurde bei uns eine Art Meeting abgehalten, bei welchem Rotkegel eine lange, freilich kommunistisch gefärbte Rede hielt und uns davor warnte, zu Hause gegen die Kommunisten aufzutreten, weil es ja doch hier bekannt, und jenen unserer Kameraden, die noch nicht weggelassen wurden, die Heimfahrt vielleicht gänzlich unmöglich machen würde. Wir alle waren sicher keine Anhänger von Rotkegels marxistischen Ideen, wir müssen aber zugeben, daß er von den Kommunisten der einzige war, der sich für uns eingesetzt hatte, und ihm allein verdanken wir es, wenn wir morgen von hier loskommen. Ich nahm keinen Anstand, in einigen Worten dies vor allen Kameraden festzustellen und Rotkegel für seine Bemühungen zu danken.

Den letzten Abend verbrachte ich in einem überaus herzlichen Beisammensein mit Breissigs.

18. Februar 1921. Abreise! Um 3 Uhr kam das große Lastauto, auf dem wir unseren Kram auftürmten, jeder hatte ja nur wenig, wir waren aber doch unserer 47; endlich war alles verstaut. Von Breissigs, denen wir alle zu unverbrüchlichem Danke verpflichtet sind, nahmen wir wahrhaft herzlichen Abschied, dann folgten wir zu Fuß dem Wagen mit unserem Gepäck. Um 7 Uhr abends stand der Zug bereit, in dem wir unsere Waggons beziehen konnten. Wir hatten auch dafür Sorge getragen, daß in unserem Wagen die zwei zu unserem Schutze bis Jamburg mitfahrenden Kommunisten Fleischmann und Drum untergebracht wurden. Für den Abend stand eine Baracke mit Teebetrieb zur Verfügung, wo wir uns die Zeit bis zur Abfahrt des Zuges recht und schlecht vertrieben. Gegen Mitternacht hieß es plötzlich, die Wagen besteigen.

19. Februar 1921. Es war noch tief finstere Nacht, als sich gegen $^1/_2$6 Uhr früh unser Zug tatsächlich in Bewegung setzte; fast auf den Tag zwei Monate waren wir in Petersburg zurückgehalten worden. Mit jedem Kilometer, den wir der russischen Grenze

Digitized by Google

näherkamen, stieg unsere Spannung, wir waren ja noch immer unsicher, ob alles gut ablaufen würde. Zu Mittag waren wir in Gatschina, dann kam der Zug nur sehr langsam vorwärts und hielt von 5 Uhr an und die ganze Nacht 9 Kilometer vor Jamburg.

20. Februar 1921. Unser Zug, dem einige Wagen mit estnischen Auswanderern angehängt worden waren, wurde am Morgen auf den Außenbahnhof von Jamburg gebracht; wir standen in fieberhafter Erwartung, wie die Würfel fallen würden. Die Visitierung der Papiere und des Gepäcks begann bei den Esten, wo die Rotarmisten ungeheure Mengen von Romanowgeld, Schmuck, Perlen und Diamanten aufdeckten, die sie kurzerhand wegnahmen. Diese unerwartet glänzende Beute war unser Glück gewesen; um 9 Uhr wurden auch unsere Wagen von Rotgardisten mit aufgepflanztem Seitengewehr umstellt. Ich bekenne, daß in diesem Augenblick meine Aufregung aufs höchste gestiegen war. Man führte uns aus den Wagen, wir durften nur unsere Papiere und unser Geld mitnehmen und wurden in einen abseits gelegenen Bahnhofschuppen gebracht, den jeder einzeln zu passieren hatte; Papiere, Geldvorräte und Brieftasche waren vorzuweisen. Erfreulicherweise wurde gar nichts abgenommen, nicht einmal die Platten von den Aufnahmen meiner Kibitka in Skobelew. Nun kam das Gepäck an die Reihe; der Berg von Fetzenbündeln, der unser Gepäck bildete, war wohl kein Objekt, das Perlen und Diamanten barg, und als der Kommissar mit seinen Helfershelfern nur einen kurzen Blick in unsere beiden Wagen mit unserer armseligen Habe geworfen hatte, waren wir mit den kurzen Worten abgetan: „Ihr habt ja ohnehin nichts, Ihr seid ja Kriegsgefangene!“ Nichts war berührt worden, die Hölzer um meine Decken waren noch dort, alles, was ich besaß, war mir verblieben! Wir mußten in die Wagen zurück, die bewacht blieben. Erst spät abends erfuhren wir, daß alles erledigt wäre und wir mit unseren Sachen glatt über die Grenze fahren könnten.

21. Februar 1921. Es war wenige Minuten vor Mitternacht, als zu unserer grenzenlosen Freude der Zug langsam und vorsichtig anfuhr; um ein Uhr früh waren die Stacheldrahtverhaue an der russischen Grenze erreicht, noch einige Minuten, und wir hatten die russische Grenze hinter uns! All das große Leid und die vielen Gefahren der letzten Jahre, all die Angst und die Aufregung, die bis zum letzten Augenblick die Freude an der

Digitized by Google

Heimkehr nicht hatte aufkommen lassen, waren jetzt vorüber! Man hätte Gott auf den Knien danken wollen!

Wir fuhren langsam durch die verschneite Winterlandschaft. Vormittags erreichten wir Narwa, wo wir aufs beste von einer Internationalen Roten-Kreuz-Kommission empfangen wurden. Zu Fuß ging es dann durch die liebe freundliche Stadt auf die malerische Festung. Eine andere Welt! Alle schönen Einrichtungen dieses Durchzugslagers standen unserer kleinen Gruppe zur Verfügung; ja wir erhielten sogar Wäsche und auch Kleider. Das bürgerliche Mittagessen war für unsere Begriffe einfach herrlich. Es gab Dinge, die wir fast nicht mehr für möglich hielten. Abends kam unerwartet telephonische Nachricht, wir könnten noch morgen früh das von Baltischport abgehende Schiff erreichen, wenn wir hier nicht zur Nacht blieben, sondern uns sofort wieder einwaggonierten. Im Nu war alles wieder zusammengerafft, und bei herrlichstem Mondschein pilgerten wir im knirschenden Schnee aus der Festung zur Bahn zurück. Dort standen schon für uns drei recht gut eingerichtete Gepäckwagen bereit, es gab sogar reichlich Holz für den kleinen eisernen Ofen in der Wagenmitte.

22. Februar 1921. Unser kleiner Zug scheint wahrlich keine Eile zu haben. Die Nacht habe ich im Zug, der reichlich für alle Platz hatte, glänzend verbracht; wie lange war es doch her, daß wir uns mit solcher innerer Ruhe hatten niederlegen können! Früh kamen wir in laues Frühlingswetter, trotzdem die Landschaft um uns noch vollständig im Schnee lag. Wir fuhren über Reval und langten um 1 Uhr in Baltischport an, wo uns der Zug bis auf das Hafengeleise hinausfuhr. Seit Jahren und Jahren sahen wir zum erstenmal das Meer wieder; rasch war unser Gepäck in der Barkasse und in einigen Etappen wurde es ebenso wie wir auf das kleine schwedische Schiff „Aamot" umgeladen, einen winzigen Dampfer, der bloß 60 Plätze hatte; das war ja jetzt reichlich genug für uns 47. Wie ganz anders war es hier als auf dem „Transbalt"! Überall wurden wir freundlich empfangen; wir bekamen einfache, aber gute Verpflegung, ja es gab sogar eine Radiostation auf dem Schiff, von der man an die Seinen telegraphieren konnte. Die Deckräume waren schön warm geheizt und hatten genügend Beleuchtung.

23. Februar 1921. Es war herrlich schön, am grauen Morgen vom Schiff aus das winterliche Hafenbild auf sich wirken zu lassen. Um 7 Uhr, beim ersten Dämmern, wurden die Anker gelichtet,

Digitized by Google

die kleine Aamot setzte ihre Maschinen in Bewegung. Es war wie ein schöner Traum, als diese merkwürdige Meeresfahrt begann. Die Aamot fuhr erst äußerst vorsichtig zwischen den großen Eistafeln wie ein Eisbrecher manövrierend hinaus, bis wir das offene Meer erreicht hatten. Das Wetter wurde immer besser, nachmittags kam aus dem Nebel auf kurze Zeit die Sonne hervor, um dann im Meer zu versinken. Ich genoß die wundervolle Fahrt und blieb fast ausschließlich auf Deck, zumal etwas Seegang war, der bald einige Opfer unter uns forderte.

Mitten im Genießen dieser glückhaften ruhevollen Stunden wurde mit einem fürchterlichen Ruck unser Schiff plötzlich herumgerissen, laute Kommandorufe ertönten, die Mannschaft und auch wir stürzten auf das Deck hinauf — ungeheure Aufregung — doch war die Gefahr schon gebannt. Im letzten Augenblick hatte der Kapitän eine auf das Schiff zutreibende Mine entdeckt, an der wir mit knapper Not vorbeigekommen waren. Die Matrosen versuchten dann, sie aus etwa 50 Schritt Entfernung abzuschießen, aber trotz des heftigsten Feuers traf bei dem Seegang keiner den Kopf der Mine. Wieder wurden wir so recht daran erinnert, daß wir wie in diesen langen sechs Jahren so auch bis zum letzten Augenblick auf unserer Heimfahrt in Gottes Hand sind. Am meisten bestürzt war der Kapitän, der offen zugab, daß es sich nur um Sekunden gehandelt hätte; wenn die gleiche Mine bei Nacht unseren Kurs gekreuzt hätte, wären wir alle rettungslos verloren gewesen!

In der Heimat

Drei Tage währte diese einzig schöne Seefahrt. Es war ein herrlicher Frühlingstag, als Deutschlands Küste sichtbar wurde; immer näher kamen die schmucken Ansiedlungen und malerischen Wälder, überall grünte der Frühling. Dann folgte die Fahrt durch das schöne Haff bis nach Stettin.

Am nächsten Morgen schon nahm uns die Eisenbahn auf; wir durchfuhren wohlgepflegte Ländereien, saubere Dörfer und Städte, wo Ruhe, Friede und Arbeitsfleiß herrschten. Wir kamen über Berlin, Leipzig, Regensburg und erreichten bei Passau die österreichische Grenze; hier war die letzte Nächtigung im Zug. Nur über die Preise erschraken wir. Übernahmskommissionen und Verpflegsstellen nahmen uns in Empfang und sorgten für uns. Der

Digitized by Google

nächste Tag brachte uns die bekannten lieben Gegenden unserer Heimat — immer näher rückte Wien.

In Amstetten sah ich meinen älteren Bruder; er war der erste von den Meinen, den ich nach so langer Trennung in meine Arme schließen konnte. Von ihm erst hörte ich, daß mein alter Vater noch am Leben sei; welches Glück, zu hören, daß ich ihn morgen sehen werde!

In Wien, wo wir spät abends eintrafen, sah ich meine Frau wieder, die treulich unsere Kinder gehütet hatte. Am nächsten Tage fuhr ich zeitlich morgens in unser altes Haus, wo seit Großvaters Zeiten mein Vater wohnte. Kaum eines Wortes mächtig lagen wir uns in den Armen. Mein guter Vater, vor dem Kriege noch ein rüstiger alter Mann, war ein gebrechlicher Greis von 83 Jahren geworden. Wie dankte ich Gott, daß er ihn und mich diese Stunde hat erleben lassen! „Jetzt kann ich ruhig sterben", meinte mein Vater immer und immer wieder. Und so war es auch. Er hielt sein Leben für erfüllt, wenige Wochen darauf war es zu Ende.

*

Das Glück des Wiedersehens mit meinen beiden Jungen erlebte ich wenige Tage nach meiner Rückkehr. Wir waren nach Kremsmünster gefahren, wo sie erzogen wurden; als unser Zug einfuhr, da standen sie dort, gesund und kräftig, prächtig schöne Burschen, das Schönste, was mir Gott geschenkt hat. Ich erfuhr erst später, daß Herri, den ich als fünfjähriges Kind zum letztenmal gesehen, seinen großen Bruder gebeten hatte: „Nicht wahr, Friedl, du wirst mir zeigen, wer der Papa ist?"

Digitized by Google

Anhang

Erläuterungen zu Tafel VIII

Oberste Reihe: Kurzstielige, in ganz Turkestan übliche Peitsche aus geflochtenen Lederstreifen. — Trockenleger für Knaben und für Mädchen (s. S. 28). — Sartisches Geldtäschchen mit Lederfransen in Silberstreifen-Flechtarbeit. — Tekinzer Eseltasche mit der typischen Musterung in besonders dichter Teppichknüpfarbeit (aus Samarkand). — Werkzeugtasche eines Hufschmiedes in Teppicharbeit (aus Dschisak). — Zusammengefaltete sartische Tibitejka aus schwarzem Stoff mit weißer Stickerei (aus Namangan).

Mittlere Reihe: In Kreuzstich reich gesticktes Damentäschchen mit Zugvorrichtung und Troddeln zum Aufbewahren des Antimonstiftes (*surma*) für das Zusammenschminken der Augenbrauen, für Parfüm usw. (aus Samarkand). — Drei Tschainikab (s. S. 21) aus der Steppengegend von Dschisak, der erste aus einem einzigen Stück Buchsbaumholz geschnitzt, die beiden anderen ganz aus buntem Leder hergestellt, mit reichen Lederfransen verziert. — Ganz aus Leder hergestellte kirgisische Ölflasche mit Einguß und Ausguß, die Nähte kunstvoll mit Leder überflochten.

Letzte und vorletzte Reihe: Große, über ihre ganze Fläche in Gobelinarbeit gestickte Tibitejka. — Rechts: Tibitejka eines Bucharer Juden aus kardinalrotem golddurchwirktem Stoff. — Drei Koranpulte in zusammengeklapptem Zustand, zuunterst ein zweiteiliges nach Art der Scherenstühle, darüber (aus dunklem Holz) ein vierteiliges, über diesem ein achtteiliges (die beiden letzteren aus Samarkand), darüber, rechts auf der Tafel, das vierteilige aufgestellt, links das achtteilige in einer der zwölf möglichen Aufstellungsarten. Die Pulte enthalten keinen Nagel und keine Schrauben, sie sind aus einem einzigen Stück Holz so kunstvoll gesägt und ausgestemmt, daß sie sich aufstellen und wieder zusammenlegen lassen und die dazu nötigen Stützpunkte durch die Art der Schnitzerei haben.

Digitized by Google

Übersetzung der Proklamation (Tafel XI) von der Übergabe der Macht an die autonome turkestanische Regierung

An das Volk von Ferghana.

Beschluß der städtischen Duma und des Komitees der öffentlichen Organisationen der Stadt Skobelew, welcher in der Sitzung vom 20.—7. Februar dieses Jahres nach Anhörung des Berichtes der Mitglieder der autonomen Regierung, der Räte Mir Adil Mirza Achmed, Kuschbeg und des Vorsitzenden des Ferghaner Kreisrates der muselmanischen Organisationen Dada Bejs über die Vorgänge in der Ferghana gefaßt wurde.

Die städtische Duma und das Komitee der öffentlichen Organisationen der Stadt Skobelew hält es für notwendig, unverzüglich die Macht der autonomen turkestanischen Regierung zu übergeben, die bis zum Ausbau ihrer Organisation auf allen amtlichen Stellen des Ferghaner Gebietes einen provisorischen allgemeinen Gebietsrat der Ferghana aufstellen wird.

Dieser Gebietsrat wird wie folgt zusammengesetzt:

1. aus der gleichen Anzahl von Mitgliedern der autonomen Regierung in Skobelew und Mitgliedern des Volksrates;
2. aus drei Vertretern der Kreisverwaltung;
3. aus zwei Vertretern der öffentlichen Organisationen des Kreises;
4. aus je einem Vertreter des Rates der Arbeiter- und Soldatendeputierten des Kreises und der professionellen Arbeiterverbände des Kreises;
5. aus je einem Vertreter der Parteiorganisationen des Kreises;
6. die europäischen und die muselmanischen Vertreter sind gleichgestellt.

Die städtische Duma und das Komitee der öffentlichen Organisationen nimmt an, daß die autonome Regierung sofort an den Ausbau der Organisation ihrer Macht im Gebiete herantreten wird, nach deren Durchführung der allgemeine Kreissowjet von Ferghana unverzüglich seine Vollmachten zurücklegt.

Das Exekutivorgan der Bezirksverwaltung wird vom allgemeinen Gebietsrate gewählt.

Der vorhandene Militärstab wird liquidiert.

Der erfolgte Beschluß der Duma ist sofort dem Volke von Ferghana bekanntzugeben.

Der vorstehende Beschluß wurde einstimmig gefaßt.

Der Bürgermeister: **Wassiljeff** Der Stadtsekretär: **Podoljak**

Digitized by Google

Übersetzung des Telegramms (Tafel XII) von der Unterzeichnung des Friedens von Brest-Litowsk

Preis 20 Kopeken **Extra-Ausgabe**

TELEGRAMME

der Zeitung „Schild des Volkes“

Unterzeichnung des Friedensvertrages.

Petrograd, 3. März. Heute um 5 Uhr nachmittags ist in Brest-Litowsk der Friedensvertrag zwischen Rußland und den Zentralmächten unterzeichnet worden auf Grundlage des Antrages vom 21. Februar mit allen weiteren Ergänzungen.

Petrograd, 4. März. Heute 7 Uhr morgens ist die offizielle Nachricht eingetroffen, daß unsere Delegation gestern, den 3. März, 5 Uhr nachmittags den Friedensvertrag mit Deutschland und seinen Verbündeten unterzeichnet hat. Die Delegation befindet sich augenblicklich auf dem Wege nach Petrograd. Der Text des Friedensvertrages wird unmittelbar nach der Rückkehr der Delegation veröffentlicht werden. Die Ratifikation des Textes und die endgültige Bestätigung des Friedensvertrages ist für den 17. März angesetzt und hängt vom allrussischen Kongreß der Räte- und Bauerndeputierten ab, der laut Beschluß des Zentralexekutivkomitees in Moskau am 12. März zusammentreten wird.

Der Vorsitzende des Rates der Volkskommissäre:
Uljanoff (Lenin).

Volkskommissär:
Trotzki.

Digitized by Google

Übersetzung des Dokumentes (Tafel XVI) vom 6. März 1920.
Friedensvertrag mit dem Räuberanführer Mandamin Bej

Inhalt der getroffenen Vereinbarung zwischen dem Kriegskommandanten der zweiten Turkestaner Schützendivision und Mahmed Amin Bej, oberster Befehlshaber der muselmanischen Truppen.

Wir zur Unterzeichnung Zusammengetretenen, und zwar einerseits Weriofkin Rahalsky, Natschalnik der 2. Turkestaner Schützendivision, Divisionskriegskommissär Slivtschinsky in Übereinstimmung mit den vom temporären revolutionären Sowjet gegebenen Weisungen, anderseits Mahmed Amin Bej, oberster Befehlshaber der muselmanischen Truppen, wir treffen eine Vereinbarung des folgenden Inhaltes, daß ich, Mahmed Amin Bej, selbst, meine Soldaten, meine Kurbaschi und meine Unterführer die Sowjetregierung bestätigen und anerkennen, uns ihren Anordnungen unterwerfen und ich mich gleichzeitig zur Einhaltung der mich betreffenden im folgenden niedergelegten Bestimmungen verpflichte.

1. Die Sowjetregierung stellt fest, daß alle jene, die während der Aufstandsbewegung in der Provinz Turkestan zur Verteidigung der Unterdrückten die Waffe ergriffen und gekämpft haben, dies als den Gesetzen des Schariats entsprechend getan haben, daß also die Muselmanen ihren Vorschriften des Schariats folgend gehandelt haben (so daß sie hiefür nicht belangt werden können).

2. Als ständiger Sitz meines Truppenkörpers (Otriad) wird Namangan festgesetzt.

3. Ich verpflichte mich, mit allen meinen Mitteln die bestehende Sowjetmacht innerhalb des Ferghaner Gebietes gegen alle inneren und äußeren Feinde zu verteidigen; mit meinen Truppen werde ich jedoch das Gebiet der Ferghana nicht überschreiten.

4. Den in meinen Truppenabteilungen in Dienst gestandenen Russen wird vollständige Amnestie erteilt; diesen bleibt es freigestellt, falls sie es wollen, auch weiterhin in den Reihen meiner Truppen zu verbleiben.

5. Ich werde nicht länger als bis zum 21. März dieses Jahres hier verbleiben, vielmehr nach öffentlicher Bezeugung meiner Anerkennung der Sowjetmacht vor dem revolutionären Kriegssowjet mich mit meinen Unterbefehlshabern nach Taschkent begeben.

Der oberste Befehlshaber der muselmanischen Truppen:
Mahmed Amin Bej.

Der Natschalnik des Stabes:
Bilkin.

Zur Kenntnis genommen, unterfertigt und das Siegel beigefügt.

Turkestaner Typographie der Föderation der russischen Sowjetrepubliken.

Digitized by Google

Verzeichnis der fremdländischen Worte

achir Ende
aid (id) Feiertag
aiwan offene Säulenstellung
ak weiß
aksakal Weißbart, Dorfältester
amin Dorfvorstand
arba hoher, zweirädriger Karren
arbakesch Arbenkutscher
artscha Wacholdergattung
arusa Fastenzeit
aschna Bekannter
aschulatschi Straßensänger
asker Krieger, Soldat
aul Jurtenansiedlung
baibatscha Lustknabe
barchana Wanderdüne
basmatschi Aufständischer
bej Titel eines höheren Funktionärs
bulsun sei
buntschuk kleiner Wimpel an einem heiligen Ort
bujuruk Erlaubnisschein
burdak Schaffleischspeise
chana Haus, Raum
chaus Teich für die rituellen Waschungen
chodscha Priester
chosain Hausherr
chuda Gott
dad Hilfe
damullah Ortsgeistlicher
dange Enge, Schlucht
dawan Paß
dost Freund
dungus Wildschwein
dusach Hölle
eschak Esel
garm heiß
garmsil heißer Wind, Staubwind
geschgul Almosenbüchse
guldschan Wurzel als Brotersatz
guristan Friedhof
haftijak Katechismus
hammam Bad
isch Arbeit, Geschäft
jachschi gut
jaman schlecht
jok nein
kadi Ortsrichter
kalak Kopfputz der Kirgisinnen
kalin Brautgeld
kar Schnee
kara schwarz
karaul Wächter
kasik Pfahl
keklik Steinhuhn
ketmen sartische Haue
kiah Berg
kiik Steinbock
kischlak Ortschaft
kischmisch getrocknete Rosinen
kok grün
koktschai grüner Tee
kul Hand
kul (gul) See
kum Sand, Steppe
kup viel
kurban Opfer
kurgan Festung
kursi Teebank, Pult
kusch Vogel
madrasa Klosterschule

Digitized by Google

maili vielleicht
maktab Schule
malacha kirgisische Fellhaube
mangal Becken für Holzkohlenfeuer
masar Grabmal
mata einheimischer Baumwollstoff
michman Gast
michmanchana Gasthof
mirgen Jäger
mischalla einheimische Schaumspeise
mubarak gesegnet
muchtariat autonomer Staat
muellim Lehrer
mullah Geistlicher
namas Gebet
non Fladenbrot
nonwai Bäcker
parantscha Kuttengewand der Frauen
pascha Pascha, Herrscher
perde Vorhang
rumol Gürteltuch
sakal Bart
salam Gruß („Friede!")
schaitan Teufel
schalat Kaftan, Rock
schamal Sturm
schaschlik gebratene Hammelfleisch-stücke
scherif erhaben
saman Zeit
silou Gastgeschenk
su Wasser, Fluß
suur Murmeltier
tabib Arzt
tag Berg
talab Schüler einer Klosterschule
tamascha Fest, Ausflug
tandir Tonofen
tartib Ordnung
tegerman Mühle
tegermantschi Müller
tepe Hügel
tibitejka sartische* Kopfbedeckung
tschai Tee
tschaichana Teehaus
tschainik Teekanne
tschainikab Teeschalenbehälter
tschaljab Freudenmädchen
tschaljabchana Freudenhaus
tschimat Roßhaarschleier der Frauen
tun Mantel
tutara lautenartiges Musikinstrument
uj Hütte
urda Mitte, Hauptplatz
uruk getrocknete Aprikosen
uschak Diener

---

* An Stelle von „Sarte" und „sartisch" ist heute allgemein die Bezeichnung „Usbeke" und „usbekisch" eingeführt; erstere gilt heute als abfällig.

Digitized by Google

Übersichtskarte von Turkestan

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 02671 6517

Digitized by Google

Digitized by Google